

Von der Höhlenmalerei zur Hochkultur am Göbekli Tepe

Zur Soziologie früherer Gemeinschaften,
der Kognition und der Geschlechter
im Jung-Paläolithikum

Lars Hennings



λογος

Von der Höhlenmalerei zur Hochkultur am Göbekli Tepe

Zur Soziologie früherer Gemeinschaften, der Kognition und der
Geschlechter im Jung-Paläolithikum

Lars Hennings

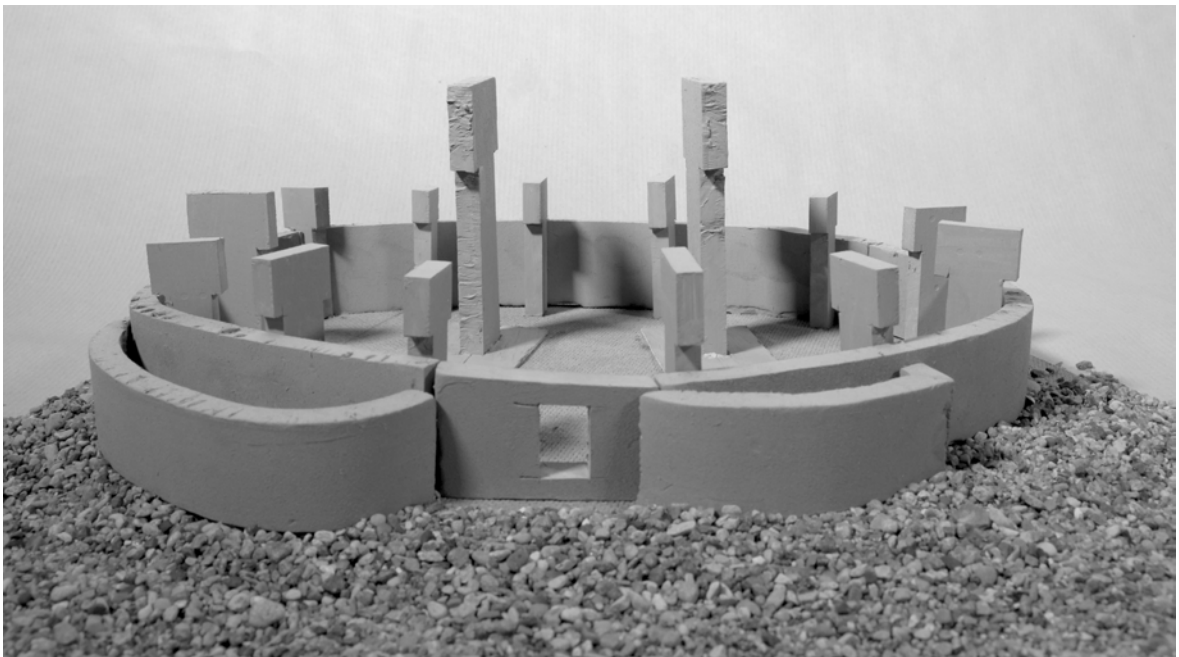
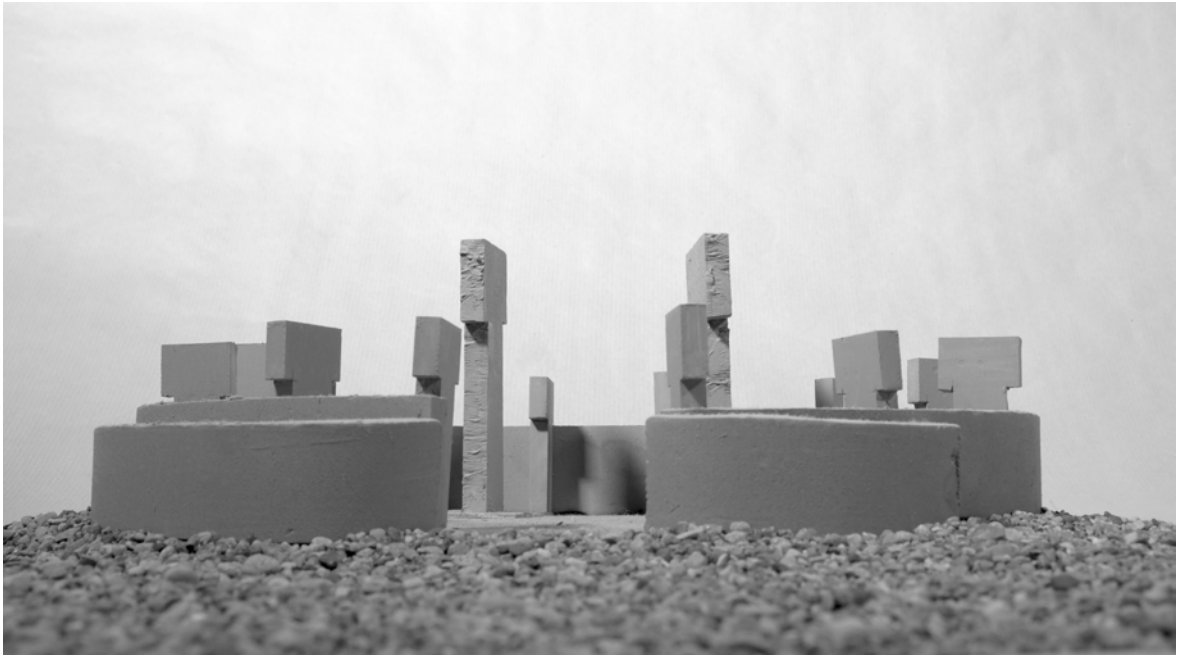
Inhaltsverzeichnis

Teil 1 Grundlagen	7
Einleitung	9
Lucy und die Entstehung des Denkens	19
Die ersten Werkzeuge?	21
Gattung Homo	24
Der neue Mensch aus Afrika	27
Kognitiver Systemwechsel	30
Zum Beginn der Kultur	33
Symbolik	38
Vom Zeigen zur Sprache	40
Methodische Hinweise	45
Gemeinschafts-Typen	48
Ontogenese und Psyche	55
Gott entstammt der Ontogenese	55
Stadien der Ontogenese	58
Kapazität und Kompetenz	59
Der Präfrontale Kortex	61
Zur Psychologie des frühen Homo sapiens	64
Quellenkritik	69
Rezente Urvölker	69
Zur Analyse der Quellen	72
Exkurs: traditionale Kausalität	74
Mythen	77
Ursprungsmythen - Frauenunterdrückung	79
Männliche Fruchtbarkeit	84
Historische Form der Logik	89
Sonderform: Fünfjährige	89
Exkurs: Soziogenese	91
Traditionale Logik	93
Ursprung oder moderner Prozess	96
Exkurs: Prozess versus Mystifikation	97

Teil 2 - Lebensformen der WildbeuterInnen	101
Eurasien	103
Die Epochen des Jung-Paläolithikums	105
Aurignacien	105
Gravettin	108
Solutréen	109
Magdalénien	110
Türkei, Naher Osten	111
Ältere WildbeuterInnen	115
Zu den frühen Funden Eurasiens	116
Höhlenkunst?	119
Exkurs: Modernes Kunstverständnis	121
Die Phasen der Höhlenforschung	122
Exkurs: Abbildungen von Menschen?	127
Kinderzeichnung	129
Exkurs: Neuere Höhlen-Forschung	131
Jüngere WildbeuterInnen	135
Ein neues Fühlen	139
Emotionen	140
Quasi-Paranoid?	144
Ehre, Befriedung	146
Grund-Emotionen?	148
Kriegslust?	151
Exkurs: Gewalt bei rezenten Urvölkern	152
Neuerungsfeindschaft	156
Soziale Triebkräfte in der Steinzeit	158
Macht	159
Exkurs: Trobriand 1 - Gabe und Macht	162
Geschlechterverhältnis	165
Exkurs: Trobriand 2 - Frauengleichheit?	168
Exkurs: Geschlecht in der Wissenschaft	174
Institutionalisierung	175
Religiosität	179
Das Ende der Eiszeit	183

Sozial-differenzierte Gemeinschaft	185
Siedlungen als Entwicklungslinie	187
Exkurs: Jericho	189
Exkurs: Die Frauen von Çatal Hüyük	190
Exkurs: Urukisierung	191
Der Göbekli Tepe	192
Insel im Urmeer mit Phallus?	193
Die neuen Götter	198
Solitäre Kunst und Relief	202
Die Baustelle	204
Person	209
Pädagogik in Sumer	212
Hochkultur der Steinzeit	215
Stammes-Organisation	216
Heiliger Männerbund?	220
Produktion, Handel	224
Befriedung durch rituellen Tausch	227
Resümee zum Leben am Göbekli Tepe	230
Die Geburt der Person im Jung-Paläolithikum	233
Kurzfassung/ Autor	237
Literatur	239

Teil 1 Grundlagen



Modell: Göbekli Tepe, Anlage D,
real waren die Mauern wohl höher als hier gezeigt, mglw. gab es nur
zwölf äussere T-Pfeiler. (© hennings; frei nach Schmidt, 2008)

Einleitung

Neben der biologischen Entwicklung hin zum modernen Menschen entstanden Denken und Logik in einem *eigenen* Prozess. Eine besondere Innovation gab es dazu ab dem Beginn des *Jung-Paläolithikums* vor 40.000 Jahren, als *Homo sapiens* das westliche Eurasien erreichte: ein damals gemalter roter Fleck am Monte Castillo in Spanien verweist bereits auf die beginnende Fähigkeit zur Malerei, wie sie 3.000 Jahre später unter einem Felsüberhang, dem Abri Castanet in Frankreich, als halber Rinderkörper ausgeführt ist. Fast gleichzeitig wurden geschnitzte Figuren und mehrlöchrige Flöten in der Schwäbischen Alb hergestellt. Von vor 32.000 Jahren stammen dann die ersten einfachen Bilder in der später weiter ausgemalten französischen Grotte Chauvet: Nashörner. Diese frühen *Rekonstruktionen* der Umwelt zeigen eine neue Qualität der *Kommunikation*, die jedoch, wie andere archäologischen Funde belegen, noch keine ausgeprägt grammatikalische Sprech-Sprache benötigte. Es reichten ursprüngliches Zeigen, Gebärden und erste *erlernte* Wörter aus. Soweit die Ausgangs-These.

Noch immer gilt diese Epoche, die nach 30.000 Jahren durch die bäuerliche Produktionsweise abgelöst wurde, als die fast ewig gleicher „Jäger und Sammler“. Obwohl wir vom Beginn des Baus grösserer Siedlungen ab vor gut 20.000 Jahren wissen. Und 1.500 Jahre vor der Durchsetzung des Landbaus errichteten bereits *sesshafte WildbeuterInnen* ein gewaltiges steinernes Monument, den *Göbekli Tepe* (bei Şanlıurfa, Türkei). Das entstand nicht unvermittelt, sondern in einem nachvollziehbaren Prozess der Kognition.

Mit einfachen Worten und recht illustrativ wird hier das Jung-Paläolithikum aus *soziologischer* Sicht interdisziplinär analysiert und in die Sozialwissenschaften eingebunden. Es geht um den unverkrampften Versuch einer neuen Sicht auf die Anfänge der Kultur und des Sozialen, hier und da etwas spekulativ, letztlich aber streng *empirisch*, den belegbaren Fakten folgend. Dabei werden die Grundlagen der Fachbereiche, von denen ich ausgehe, verständlich erläutert, um allein mit diesem Text eine erste Diskussion zu ermöglichen, die ohne entsprechende Vorbildung verstehbar ist. Im Ergebnis wird ein deutlicher *sozialer Wandel* bereits bei den frühen WildbeuterInnen Eurasiens sichtbar. Der Schwerpunkt liegt auf dem Prozess des Geistes, der Kognition, da Denken, Logik und Kommunikation bislang nicht hinreichend bedacht worden sind.

Erst vor knapp 200.000 Jahren war in Afrika *Homo sapiens* als neue Art/ Spezies entstanden, zu der alle heutigen Menschen gehören. Ab vor 50.000 Jahren hatten sie ihre Sammel- und Jagdgründe Schritt für Schritt nach Eurasien ausgedehnt. Und die *Frühmenschen*, *Homo erectus*, *neanderthalensis* oder *pekinensis*, starben aus. Zwei gegenläufige Einschätzungen kennzeichnen die Kognition unserer Art ab vor 40.000 Jahren in West-Europa:

Einerseits boten die Fähigkeiten zum *Bild*, der *Skulptur* und der *Musik* ganz neue intellektuelle Möglichkeiten und Ausdrucksweisen, die auch als Entwicklung der geistigen *Reflexion* zu interpretieren sind. Bald ist mit der Sprech-Sprache das kognitive „Instrumentarium“ komplett, das in den folgenden Jahrtausenden und bis *heute* die wachsende Kompetenz ermöglicht, sofern die Umwelt es erfordert. Bei relativ günstigem Klima des westlichen Eurasiens wurde eine *Kultur* geprägt, deren Praxis *erstmal*s erkennbar über die reine Ernährung hinausging. Es kam wohl zu einer dichterem Bevölkerung, und intensive Kontakte fördern die sozialen Fähigkeiten.

Andererseits reichte für den *Beginn* dieser neuen Epoche ein sehr schlichter Geist aus, den wir uns heute nur schwer vorstellen können, den aber die weiteren einfachen Artefakte jener Zeit aus Stein, Knochen oder Elfenbein zum Ausdruck bringen. Wir müssen uns jene *Erwachsenen* in ihrer geistig-logischen Entwicklung vom Tier zum Menschen noch in einem frühen Stadium der Kognition vorstellen, *hilfsweise* auf dem Stand von Kindern. Ich schlage für die *erste* Zeitphase meiner Untersuchung zur Verdeutlichung der sozialen Prozesse vor, pointiert von „Fünfjährigen“ als *Typus* zu sprechen. Reden wir doch über die *allererste* Entwicklung von Kognition und Sprache!

Um zu diesen Thesen zu kommen, ist eine zentrale leitende Forschungsfrage: was mussten Menschen jeweils *mindestens* gekonnt haben, was war wirklich *nötig*, um die von der Archäologie präsentierten Funde herstellen zu können?

Am *Anfang* der Epoche weit weniger als bislang meist gedacht! Damit geht einher, bereits bei Frühmenschen eine geringere Kognition zu erkennen, als es in den letzten Jahren oft, wenn nicht generell geschieht; allerdings ohne Beweis. Doch am *Ende* des Jung-Paläolithikums konnten diese Wildbeute-rInnen bereits deutlich mehr als die folgenden bäuerlichen Gemeinschaften.

Das belegen nicht nur die Monumente vom Göbekli Tepe, deren Pfeilerform vielleicht als *Phallus* zu lesen ist, als Zeichen männlicher Macht, als vergöttlichter Rat Großer Männer. Ich spreche für jene Gemeinschaft von einer wildbeuterischen „Hochkultur“. Die mit der Sprech-Sprache entstandene neue Form der *Logik* des Denkens hatte dann offenbar bis zur Bildung der Grossstädte Sumers tausende Jahre später Bestand, als wiederum ein weitergehendes Stadium der Kognition entwickelt wurde! Diese Stadien müssen durch die Wissenschaften noch durchgängig formuliert werden.

Es gibt mehrere empirische Erkenntnisse, denen eine grössere Bedeutung, als bisher meist üblich, zuzumessen ist. Beispiele:

Für die Zeit ab vor gut 20.000 Jahren zeigen *erstens* archäologische Ausgrabungen bereits einen relativ weitgehenden Siedlungsbau als sozialen *Typus* einer frühen *Sesshaftigkeit*, die meist erst bäuerlichen Dörfern 10.000 Jahre später zugebilligt wird. In der Archäologie ist, eher beiläufig, von „komplexen Jägern und Sammlern“ die Rede. Dabei wird jedoch in der Interpretation die enorme soziale Bewegungskraft zu wenig berücksichtigt, die durch das nötig werdende reflektiertere *Sozialverhalten* und damit einem erweiterten Denken in grösseren Gemeinschaften zusammenlebender „Familien“ zum Ausdruck kommt.

Und in diesen grösseren Siedlungen zumindest jahreszeitlich sesshafter Menschen erkennen wir *zweitens* nicht nur die *Notwendigkeit* zur Ausbildung einer Sprech-Sprache. Sondern es entstehen langsam auch die Zwänge, am Rande der Siedlungen konsensual Flurbereiche für die unterschiedlichen Gruppen/ Familien zum *Sammeln* festzulegen; die nähere Umgebung eines nun fixierten Zentrums wird für nur stunden- oder tagweises Einholen der Nahrung zu klein; modellhaft: die „Tortenstücke“ des Umlandes wurden stetig schmaler. Um den Frieden am Ort zu wahren und institutionell zu sichern, bedarf es einer *neuen Organisation* des Lebens. Wahrscheinlich ist sie später eine der Ursachen der Landwirtschaft.

Drittens geben Gräber eines offenbar herausragenden Mannes mit reicher Perlenbeigabe aus Sunghir in Russland von vor 24.000 Jahren und ähnliche Gräber geschmückter Kinder dort und in Italien Hinweise auf beginnende *soziale Schichtung*, weil Kinder sozialen Status noch nicht erwerben konnten. Dazu fand sich kürzlich in Spanien das relativ auf-

wendig ausgestattete Grab einer Frau, die als „Rote Königin“ bezeichnet wird, 18.700 Jahre alt.

Viertens zeigen neue Datierungen einer männlichen, fünf Meter hohen 11.000 Jahre alten Holzskulptur aus der Umgebung des südlichen Urals nun auch für den Nordosten Eurasiens eine weitgehende Kultur schon von WildbeuterInnen; diese Arbeit erreicht aber noch nicht die einzigartige Formgebung vom Göbekli Tepe, sie erinnert mit ihren einfachen Gesichtszügen an die viel älteren „Löwenmenschen“ der Schwäbischen Alb. Und ebenso an eine Steinskulptur, zwei Meter gross, die bei Bauarbeiten in Şanlıurfa gefunden wurde, die aus der „Stadt“ der ErbauerInnen des Göbekli Tepe stammend vermutet wird.

Fünftens ist zu bedenken, dass noch 1.000 Jahre nach dem Baubeginn des Göbekli Tepe von dieser Kultgemeinschaft ein Ort errichtet wurde: Nevalı Çori. In erreichbarer Nähe entstand während dieser Zeit auch die Siedlung und später der gewaltige Turm von Jericho. Es gab in Eurasien mehrere fortgeschrittene Kulturen, die bereits früh vernetzt waren. Unterschätzt wurde jene Epoche lange genug!

Der *Übergang* hin zum Jung-Paläolithikum zeigt also einen qualitativen Umbruch der Kognition. Und es wird deutlich, Menschen erwerben *nicht* nur stets mehr *Wissen*, sondern bedeutender ist die historische Veränderung der Form des Denkens. Die Aneignung der Fähigkeit zur skulpturalen, musikalischen und bildlichen, oder (etwas ironisch) zusammengefasst: „*musischen*“ Darstellung ist vor allem eine Erweiterung der *Logik*, die weder bei früheren Menschenarten noch bei Homo sapiens *vor* der Ankunft in Eurasien in ihren sich ähnelnden Funden erkennbar ist. Die Sprech-Sprache baut darauf auf. Es sind jedoch noch ganz unbewusste, naturwüchsige neue Fähigkeiten. Wie wir sie ähnlich von aufwachsenden Kindern kennen.

Nicht nur die alltägliche *Logik* ist gemeint, mit der etwa etwas Verlorenes gesucht oder eine Ursache für ein beiläufiges Geschehen festgestellt wird, sondern es entsteht jene Form des Denkens, die sich langsam zum Weltverständnis ausbildet; viel später ist von: Scheibe oder Kugel die Rede. In diesem speziellen Sinn bezieht sich die *Logik* auf die historisch wandelbaren Grundkategorien unseres Denkens, wie verstehen wir: *Zeit*, *Raum*, *Substanz* (Materie) und vor allem *Kausalität* (Ursache - Wirkung). Um deren qualitativ neue, doch immer noch rudimentäre Ausbildung geht es im Jung-Paläolithikum!

Schriftliche Quellen dazu gibt es erst ab dem Altertum, Mesopotamien und Ägypten, und wir kennen diese *mythisch-kausalen* Vorstellungen analog aus Berichten über WildbeuterInnen und einfachen Gartenbauvölkern noch zu Beginn des 20. Jahrhunderts: *Alles* in der Welt wird von subjektiv *handelnden* Geistwesen erzeugt und bewegt – ausser den SchöpferInnen selbst. Mit unserer Logik ist eine solche Kausalität nicht nachvollziehbar.

Doch selbst diese mystifizierten Vorstellungen mussten in früher Zeit erst einmal erlernt werden. Deshalb ist anzunehmen, jene handelnden Phantasiewesen seien in der Frühzeit des Geistes als namenlose Kräfte alternativlos irgendwie *gefühlt* worden, wie wir es wiederum analog aus der kindlichen Entwicklung kennen. Von simplen prä-animistischen Vorstellungen – so kann erst einmal gesagt werden, ohne dazu alte Theorien aufzuwärmen – führte der Erkenntnis-Prozess zur definierten Religion am Göbekli Tepe. Deren ausdrücklich *männlich* angeführten steinernen Gottesfiguren richten sich offenbar auch schon gegen die Frauen. Und dieses Pantheon hat bereits Ähnlichkeiten mit dem Sumers und selbst des alten Griechenlands.

Die Entwicklung der Kognition gilt es vor allem zu analysieren, um die Menschwerdung zu verstehen. Heute, nach der Entschlüsselung der *nachgeburtlichen* Ontogenese, erkennen wir den verbundenen Prozess von Onto- und Phylogenese als *empirisches Faktum*, bei dem erstere die *primär* bewegende Kraft ist, und beide prozessieren unterschiedlich: als frühes individuelles Lernen noch im biologischen Rahmen logischer Stadien und dem folgend als soziales Handeln im Geschichtsprozess. Die kognitive Entwicklung verläuft bei *heutigen* Kindern – simpel ausgedrückt – über: Zeigen > Gebärden > Sprech-Sprache bis zur frühen Entwicklung des *Selbst* bei Vier- bis *Fünf-jährigen!* Das konnte nicht von Anfang an so sein. Den Zusammenhang von Onto- und Phylogenese erkennen wir besonders deutlich in der Ur- und Frühgeschichte an den einfachen Werkzeugen jener schlichten Menschen, wie gleich zu besprechen ist. Doch was die *Individuen* der jeweiligen Eliten nicht verstehen oder als neues Werkzeug herstellen können, kann nicht Basis des Denkens und Handelns von Gruppen, Gemeinschaften und Gesellschaften sein, auch wenn es synergetische Effekte gibt. Soziologie beginnt in dieser Sichtweise beim Individuum, ohne zur Psychologie zu werden, über die dennoch auch intensiv zu reden sein wird.

Die nachgeburtliche Ontogenese ist durch die Gehirn-Struktur zwar vorgeprägt. Nur in einer bestimmten Reihenfolge/ Stadien können in den ersten

Lebensjahren immer komplexere kognitive Fähigkeiten angeeignet werden. Doch schon nach wenigen Lebenswochen werden erste Reflexe durch *erlerntes* Können ergänzt und Instinkte ersetzt. Bald bestimmt primär die Sozialität das individuelle Leben und damit die Geschichte, schon früh geprägt durch die in Allem wirkende patriarchale *Macht*; selbst wenn die „biologisch“ vor-geprägt wäre, müsste sie nun ins Soziale umgesetzt werden. Kinder *konstruieren* sich ihre Umwelt in einem aktiven Erwerbsprozess des Denkens, ob bei WildbeuterInnen, in bäuerlichen Gemeinschaften, den Städten des Altertums, oder heute.

Denken und Logik lassen sich auf der Basis des empirisch begründeten Wissens der Archäologie und deren Hilfsfächern, dazu insgesamt den *Naturwissenschaften*, für jene frühe Zeit durch die Sozialwissenschaften viel weitergehend erschliessen, als es auf den ersten Blick möglich scheint. Meine Arbeit stützt sich – das sei noch einmal betont – auf die soziologische *Grundthese*:

So wie jedes Kind des Homo sapiens *immer* und *überall* in der Ontogenese seiner frühen Jahre in *strukturell* gleicher *Folge* eine *kognitive Basis* für weitergehendes Lernen erwirbt, so konnten sich im Tier-Mensch-Übergang und dann der beginnenden humanen Phylogenese auch die Strukturen von Gruppen, Gemeinschaften und Gesellschaften nur diesem Muster folgend entwickeln, deren Realitäten doch je vom individuellen menschlichen Geist getragen werden. Erst auf dieser Grundlage verstehen wir, wie *sozialer Wandel* und *reflexiver Sinn/ Bedeutung*, oder ein „freies“ Denken über Instinkte hinaus von den Menschen in die Welt gebracht wurden, zuerst als eine Form der Kognition allerdings, die nicht heutigem Standard entspricht, sondern als eine *traditionale* Logik unten entschlüsselt wird.

Die kulturelle Weiterentwicklung des Homo sapiens nach seiner Entstehung vor erst knapp 200.000 Jahren in Afrika und dann schneller werdend ab dem Jung-Paläolithikum ist *nicht* mehr biologisch zu erklären; für einen Prozess durch die Zuchtwahl Darwins war diese Zeit viel zu kurz. Das gilt umso mehr, als eine Spezies/ Art, wie uns die Biologie sagt, genetisch im Rahmen der typischen Variabilität (Hautfarbe, Augenform, Figur...) weitgehend gleich bleibt, sonst müsste eine neue Art definiert werden. Also ist die geistige Kapazität bei *sapiens* biologisch immer schon angelegt, und darauf baut

unsere historisch gewonnene Kompetenz und die besondere *Lernfähigkeit* auf, die wir noch heute weiter entwickeln. Niemand nimmt ja an, der enorme Lernfortschritt seit der Mitte des 19. Jahrhunderts sei genetisch, durch Mutationen bedingt, wie früher das Werden des Homo sapiens aus Primaten. Deshalb kann die Sozialwissenschaft die Entwicklung heute weitergehend analysieren, als es durch die biologische Evolutionstheorie, die veraltete Vorstellung sozialer Evolution des 19. Jahrhunderts oder eine zu simple Lerntheorie des 20. Jahrhunderts möglich ist.

Mit Hilfe der Zeichnungs- und Bild-Analyse erkennen wir nun beispielsweise die Höhlenmalerei als mit immer noch relativ geringer Kognition ausführbar. In der strukturellen *Systematik* der Linien handelt es sich um „Kinderzeichnungen“, die jedoch von feinmotorisch geübten *Erwachsenen* ausgeführt wurden. Deshalb kann nicht mehr von einer bereits bedeutenden und bewussten „Kunst“ und nicht von den früh bemalten Höhlen als „Heiligtümern“ gesprochen werden, die in jener ersten Zeit des Jung-Paläolithikums kaum schon *gedacht* werden konnten. Das gilt jedenfalls, wenn zum besseren Verständnis mit klaren Definitionen formuliert werden soll, um zu heutiger Kunst und damit der (bewussten) *Symbolik* eine Differenz erkennen zu können.

Ich stelle soziologische *Thesen* vor, gewiss. Sie sollen die frühe Zeit soziologisch greifbar machen und dabei mehr als zuvor erklären helfen. Meine interdisziplinär angelegte Studie stützt sich dabei – sei noch einmal betont – eng auf die *empirischen* Funde und Kenntnisse der Archäologie und deren Hilfsfächer. Auch bei den Sozialwissenschaften baue ich auf anerkannten Theorien und Kenntnissen auf (Lévy-Bruhl; Frankfort u. a.; Piaget; Hallpike; Affentranger; Tomasello; Bischof-Köhler; Berger/ Luckmann; besonders aber Dux; aus deren Schriften gewann ich mehr, als unten mit Zitaten belegt werden kann). Drei deutliche Phasen des sozialen Wandels des Jung-Paläolithikums lange *vor* der Entfaltung der Landwirtschaft werden als Typen herausgestellt:

Ein *erster* besonderer Typus, also nicht die allgemeine Entwicklung, wird relativ plötzlich durch die in Westeuropa von Homo sapiens geschaffene „musische Darstellung“ von der früheren Zeit abgegrenzt. Ob diese *Älteren WildbeuterInnen* schon über die *Erschaffung* der Welt nachdachten? Benötigten sie mehr als eine ausgeprägte und durch erlernte Wörter

ergänzte Zeichen-Sprache? Eher nicht. Trotzdem konnten solche erlernten Wörter ergänzend bereits als Zeichen gemalt verwendet worden sein.

Ein *zweiter* Typus entstand ab vor gut 20.000 Jahren in den nun errichteten grösseren Siedlungen: spätestens jetzt wurden die *Jüngeren WildbeuterInnen* als Typus *sesshaft*! In engen Ortschaften musste neues soziales Verhalten zur Sicherung des Friedens unter den emotional schnell gewaltbereiten Männern eingeübt und dabei die Kognition weiter entwickelt werden.

Und ein *dritter* besonderer Typus wird durch die steinernen Monumente in Vorderasien markiert, die – immer noch von WildbeuterInnen – nur durch eine *Sozial-differenzierte Gemeinschaft* sowohl *ideologisch* konzipiert als auch technisch *geplant* und errichtet werden konnten. Entstanden waren sie, nachdem als Folge der raschen Erwärmung am faktischen Ende der *Eiszeit* vor dem Bau des Göbekli Tepe sich die Grundlage der Ernährung deutlich veränderte; um dessen erste Bauphase herum gab es erneut eine kurze Kältephase (jüngere Dryas), die die Verwirrung über die WettergöttInnen noch erhöht haben mag. Diese Herausforderungen zwangen wohl dazu, nach ganz neuen Antworten zu suchen, neu zu denken und dabei präziser grammatikalisch in Erzählform zu sprechen! Das konnte nur im Rahmen weitergehender Religiosität geschehen, als definierte Religion, die im Göbekli Tepe ausgedrückt scheint. Die Analyse des Sozialverhaltens in grösseren wildbeuterischen Siedlungen lässt die Landwirtschaft nicht als den Beginn der „eigentlichen“ menschlichen *Kultur* erscheinen. WildbeuterInnen schufen sie.

Die Fähigkeit zur „musischen“ *Darstellung* bedurfte lange zuvor einer neuen biologischen Grundlage bei Homo sapiens. Unsere Art war nach ihrer genetischen Abspaltung von Homo erectus vielleicht erst zirka 150.000 Jahre vor heute oder noch später als neue biologische Art im Sinne Darwins *stabilisiert*, fertig ausgebildet, wobei die gegenüber Frühmenschen weitergehende Lernfähigkeit offenbar – soweit ganz im Sinne der Evolutionstheorie – durch eine *mutative* Änderung der Frontallappen des Gehirns entstand, vor allem am *Präfrontalen Kortex* hinter der hohen Stirn, die nur Homo sapiens kennzeichnet; dort wird das Soziale koordiniert. Neue Fähigkeiten der Kommunikation erlaubten eine in den Boden, an Wände oder in die Luft *gemalte* Ergänzung des Ausdrucks; analog zum Prozess bei Kleinkindern, die schon sehr viel

gelernt haben, auch Zeigen und Gebärden, bevor sie – in heute vollsprachlicher Umgebung – zu Sprechen beginnen. Kinder werden oft durch ihre Zeichnungen befragt! Die Reproduktion realer Dinge als Bilder ist als *Imitieren* für sie eine elementare Fähigkeit des Lernens, sehen wir noch.

Beim Aufeinandertreffen von Gruppen mit einander fremden und noch ungefestigten Verständigungsweisen, wie in den Landschaften im Westen Europas gut vorstellbar, ist ohnehin die *Gebärde* die erste Wahl – das gilt bis heute im Urlaubsland. Unter anderem aus ihr konnte sich die bildliche Darstellung entwickeln, dann die Gebärde wiederum intensiver ausgeprägt werden und dabei langsam eine komplexere Sprech-Sprache entstehen. Mehr wurde für das einfache Leben in Eurasien zuerst nicht gebraucht, wenn etwa mit nur zwei Linien Horn und Rückenlinie eines eben gesichteten Rindes oder Nashorns in die Luft zu malen waren, auch lautlos während der Jagd. Die mehrlöchrig geschnitzten Flöten verweisen zugleich auf Schulung der Töne über Rufen und Singen hinaus.

Die Prozesse der Kognition befanden sich also damals noch in ihrem *ersten* Werden. Es gab zwischen den Gruppen und Gemeinschaften kaum schon eine überregional standardisierte Lebensform und höchstens geringe *formale* Institutionalisierungen. Die entstanden zwingend erst beim engeren Zusammenleben in grösser werdenden Siedlungen, wenn es zwischen ständigen Nachbarschaften viel intensiverer Absprachen und Regeln bedurfte als ab und an beim Treffen kleiner Gruppen in der Wildnis. Doch am Ende des Jung-Paläolithikums hatten die nun schon oft in Gross-Siedlungen lebenden Menschen ihre Kognition, Logik und Sprech-Sprache genug ausgebildet, um im Nahen Osten jene erste, noch *wildbeuterische Hochkultur* mit sozialer Differenzierung und erster ökonomischer Arbeitsteilung erschaffen zu können, für die *Wild-Getreide* bereits zur wichtigen Nahrung wurde, wie dort gefundene Reibschalen zur Mehlherstellung zeigen.

Angesichts des Klimawandels ermöglichten es die langen Erfahrungen mit steinernen Siedlungsbauten der Gemeinschaft vom Göbekli Tepe, die gewaltigen Monumente zu errichten, deren bauliches Konzept damaligen Rund-Hütten in grösserem Massstab entspricht. Die beiden in den Zentren dieser Bauten errichteten, betont *männlichen* Götter aus allseitig gemeisselten Steinblöcken, die fertig etwa zehn Tonnen wiegen, trugen jedoch wahrscheinlich kein Dach. Sondern sie sollten vielleicht den nun wolkenverhangenen Himmel stützen und die sich drastisch ändernde Nahrungsgrundlage sichern helfen

(wie Mythen Sumers nahelegen können). Lange vor dem nominellen Beginn des Landbaus entstand dort ein *Geistiges Zentrum* – ein *Orakel*, stelle ich mir vor, um für eine grosse vernetzte Region Rat bei den 14 oder 15 GöttInnen zu finden und weiterzugeben, die insgesamt die einzelnen Monumente bilden. Ohne eine nun weit ausdifferenzierte Sprech-Sprache war das nicht möglich.

Unter dem Regime der ausdrücklich männlichen Ober-Götter und deren Priester waren Frauen offenbar bereits institutionell zurückgesetzt; das ist der erste Sinn von Religionen, wie uns bereits manche frühe Mythe sagt, sehen wir noch. Wohnorte der Menschen vom Göbekli Tepe wurden bislang nicht gefunden, sie können im noch nicht ausgegrabenen Teil des Tepes/ Schutthügels liegen. Allerdings sind vergleichbare Orte in räumlicher wie zeitlicher Nähe bekannt. Die für diese Monumente erforderlichen Arbeitsprozesse verweisen in mehrfacher Hinsicht auf eine sozial weit ausdifferenzierte Gemeinschaft. Es waren Notwendigkeiten zur umfassenden formalen *Institutionalisierung* entstanden, um etwa aus frühen, nur gefühlten Bindungen nach der mütterlichen Linie, eine patriarchal organisierte Verwandtschaft auszubilden, wenn in grösseren Siedlungen neue Umgangsformen zwischen „Familien-Gruppen“ eingeübt werden mussten. Dabei werden Einfluss und Bündnisse wichtig, die generell Männer bestimmen, die für das „Aussen“ zuständig sind.

Durch unbewusste Prozesse alltäglicher *Macht* differenzierten und institutionalisierten sich die Gemeinschaften. Bald stehen Grosse Männer, Stammesräte oder vielleicht schon Häuptlinge mit alleiniger Führerschaft für unterschiedliche soziale Rollen, in denen bereits Arbeitsteilung aufscheint. Offenbar am Göbekli Tepe schon durch zwei Ober-Götter unterschieden. In weltlichen und religiösen Bereich getrennt? Oder verbanden sich zwei Reiche? Unter anderem geht es bei der Befriedung grösserer sozialer Einheiten darum, Ehrverletzung und Blutrache *eindämmen* zu können, die es im Tierreich nicht gibt, deren emotionale Grundlagen also vorher einmal sozial umgesetzt oder ausgebildet werden mussten, ebenso der *Sinn* einer Anbetung oder eines Ritus, wie Kinder es bei ihren Eltern sehen und „mit der Muttermilch“ aufnehmen. Auch Psyche und Emotionen jener Menschen bildeten sich immer differenzierter aus.

Im folgenden Abschnitt blicken wir zuerst weit zurück, damit sich die Entstehung und Entwicklung der Kognition als substantiell für die Geschichte

besser einordnen lässt. Danach komme ich zu den neueren Erkenntnissen über die *Gattung: Homo* und zur aus Afrika kommenden *Art: Homo sapiens*. Später wird über das Ende des Jung-Paläolithikums noch etwas hinausgegangen, um auch von den archäologischen und sozialwissenschaftlichen Kenntnissen über Sumer her Rückblicke auf die skizzierte wildbeuterische Hochkultur zu nutzen. Bevor im Teil 2 die genannten drei Typen der Lebensweisen des Jung-Paläolithikums genauer analysiert und beschrieben werden, folgen Ausführungen über die Grundlagen verschiedener Fachrichtungen, die zum Verständnis benötigt werden. Archäologische Zuordnungen, Sprachentwicklung, Ontogenese und Präfrontaler Kortex sind Themen, aber auch zu den theoretischen Grundlagen wird etwas gesagt, wie zum Prozess oder zur Quellenkritik.

Lucy und die Entstehung des Denkens

Sich mit der Mensch-Werdung zu beschäftigen, ist eine wichtige Voraussetzung für die Erkenntnis der parallel scheinenden Entwicklung von Onto- und Phylogenese. Beide zeigen sich als *gemeinsamer Prozess*, weil immer neue Generationen (von Individuen) das in ihrer Entwicklung Erlernte unbewusst oder bewusst gegenüber den generell neuerungsfeindlichen Traditionen etwas modifizieren, da sie ihre (Um-) Welt inklusive der Menschen neu sehen. Dabei ist hier von der *nachgeburtlichen* Ontogenese die Rede, die den individuellen Erwerb des Denkens und dadurch *primär* auch die Geschichte bestimmt. Mit einer prozessualen Logik in der soziologischen, nicht einer biologischen Interpretation sehen wir auf einen grundlegend *anderen* Prozess als es im 19. Jahrhundert diskutiert wurde: die *vorgeburtliche* Ontogenese der Föten folge nach der Befruchtung erst einmal der Phylogenese der Gattungen und Arten (Haeckel, mittels Fälschung). Die Weltanschauung (oder gar eine Seele) hat auch keine naturwissenschaftliche Begründung; ganz im Gegenteil.

Ab wann sind Menschen Menschen? In der grossen Linie der Menschwerdung wird wohl gesagt werden müssen, ohne dabei an alte Philosophie anzuknüpfen: wenn sie das Instinktive immer mehr überwinden und „*frei* zu denken beginnen“. Frei, also reflektiert und vielleicht alternativ zu denken, bedurfte gegenüber Frühmenschen bei *Homo sapiens* erneut einer biologischen Veränderung durch Mutationen, die den Tier-Mensch-Übergang immer wieder kennzeichnet. Äusserlich zeigt das die hohe Stirn, hinter der der Präfrontale Kortex evolutiv entstanden ist. Zugleich entsteht in diesem Prozess

aus einer sinnfreien Natur generierter *Sinn* oder Bedeutung; wenn auch zuerst völlig unbewusst. Tiere mit Sinn oder Bewusstheit auszustatten, verschleiert nur den Vorgang. Dass es Übergänge zwischen Instinkt und Denken gibt, dass Tiere rudimentär lernen können, spielt für den Zeitraum meiner Studie keine Rolle mehr.

Erkenntnistheoretische Voraussetzung des Verstehens dieses Prozesses ist ein *empirischer Konstruktivismus*: Menschen konstruieren sich die eigene Welt durch Erfahrung und (wachsendes) Denken im Gehirn. Das führt *heute* zu einer Welterklärung, *ohne* dazu mystisch-religiöse Kräfte als „Ursache“ zur Hilfe zu nehmen, weil die Entstehung des Geistigen nachvollziehbar wird. „*In der prozessualen Logik lassen wir aus gegebenen Bedingungen Neues entstehen. Dieses Verfahren lässt sich im Prozeß der Enkulturation selbst am deutlichsten zeigen: Wir gehen von naturalen Gegebenheiten der biologischen Organisation [Instinkt] aus, aber wir bleiben nicht bei ihr stehen. Wir lassen vielmehr vermöge dieser biologischen Organisation geistige Lebensformen sich entwickeln*“, schreibt Dux. Und „*der Grund dafür, daß sich in dieser Organisationsform eine spezifisch humane Form von Selbstbewußtsein ausbildet, erschließt sich einzig, wenn man dessen Genesis ins Auge faßt. Ein Lebewesen, das, wie der Mensch, nicht schon von Natur aus eine Organisation des Verhaltens mitbringt, in dem sein Leben verläuft, kann diese Organisation nur in einer einzigen Weise ausbilden: indem es in ein reflexives Verhältnis zu seiner Motorik gelangt, sie steuern und damit handeln lernt*“. (1992: 21, 27; eckige Klammern [...] in Zitaten sind von mir) Durch die möglich werdende Reflexion ergibt sich also der jeweilige Sinn, den wir unserer Welt geben. Oder: weil sich das menschliche Gehirn über das weitgehend biologisch vorgegebene kleine Inventar des Instinktiven hinaus entwickelte, konnte eine Reflexivität neu entstehen, die diese zusätzliche Kapazität „frei“ zu nutzen lernte, es erlaubte, die Welt über Sinn zu begreifen und zu gestalten.

Zwei generelle Betrachtungsweisen auf die frühe Geschichte stelle ich gegenüber: die eine gründet auf der Tradition der Evolution des 19. Jahrhunderts, die andere in der heutigen Sozialwissenschaft. Mit dem *reduziert* biologisch/ naturwissenschaftlichen Blick geht es primär um Artefakte/ Werkzeuge und Fossilien/ Knochen, sowie hinsichtlich der Kognition um das Gehirnvolumen; dabei wird implizit davon ausgegangen, der Mensch sei irgendwie schon immer der Mensch, der nur stets mehr *Wissen* erlangte. Über die *Entwicklung*

der sich zugleich mit den erwähnten Grund-Kategorien verändernden *Logik* des Denkens wurde kaum diskutiert. Die Leitwissenschaft der Archäologie ist immer noch die Biologie (mit der Zuchtwahl/ Selektion; Charles Darwin, *1809 - 1882). Erst die jüngere Genetik und die Neurowissenschaften bieten mit der beginnenden Entschlüsselung der Hirnfunktionen und des Genoms (DNA) seit Ende des 20. Jahrhunderts die Basis für eine Neubestimmung der Menschwerdung. Ohne die Notwendigkeit, auf archäologische Wissenschaftstraditionen Rücksicht zu nehmen, ist es mit heutiger soziologischer Theorie einfacher, die Analyse zum Beginn der Menschheit zurückzuführen, um von dort aus die Geschichte/ Genese als modern verstandenen *sozialen Prozess* auf Basis der – und nicht als – Naturwissenschaft zu erklären.

Wann und in welcher Weise begann dieser Prozess? Um das Problem der Entstehung und dann der weiteren Entwicklung der Kognition zu verstehen, sehen wir zuerst auf die im Jahr 2015 aktuell diskutierten Grundlagen der Menschwerdung. Ganz neu ist ein Fund in Ostafrika, der die derzeit ältesten bewusst *hergestellten Werkzeuge* nun bereits den Vorläufern der menschlichen *Gattung* Homo zuordnet. Beginnt hier der Übergang von primär instinktivem Verhalten zu primär sozialem Handeln? Manches spricht dafür. Jedenfalls lässt sich an diesem Beispiel die Grundlage der Entwicklung des Denkens im Tier-Mensch-Übergang gut besprechen.

Die ersten Werkzeuge?

Die nun bekannten ältesten, halbwegs bewusst *hergestellten* Werkzeuge sind angesprochen, die – wenn sie bestätigt werden – 3,3 Millionen Jahre alt sind; ich nenne sie *Werkzeugsteine*. In diesen erst jüngst beschriebenen Funden wäre dann die früheste *menschliche* Lebensform zu erkennen, wenn zu ihrer Herstellung von einem „reflektierten“ Handeln auszugehen ist; bewusstes *Herstellen* soll hier, um der definitorischen Klarheit wegen, generell von instinktivem Verhalten abgegrenzt werden. Diese Annahme scheint – natürlich vorerst mit einigen Vorbehalten – möglich, weil dieser Fund in den Zusammenhang mit anderen frühen Artefakten, den ersten *Faustkeilen* der *Gattung* Homo, gestellt werden kann, ohne die überholte alte These vom werkzeugmachenden Tier (toolmaking animal) erneut zu bemühen, es müsse, wenn Werkzeug gefunden wird, von Menschen stammen.

Offensichtlich gab es einen *Übergang* von der tierischen Fähigkeit zu einem rudimentären Lernen hin zur menschlichen Lernfähigkeit, die – wie noch zu

zeigen ist – insbesondere Homo sapiens kennzeichnet; ob das ein kontinuierlicher Übergang im Denkapparat war, oder andere Hirnareale das *humane* Lernen übernahmen, ist offen. Die eben erst gefundenen sehr frühen Artefakte sind solche Werkzeugsteine, die lediglich durch einfaches Zerschlagen von Steinen hergestellt wurden. Halbwegs scharfe Bruchkanten entstanden, die sich etwa zum besseren Abschaben von Knochen verwenden liessen. Sie stammen – das ist das Besondere an ihnen – aus einer Zeit, in der es die *Gattung* Homo (u. a. Homo rudolfensis, habilis, erectus bis sapiens) noch lange nicht gegeben hat. Die entstand erst vor gut 2,5 Millionen Jahren und ist durch die Analyse ihrer frühen Faustkeile (Oldowan-, Acheuléen-Kultur) geistig einschätzbar, weil bestimmte kognitive Fähigkeiten Voraussetzung für deren Erstellung waren.

Erst durch die Kenntnisse über diese bereits relativ komplex gefertigten jüngeren Faustkeile sind die weit älteren Werkzeugsteine nun als deren Vorläufer einzuordnen. Vom schon recht intensiv bearbeiteten Acheuléen-Faustkeil (Frankreich), der von beiden Seiten bearbeitet wurde, führt eine Spur zurück zum einfacheren Faustkeil der Oldowan-Kultur (Ost-Afrika) mit meist nur einer einseitig grob bearbeiteten Schneide, und aus dieser Sicht sind die lediglich zerschlagenen Werkzeugsteine eine weitere Vereinfachung. In der historischen Betrachtung, also bei letzteren beginnend, ergibt sich dann eine plausible Reihe „menschlicher“ früher Werkzeuge über anderthalb Millionen Jahre. Ob sie in einer kontinuierlichen Folge entstanden ist unbekannt und nicht zwingend. Eher ist von jeweils Neuerfindungen auszugehen und die *Kontinuität* in der Entwicklung der Kognition, in der Ontogenese, zu sehen, die damals noch zugleich biologisch wie geistig stattfand. Ob die neuen Werkzeugsteine allein ausreichen, eine neue Lebensform im Tier-Mensch-Übergang zu postulieren, müsste fraglich sein. Auch Affen machen sich Werkzeug, zum Teil sogar komplexer als diese Steine, aber doch aus generell instinktivem Verhalten, denn für „menschliches Denken“ gibt es bei ihnen keine Hinweise, allenfalls sehen wir bei Säuglingen in den ersten Monaten noch Gemeinsamkeiten mit Affen. Das gilt jedenfalls, wenn wir uns um eine präzise Definition bemühen; später mehr dazu.

Wir erkennen nun bereits zu jener frühen Zeit eine deutliche Differenz zu Affen, wenn wir neben den Werkzeugsteinen eine weitere evolutive/ biologische Veränderung in der Menschwerdung berücksichtigen: das *aufrechte Gehen!* Und selbst ohne den Fund der Werkzeugsteine wäre diese Innovation

von erheblicher Bedeutung. Besonders anschaulich belegt ist dieser Prozess durch ein um 3,5 Millionen Jahre altes, ziemlich vollständiges Skelett der Gattung *Australopithecus afarensis*, das *Lucy* getauft und noch nicht zur Gattung *Homo* gezählt wurde, obwohl die ersten Glieder der Gattung *Homo* sich von den Australopithecinen biologisch kaum unterscheiden. Ich verwende diesen Namen, *Lucy*, als sozialen und zeitlichen *Typus* für sie und/oder parallele Entwicklungen, wie *Paranthropus*, deren Bezüge zu *Homo* insgesamt nicht endgültig geklärt sind. In welcher Weise diese *Urmenschen* mit den Werkzeugsteinen in direkter Verbindung stehen, ist ebenfalls noch offen.

Entscheidend ist: was äusserlich als Zertrümmern eines Steines aussieht, wie es Affen und anderen Tieren ähnlich zuzutrauen ist, wird im Zusammenhang mit dem aufrechten Gehen bei *Lucy* zu einem wahrscheinlich reflektierten humanen Vorgang; das kann nun die Reihe der frühen Werkzeuge zeigen. Nicht nur *dass* zu schlagen ist, sondern *wie* und *wozu* wurde *überlegt*. Wie weitgehend dazu schon von: *bewusst* zu reden ist, wird später wieder aufgegriffen. Was bei den Faustkeilen unstrittig ist, menschliches Herstellen, kann bei den Werkzeugsteinen nun als wahrscheinlich unterstellt werden. Was kennzeichnet den *Typus*: *Lucy*?

Lucy hatte ein nur gering grösseres Gehirnvolumen als (immer: heutige) Schimpansen. Befanden sich beide deshalb kognitiv auf recht ähnlichem Niveau? Eher *nicht*! Dass das Aufrichten zum Stehen und Gehen nur eine bei-läufige rein *körperliche* Entwicklung war, scheint angesichts der komplexen Prozesse im Laufe späterer Transformationen zu neuen Gattungen und Arten mit *zugleich* wachsendem Volumen ihrer Gehirne unwahrscheinlich; nicht einmal in dieser frühen Zeit kann allein das *Volumen* des Gehirns für Geistigkeit genommen werden. Sondern der *aufrechte* Gang war wohl Kennzeichen für eine sehr frühe wichtige geistige Transformation im Tier-Mensch-Übergang. Durch die Aufrichtung wird zugleich eine Entwicklungsdifferenz zu Schimpansen bis heute deutlich: vor etwa sieben Millionen Jahren trennten sich von Urprimaten die Reihen der späteren Menschen und die der späteren Affen. Während Affen bis heute nicht aufrecht gehen, hat *Lucy* also etwa einen Vorsprung von 3,5 Millionen Jahren für diese Fähigkeit, die zugleich eine geistige Differenz beschreibt.

Es entstand – unterstelle ich – bei *Lucy* der erhöhte Blick auf die Welt im wechselwirkenden Zusammenhang mit der *kognitiven* Entwicklung. Mit den

nun „freien“ Händen und dem beginnenden „freien“, das instinktive Verhalten überwindende *Denken*, wurde (1) eine gegenüber Affen *durchdachte* Feinmotorik möglich und nicht nur eine „biologische“, wie sie die äffische Anatomie zeigt; der (2) *Gleichgewichtssinn* änderte sich, was wahrscheinlich weitere Folgen im Hirn auslöste; die (3) *Zeigegeste* wurde leichter, die in der frühen menschlichen Kommunikation eine elementare Rolle spielt, wie wir noch sehen werden; und ebenso förderte der durch die Aufrichtung anders geformte (4) *Kehlkopf* den *Erwerb* variabler kommunikativer Lautäußerungen, wie sie bei Tieren nicht bekannt sind. Um nur einige Ergebnisse des Prozesses hin zum Gehen zu nennen, die für unser Thema wichtig sind. Warum vielleicht eine halbe Million Jahre vor Lucy die Säuglinge dieser Wesen immer öfter Lust bekamen, auf zwei Beinen herumzustolpern, kann hier nicht besprochen werden; die Theorien sind vielfältig (Leben in der Savanne, Nahrungssuche aus Gewässern...). Weil sie es durch zufällig veränderte Genetik einfach konnten?

Soweit diese kurzen Hinweise auf neue Vorstellungen zum allerersten Denken, das ich definitorisch nur Menschen und ihren VorläuferInnen zubillige, wobei die Kognition bei *Homo sapiens* offenbar eine besondere Ausprägung im Zuge eines „*kognitiver Systemwechsels*“ bekam, der im nächsten Kapitel besprochen wird. So, wie die Werkzeugsteine ein Parameter für eine wichtige Entwicklung zu sein scheinen, können wir wohl auch von den – recht unvermittelt auftretenden – „*musischen*“ Fähigkeiten des *Homo sapiens* ab vor 40.000 Jahren in dieser Weise auf das soziale Handeln und die Kognition der sie herstellenden Menschen rückschliessen; das wird noch ausführlich geschehen, wenn die Bilder in den Höhlen analysiert werden.

Gattung Homo

Um den Gesamtprozess der Menschwerdung zu verstehen, ist ein kurzer Blick auf die Gattung *Homo* nötig. Die entsteht gut eine Million Jahre nach der geschilderten Entwicklung der Australopithecinen und verläuft – um nur die wichtigsten Arten zu nennen – über *Homo rudolfensis*, *habilis* und dann *Homo erectus*. Zur genauen Folge dieser und anderer Arten gibt es im Detail keine Einigung, die Differenzen sind aber für diese Studie zu vernachlässigen. Konsens besteht offenbar darin, es habe hinsichtlich des Hirnvolumens eine aufsteigende Reihe gegeben. Deshalb können wir einen Sprung hin zu jener Art machen, die als erste die Welt besiedelte, ohne Australien und die Ameri-

kas zu erreichen: *Homo erectus*. Zu dieser Art ergeben sich in den letzten Jahrzehnten erhebliche wissenschaftliche Neuerungen, die nun Bedeutung für meine Arbeit haben. Für die Levante und Westeuropa geht es dabei primär um *Homo neanderthalensis*, eine Entwicklung aus dem *europäischen erectus*!

In der überholten Lesart noch aus der Mitte bis zum Ende des 20. Jahrhunderts entstand *Homo sapiens* aus den nur in Eurasien vorkommenden NeandertalerInnen, die sich dort vor etwa 500.000 Jahren von *erectus* ausdifferenziert hatten. Sie werden in der Archäologie oft auf kognitiv bereits ähnlich hohem Niveau wie der frühe *sapiens* gesehen. Eine Analyse der Kognition fand bei solchen Behauptungen nicht statt; es reichte aus, dass sie ein ähnliches Hirnvolumen wie *sapiens* hatten, um sie miteinander fast gleichzusetzen (wie Lucy mit Schimpansen). Es gibt ja kaum einen Bericht über NeandertalerInnen ohne die Fotos der dreidimensionalen Nachbildungen dieser freundlichen Menschen. Sie werden gern als moderner Geschäftsmann gezeigt, oder als Frau mit Nähnaedel (im Museum Mettmann), die jedoch erst viel später von *sapiens* erfunden wurde. Solche Darstellungen beruhen auf Schädelfunden, die aber mit Hautdicken heutiger Menschen geformt sind und dabei die *gemessenen* deutlichen Schäeldifferenzen einebnen. (Auffermann/Orschiedt, 2002)

Doch *Homo sapiens* entwickelte sich vor 200.000 Jahren erneut aus *Homo erectus* – und das wieder in *Afrika*! Das ist ein viel zu kurzer Zeitraum, um den sozialen und kognitiven Wandel bis heute biologisch/ genetisch erklären zu können. Vorstellungen der Evolution, die sich nur darauf und empirisch primär auf Funde von Fossilien und Steinwerkzeugen stützen, greifen nicht mehr und stellen die Archäologie vor einige Probleme. Nun wird unübersehbar: es gibt zwei parallele Wege humaner Entwicklung. Den biologischen, evolutiv analysierten Weg und den sozialwissenschaftlichen, der ab einer bestimmten Zeit mit der Fähigkeit zum sozialen Handeln für die Analyse der humanen Geschichte grundlegender wird. Seitdem erzeugt also – anstelle der biologischen – die soziale, kulturelle oder kognitive Entwicklung wesentlich den Wandel der Kulturen bei gleichbleibender humaner Biologie.

In den letzten Jahren wird in der Archäologie, oder Teilen davon, dieses Problem durch die Einführung einer „*Co-Evolution*“ zu lösen versucht, um weiterhin mit den Methoden, oder in der Tradition der Evolution das Soziale zu erklären; der Ansatz verbleibt in der Methode Darwins, der Zuchtwahl, die ja nicht grundsätzlich falsch, heute aber ergänzungsbedürftig ist. In nativis-

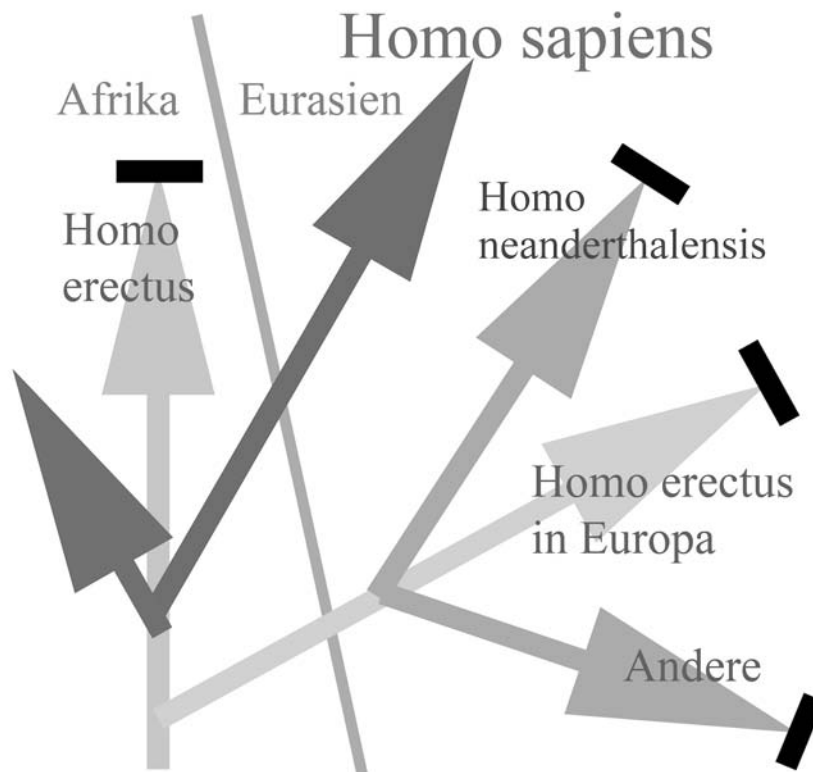
tisch und ethologisch, verhaltensbiologisch begründeten Forschungen, die *Alles* biologisch erklären wollen und menschliches Verhalten bruchlos auf die biologische Evolution reduzieren, wird manchmal noch unterstellt, nicht *Lernen* oder der kognitive *Erwerb* moderner Fähigkeiten führe zur sozialen Weiterentwicklung. Sondern es wären dafür genetische Programme wesentlich, oder Module würden im Gehirn ausgebildet, um beispielsweise zur rechten Zeit bei Kindern die Grundlagen der Sprache zu generieren und zur Verfügung zu stellen. Kaum jemand sonst denkt bei der Analyse der menschlichen Ontogenese aber immer noch, Kinder würden Sprache *nicht* erwerben.

Nach einer gewissen Zeit der biologisch-genetischen *Stabilisierung* des *Homo sapiens*, also seit vielleicht 150.000 Jahren, kann unsere Art als *körperlich* und damit auch bezüglich der *Kapazität* des Gehirns biologisch als „fertig“ ausgebildet verstanden werden, von beiläufigen weiteren genetischen Veränderungen durch Mischung mit eurasischen Frühmenschen oder im Rahmen der normalen biologischen Variabilität abgesehen (Hautfarben, Gesichtsformen, Grösse und meinetwegen auch partiell *individuelle* Unterschiede der Fähigkeiten, nicht aber bei „Rassen“). Denn um als neue Art/ Spezies zu gelten, müssen sich moderne Menschen *biologisch* von ihren Vorfahren, also von *erectus*, unterscheiden; und eine neue Art bleibt einigermassen stabil, bis wiederum eine neue Art entsteht, sagt uns die Biologie. Solche deutlichen genetischen Veränderungen hat es in der historischen Reihe von Ur- und Frühmenschen offenbar mehrfach gegeben, wie Schädel- und Knochenfunde belegen, die wohl bei den länger überlebenden Linien immer auch zu einem effektiveren Denken führten, wie etwa die erwähnten Faustkeile zeigen. Bei der letzten genetischen Transformation hin zu *Homo sapiens* – das ist für meine Analyse wichtig – entstand neben einigen äusserlichen Veränderungen, wie ein schlankeres Skelett und eine hohe Stirn, vor allem eine deutlich komplexere, jeweils historisch geprägte Möglichkeit der *Kompetenz*, die Dux (2008) von Kapazität unterscheidet; als eine Ursache ist unten die Entwicklung des Präfrontalen Kortex zu diskutieren und zuvor die des Genoms.

Der neue Mensch aus Afrika

Erst Ende des 20. Jahrhunderts gaben die Analysen des menschlichen Genoms (DNA) der Herkunft der modernen Menschen eine andere Basis als zuvor. Homo sapiens konnte nicht mehr als Nachfahre europäischer Arten, von Homo heidelbergensis und dann neanderthalensis, angesehen werden. Obwohl ihre biologische Substanz sehr ähnlich ist; schon mit Schimpansen teilt sapiens 98% der Gene. Die sind zwar wohl die „intelligentesten“ Tiere, haben aber geistig nur wenig mit uns zu tun; lediglich punktuell erreichen sie mal Kleinkindniveau. In den Naturwissenschaften wird oft, wenn nicht meist, in der Folge Darwins argumentiert, nur *vorteilhafte* Ausdifferenzierungen würden sich erhalten oder stabilisieren. Manche seiner Beschreibungen – so sagt der selbst – sind allerdings nicht sehr präzise formuliert. Und aus seiner Theorie insgesamt muss eher herausgelesen werden, nur deutliche Nachteile beim zufälligen Entstehen von Eigenschaften neuer Arten hindern die weitere Existenz einer Spezies. Zufall meint in der Soziologie beispielsweise die Hinwendung eines Prozesses in eine Richtung, zu der es gleichberechtigte Alternativen gab, oder wenn sich eine Richtung entwickelt, ohne dass ein systemischer Zusammenhang bekannt ist (der durch späteres Wissen vielleicht erkannt wird). Die Formulierung vom „Kampf ums Dasein“ ist mehr illustrativ gemeint (und stammt aus dem britischen Klassenkampf des 18. zum 19. Jahrhundert; von Malthus, sagt Darwin). Er kannte auch die Mutation noch nicht, war sich aber bewusst, es müsse zumindest neben der natürlichen Auslese ein wichtiger weiterer Mechanismus die Evolution bestimmen. (1859: 29, 656) Und er sah Tier und Mensch als sehr ähnlich an, was von einigen DarwinistInnen bis heute zäh verteidigt wird.

Soweit ich sehe, erkennt im wissenschaftlichen Kontext bereits 1864 als erster Alfred Russel Wallace (*1823 - 1913), der den evolutiven Prozess zeitgleich mit Darwin beschrieb, es gäbe einen *Umbruch* vom Tier zum Menschen (der damals noch nicht in Untergruppen differenziert wurde). Der Mensch sei nach einer gewissen (Ur-) Entwicklung wegen des bei ihm entstandenen Intellekts und der sympathischen, andere unterstützenden, und moralischen Gefühle schon lange im „*socialen Zustand*“ und *nicht* mehr der natürlichen Zuchtwahl unterworfen. (1870) Darwin kritisiert in seiner „Abstammung des Menschen...“ diese Stelle bei Wallace nur insofern, er verstehe nicht dessen Ablehnung der natürlichen Zuchtwahl bezüglich der Ent-



Vereinfachtes Modell der Entstehung und Ausbreitung von Homo sapiens.

wicklung des Gehirns bei „Wilden“ deutlich über die des Affen hinaus, erwähnt den Hinweis auf den *sozialen Zustand* aber nicht, statt dessen antwortet er: „*Ogleich die intellektuellen Kräfte und socialen Gewohnheiten von der äußersten Bedeutung für den Menschen sind, so dürfen wir doch die Beobachtung seines körperlichen Zustands [...] nicht unterschätzen*“. Später betont er, dass „*zwischen Menschen und den höheren Säugetieren **kein** fundamentaler Unterschied in Bezug auf ihre geistigen Fähigkeiten besteht*“. (1871: 72; herv. h.). Das sei hier erwähnt, um ergänzend auf das Verständnis der Differenzen sozialwissenschaftlicher Theoriebildungen zu jenen der Naturwissenschaften hinzuweisen.

Homo erectus besiedelt bald grosse Teile der restlichen Welt, mit Ausnahme von Australien und den Amerikas (Out of Africa I). Zuerst siedelte erectus in Richtung Ostasien, vielleicht über die Meeressenge Dschibuti-Jemen, Bab el Mandab. (Vermeersch, 2010) Und nach einer gewissen Zeit erneut von Afrika aus nach Eurasien. Die Differenz zwischen beiden Zeitpunkten des Auszugs aus Afrika gewinnt in neueren Analysen eine

besondere Bedeutung. Es habe – sagt Bräuer (2012) – nach dem frühen Auszug nach *Osten* in Afrika eine gewisse Weiterbildung dieser Art gegeben, so dass die Biologie desjenigen *Homo erectus*, der später nach Eurasien zog, gegenüber jenen in Ostasien sich genetisch etwas unterschied. Kann der festgestellte kleine Anteil (um 5%) von Genen des *Homo neanderthalensis* bei *sapiens* durch eine solche Entwicklung begründet sein? Es gibt bislang keinen nachgewiesenen Ort, an dem beide zur selben Zeit lebten, auch nicht an der östlichen Mittelmeerküste/ Levante. (Shea, 2010) Die wenigen Hinweise stammen als Vermutung aus DNA-Analysen. (Scinexx.de, 19.2.16) Jetzt heisst es, es seien nur weibliche Nachkommen aus solchen Verbindungen entstanden; die vorübergehend postulierte Nähe könnte also geringer sein. (Spiegel.de, 7.4.16) Gäbe es sexuelle Vermischung wäre damit über eine biologische Ähnlichkeit der Kognition auch nichts ausgesagt, da zu jener Zeit *sapiens* seine neuen Stärken noch nicht zeigen konnte. Dazu war seine Phylogese damals zu kurz. Wie die Funde belegen, entstand der menschliche Geist – nach dem Entstehen der biologischen Möglichkeiten zur heutigen Kognition – offenbar und nachvollziehbar in der sozialen Praxis mit exponentieller Steigerung, es ging immer schneller voran. Unter dem Thema Kapazität/ Kompetenz ist darauf noch zurück zu kommen. Bei seiner Ankunft im westlichen Eurasien war *sapiens* offenbar biologisch fertig ausgebildet.

In wahrscheinlich jeder Wissenschaft gibt es die Tendenz – selbst ich bin wohl nicht ganz frei davon –, für den eigenen Forschungsbereich eine grosse Bedeutung zu betonen. Das gilt auch für die Kenntnisse über *Homo erectus* und *neanderthalensis* in Eurasien. Für *erectus* steht die Ausgrabung eines Lagers bei Bilzingsleben (Harz) von vor 350.000 Jahren. (Mania, 1998) Ein Sommerlager bestand dort, mit Zelten und Arbeitsplätzen für Steine und andere Materialien. Deshalb ist die Rede von einer kognitiven Fähigkeit, die der des (heutigen) *Homo sapiens* recht nahe komme. Ähnlich wird von jenen Speeren gesprochen, die NeandertalerInnen, mit ihrem gegenüber *erectus* deutlich grösseren Hirnvolumen, vor bereits 400.000 Jahren bei Schöningen (Harz) nach einer Pferdejagd zurückliessen.

An dieser Stelle will ich nur meine Zweifel an diesen Interpretationen anmelden. Ohne eine ausdrückliche Analyse der Geschichte der Kognition sind sie sicher nicht belegbar. Diese Funde waren durchaus von Menschen mit nur geringer Denkfähigkeit herstellbar (es gibt ältere Siedlungsplätze in Afrika; Garcea, 2010^b). Und diese beiden Funde stammen aus einer Zeit, die

fast doppelt so weit zurück liegt, wie die Entstehung des Homo sapiens ab vor 200.000 Jahren tausende von Kilometern entfernt. Auch damit wird die Wahrscheinlichkeit unterstützt, es mit ziemlich verschiedenen Menschenarten zu tun zu haben. Und das Hirnvolumen – sehen wir noch genauer – sagt allein nicht viel.

Es gibt eine weitere neuere Untersuchung, die diese Differenz nahelegt. Aus einem umfassenden Vergleich von Schädeln des Homo sapiens mit jenen von neanderthalensis ergibt sich ebenfalls eine deutliche Unterscheidung. Wird die Summe der Vielzahl von Parametern, die jedem Schädel in der archäologischen Analyse zugeordnet wird, in eine zweidimensionale Matrix (Y/X) eingetragen, dann ergeben die Fossilien des sapiens einen breit gestreuten Bereich (Cluster). Ähnlich ist es bei der kleineren Zahl von Schädeln von neanderthalensis. Doch dieser Bereich liegt vollständig *ausserhalb* des ersteren. (Harvati/ Hublin, 2012) Es gibt also eine Reihe empirischer Hinweise, die die herausragende Eigenständigkeit unserer Art gegenüber Frühmenschen ziemlich deutlich machen. Auch die Funde des Homo sapiens in Nordafrika, wo seit einigen Jahren vermehrt ausgegraben wurde, deuten in diese Richtung, wenn auch jene dort entdeckten Steinartefakte in etwa die geringe Qualität noch haben, wie sie den eurasischen NeandertalerInnen zugeordnet wird. (Garcea, 2010^b) Der von mir betonte „Sprung“ der Kognition zu Beginn des Jung-Paläolithikums wird dadurch gestützt.

Kognitiver Systemwechsel

Bei Homo *sapiens* steigerte sich gegenüber Homo erectus das Hirnvolumen deutlich, nicht aber gegenüber neanderthalensis mit einer sapiens bereits ähnlichen Hirngrösse. Die Artefakte konnten jedoch nur mit denen des *frühen* sapiens mithalten als beide ausstarben. Die archäologischen Funde verweisen seither bei sapiens auf eine höhere *reflexive Lernfähigkeit*. Ohne sie konnten die „musische Höhlenkunst“ und die bald komplexer werdenden Artefakte nicht hergestellt werden. Und wir sehen, die Kapazität des Gehirns reicht bei sapiens bis *heute* zur Aneignung immer komplexer werdender Umwelten aus, wobei wir dazu – als Stichwort verkürzt – der langjährigen *Schulbildung* bedürfen, um die Kompetenz deutlich zu steigern; dazu später mehr.

Die Neurowissenschaften sagen uns, die Basis für eine solche kognitive Veränderung könne nur in einem bestimmten Teil unseres Gehirns seine wesentliche Ursache haben, dem *Präfrontalen Kortex* hinter der hohen Stirn;

er wird noch ausführlich dargestellt. In diesem Teil der Frontallappen, das zeigen primär die modernen bildgebenden Verfahren und die Kenntnisse aus Hirnverletzungen, wird unsere Menschlichkeit, wird das Soziale koordiniert. Genetische Verbesserungen führten wohl wesentlich zu sich über lange Zeiträume ändernde *strukturelle* Arbeitsweisen des Gehirns; sehr früh gab es vielleicht auch grundlegende Veränderungen der Gehirn-Konstruktion, wie eine effektivere Blutversorgung. (Facchini, 2006)

Wir sehen schon seit den frühen Säugetieren in der Evolution eine beständige relative Vergrößerung der Frontallappen im Gehirn, nicht nur bei Primaten. Offenbar entstand zumindest bei *sapiens* dazu auch eine *Verdichtung der Neuronen* in der Hirnmasse, die wiederum kürzere und schnellere Verbindungen der Synapsen zwischen ihnen ermöglicht. (Munk, 2011; Roth, 2010) Auch deshalb sagt das Hirnvolumen allein nur relativ wenig aus. Der sehr hohe Anteil der Frontallappen am Gehirn und des darin enthaltenen Präfrontalen Kortex erlaubt es modernen Menschen, über die Möglichkeiten der Frühmenschen so weit hinauszudenken. Und mit der biologischen Entstehung unserer Art erkennen wir dann offenbar die bedeutendste Scheidung der Menschwerdung: nun wird aus der Evolution endgültig und qualitativ der *soziale Wandel*. Und der *moderne Mensch*! Die Kenntnisse der Neurowissenschaften unterstützen dieses Wissen, obwohl sie selbst oft nativistisch argumentieren.

Aus der sozialwissenschaftlichen Analyse der archäologischen Funde ergibt sich also – sage ich – für *Homo sapiens* eine Art *kognitiven Systemwechsels* gegenüber Frühmenschen, bei dem unsere Art summarisch eine neue Qualität der Kognition erreicht. Ein anderer Blick auf die Menschlichkeit wird möglich. Er beruht wesentlich auf Empirie: die Funde der Knochen und Werkzeuge stützen auch meine Ergebnisse. Zu berücksichtigen sind die Ontogenese und die Phylogenese als *gemeinsamer Prozess*, wenn sie auch in verschiedener Weise prozessieren: erstere ist wesentlich von der biologischen Grundlage bestimmt, letztere folgt immer stärker dem *rationalen Handeln* der Menschen mit allerdings erheblichen bewussten wie notwendig auch unbewusst entstehenden *Nebenfolgen*. Um zu gültigen Ergebnissen hinsichtlich der *Kognition* und *Logik* zu kommen, die die Geschichte wesentlich bestimmen, ist auf das *Wissen* zu ihrer Entwicklung, auf den Prozess, Bezug zu nehmen. Solches Wissen wird zumindest seit der Mitte des vergangenen Jahrhunderts intensiv erforscht, seit dem die kognitive Ontogenese durch Jean Piaget

(*1896 - 1980) generell im Sinne eines empirisch begründeten *Konstruktivismus* entschlüsselt wurde.

Es ist hilfreich, anstelle der naturwissenschaftlichen, evolutiven Vorstellungen, heute als theoretisches Konzept von einem modernen sozialen „*sich selbst verändernden Prozess*“ auszugehen, der, wiederum im sozialwissenschaftlichen Verständnis, den *Zufall* generell als methodisches Element berücksichtigt; zur Methode unten mehr. Denn alles in der Welt kann sich nur prozesshaft entwickelt haben, auf dem Weg von etwas zu etwas, und das gilt auch und gerade für die kognitiv ausgeprägte *Lernfähigkeit* in der menschlichen Kompetenz, die wir in diesem Umfang bei Tieren nicht annähernd finden. Woher sollte sie sonst gekommen sein, wenn nicht vom Tier-Mensch-Übergang her mit der Erzeugung von Sinn? Es gibt – wissen wir heute – keine wie auch immer vorgestellte „Kraft“, die generell überall gleiche Entwicklungsstufen menschlicher Kulturen im evolutiven Verständnis erzeugt, weder als göttliche noch als „biologistische“ Kraft (hinter der nur irgendwie Göttliches versteckt wird). Auch die in der Naturwissenschaft verhafteten selbstreferenziellen Prozesse bestimmter Systemtheorien helfen zur Analyse nicht recht weiter, wenn ihnen die historische Dimension des Sozialen fehlt. Wie sich Theorien der biologischen Evolution und des sozialen Prozesses unterscheiden, werden wir später noch weitergehend besprechen. Die scheinbaren Kontinuitäten und Parallelen der Geschichte haben eher mit der sehr ähnlichen frühen Entwicklung der Kognition zu allen Zeiten und Orten zu tun, sage ich noch einmal, mit der nachgeburtlichen Ontogenese. Weil Menschen ihr frühes Denken in gleicher Weise aufbauen, kommen sie zu ähnlichen Ergebnissen (es muss beispielsweise kein Schiffsverkehr zwischen Afrika und Südamerika stattgefunden haben, um hier wie dort ähnliche Erkenntnisse auszubilden, wie Heyerdahl annimmt, der mit den Flößen Ra/ RaII die Schiffrouten erkundete).

Die in der Phylogenese komplexer werdenden frühen Artefakte von Werkzeugsteinen über Faustkeile zu Schrapern, Pfeilspitzen und mehr lassen sich tatsächlich gut mit den ontogenetisch wachsenden Fähigkeiten von kleinen Kindern in systematischen Bezug setzen. Und es wird deutlich, warum die bisherigen Spekulationen, die lediglich auf Basis der Naturgeschichte und der Naturwissenschaften beruhen, keine schlüssige Theorie zur Entwicklung des reflexiven Denkens erbringen konnten; den Worten nach ähnlich wurde auch früher schon argumentiert, doch heute haben wir Wissen dazu.

Vor allem Dux hat mit seiner neuen soziologischen Leitwissenschaft, der *Historisch-genetischen Theorie*, die Fundamente für eine weitergehende Sicht gelegt und etwa die Differenz von biologisch/ evolutiver Kapazität des Gehirns zu historisch/ sozial erwerbbarer Kompetenz herausgestellt. (2008) In meiner Studie soll diese Theorie – neben anderen interdisziplinär kombinierten theoretischen Ansätzen – für das Jung-Paläolithikum inklusive dessen anfänglichen wie endenden historischen Übergangsphasen (in Afrika und hin zum Neolithikum) getestet werden.

Zum Beginn der Kultur

Warum beginnt das Kulturleben des Homo sapiens in Westeuropa fast gleichzeitig mit drei kognitiven Errungenschaften, Malen, Schnitzen und Musik? Wichtige Kulturtechniken werden eingeübt, zu denen wohl erstmals „Freizeit“ genutzt wird, Zeit, die nicht für den Erwerb der Nahrung und das Nötigste zum Leben gebraucht wird. Bald entsteht aus dieser „Kommunikations-Fähigkeit“ die weitergehend grammatikalisch strukturierte Sprech-Sprache; diese These lässt sich aus den empirischen Funden und aus einer entwicklungspsychologischen Theorie Tomasellos ableiten. (2011) Dazu spielte vielleicht die regionale Situation eine Rolle. Die modernen Menschen kamen vom Schwarzen Meer das Donautal hinauf, so ist heute die Auffassung, und erreichten an den Pyrenäen und der Biskaya so etwas wie ein Ende der Welt. Nun wurde in die *Fläche* davor gesiedelt und die Region „aufgeteilt“, viele Kontakte entstanden und förderten den sozialen Umgang.

Betrachten wir die *heutige* Ontogenese, so befinden sich die Menschen am Beginn ihres Lebens fast immer in ziemlich beständigen Lebenssituationen, in Familien, Gruppen, Gemeinschaften und Gesellschaften. Diese Zusammenschlüsse sind unter anderem horizontal durch verwandtschaftliche Organisation und vertikal durch Traditionen der Macht verbunden. Sie eint eine komplex ausgebildete Sprech-Sprache und manches mehr. Nicht reflektierte Bewusstheit, sondern Gewohnheit prägt ontogenetisch zunächst das Älterwerden der einzelnen Menschen. Das gilt wahrscheinlich generell zurück bis ins Altertum (Mesopotamien, Ägypten), die Antike (Griechenland, Rom) und auch für *rezente Urvölker*, wie ich WildbeuterInnen und einfache Gartenbaukulturen nenne, die noch keinen nennenswerten europäischen Einflüssen und Zwängen unterlagen, und mit denen wir uns noch intensiv auseinandersetzen müssen.

Sprechen wir jedoch von der Zeit noch *vor* dem Beginn des Jung-Paläolithikums, dann ist die Situation anders. Nachdem Homo sapiens von Afrika aus die Welt zu besiedeln begann, blieben – bildhaft gesehen – Gruppen zurück, andere zogen weiter. An den jeweiligen Spitzen dieser sehr langsamen Siedlung nach Norden fanden sich immer wieder Besonderheiten des Zusammenlebens. Entsprechend der jeweilig erreichten und sich ändernden Umwelt, die neue Anforderungen stellte und entsprechende Fähigkeiten erwerben liess, etwa in der Kommunikation. Die eine Gruppe lernte schneller, Laute zur Unterstützung ihrer Unterhaltung einzusetzen, eine andere langsamer oder gar nicht. Beim Wachsen von Gruppen wurden junge Leute ausgegrenzt, die eigene Nahrungsgründe suchen mussten. Manche behielten die Verbindung zu dem Stamm, von dem sie sich getrennt hatten, andere verloren sich in den eurasischen Weiten, gewannen später erneut Anschluss an mittlerweile fremde Gruppen, nachdem ihre Vorfahren vielleicht in ein Seitental siedelten, das sich nach wenigen Generationen als nicht ergiebig genug zeigte. Viele starben aus.

Dennoch ist in der frühen Zeit der grossen Wanderung über wohl 10.000 Jahre bis nach Westeuropa *einerseits* von (gefühl) stationären Leben auszugehen; diese Menschen wussten nichts von grosser regionaler Ausdehnung oder Wanderung. Und in diesem Rahmen gab es *andererseits* ein vielfältiges Kommen und Gehen an guten Plätzen; es kam eher zu, wenn auch weiträumigen, regionalen Clusterbildungen als zu gleichmässig über die Regionen verteilten Kleingruppen. Diese Skizze fördert die Vorstellung, eine *Zeichensprache* konnte sich als zweckmässiger als verschiedene noch rudimentäre Lautsprachen gezeigt haben. Beispielsweise hatten im weiten Nordamerika vor allem die berittenen, bisonjagenden Völker mit ihren zahllosen unterschiedlichen Sprech-Sprachen eine gemeinsame Zeichensprache entwickelt, die manchmal als „gemalte Rede“ bezeichnet wird. (Welt-der-Indianer.de; für Südamerika Lévy-Bruhl, 1926: 135) Bei Wolfradt (2011) finden wir den Hinweis, an der Leipziger Universität sei bereits 1921 von „zeichnender Gebärde“ die Rede gewesen. Gezeichnet wie die Bilder in den Höhlen? So wie wir heute ins Gestikulieren verfallen, wenn wir auf anderssprachige Menschen treffen. Jene frühen Zeichensprachen entstanden aber, anders als heutige, in einer noch-nicht-vollsprachlichen Umwelt! Manche rezente Urvölker kennen sie für bestimmte Zwecke neben ihrer Normal-Sprache.

Es gab – soll damit gesagt werden – kaum schon einen halbwegs gleichmäßig ausgebildeten kognitiven Standard, wie wir ihn beispielsweise doch recht weitgehend bei den weit jüngeren rezenten Urvölkern sehen, die alle, zum Teil recht komplizierte Sprachen haben. Erst im frühen Jung-Paläolithikum mussten sich dann – nach meiner These – notwendig reflexives Denken und bewusste *Logiken* herausbilden, wie die äussere Welt funktionieren möge, was beziehungsweise *Wer* Flüsse fliessen oder den Wind wehen lasse und die Nahrung erzeuge. Der Zwang zum Lernen wurde wohl exponentiell grösser. Entsprechend ändert sich immer wieder die Vorstellung der Welt und ihrer Schöpfung, dies aber innerhalb der Form einer *traditionalen Logik*, (Dux) die noch zu besprechen ist. Ziemlich deutliche Belege für solchen Wandel finden wir erstmalig in Sumer, wo die zuerst angenommene völlige *Willkür* der Welt sich auch in der Vorstellung einer Allmacht der GöttInnen äusserte und dann langsam, erst vor 3.000 Jahren, „*der Mensch seine eigenen [!] sittlichen und ethischen Wertungen zum Maßstab*“ machte. (Jacobsen, 1954: 235) Am Ende dieses einen Weges des Homo sapiens aus Afrika (von mehreren in andere Teile Eurasiens und nach Südafrika) kommt es in der Region Westeuropa zu einer Konsolidierung der kognitiven Prozesse, zu denen bald auch die Sprechsprache gehört.

Wir werden unten, bei der ausführlichen Besprechung der Ontogenese, noch sehen, wie die Stadien des Denkens bei Kindern entstehen. Übertragen auf die Geschichte, zumal auf die Frühgeschichte, kann deshalb nicht davon abgesehen werden, dass frühe Menschen während der *ersten* Entwicklung im Tier-Mensch-Übergang in ihrer Kognition und Logik auf das von Kindern zu bestimmten Lebensaltern erworbene Mass beschränkt blieben. Was wir als Ontogenese sehen, musste sich aus tierischen Instinkten und Fähigkeiten erst einmal herausbilden, Phase für Phase. Wenn ich also definiert von „Fünfjährigen“ spreche, ist das nur eine Annahme für jene frühe Zeit, die noch durch vor allem entwicklungspsychologische Forschung verdichtet werden kann, wenn empirisch belegte Tätigkeiten jener Menschen ins Verhältnis zu kindlichen Stadien der Kognition gesetzt werden. Zuvor muss es in der Gattung Homo ebenso „Dreijährige“ gegeben haben, und so weiter. Aber: wir sprechen in der Geschichte generell von *Erwachsenen*, die mehr Erfahrung haben als ihre Kinder und etwa geübter und ausdauernder Aufgaben erfüllen können. Dazu ist ein Hinweis nötig:

So wie ich es eben formulierte, ist mit (tendenziell berechtigtem) Protest zu rechnen: es würden Erwachsene von rezenten Urvölkern, an denen diese Kognition meist belegt wird, als „kindlichen Geistes“ abqualifiziert. Wer wissenschaftlich versucht, damit umzugehen, schiebt dann – wie ich eben – stets eine Floskel ein, nein, es werde doch von Erwachsenen gesprochen, die zu weit mehr fähig seien als deren Kinder... Dennoch sind diese Hinweise partiell auch Übungen in „political correctnis“, die jedoch – so sinnvoll sie sind – das wissenschaftliche Denken nicht trüben sollten.

Wird aber betont, was ganz zweifelsfrei ist, dass in Mythen des Altertums, der griechischen Philosophie, in der Bibel, bei vielen rezenten Urvölkern und noch in heutigen fundamentalistischen Sekten Geister oder Götter als Erzeuger und Lenker der Welt gelten, scheint eine solche sichtbare Begrenzung der Logik akzeptabler zu sein. Doch genau diese Niveaus des Denkens sehen wir in der kindlichen Ontogenese *und* dem folgend in der frühen Phylogenese als deutlich erkennbare Prozesse, die analysiert werden müssen.

Wenn richtig ist, dass es auch eine Geschichte der Kognition gibt – wer wollte daran noch zweifeln? – dann kommen wir um die Formulierung von Differenzen zwischen modernem und traditionalem Denken nicht herum. Die Logik der Welterklärung – von der hier meist verkürzt die Rede ist – hat Auswirkungen bis in den Alltag hinein, wenn auch nicht hinsichtlich einer biologischen Begründung der Intelligenz von „Rassen“. Ich komme im Kapitel zu Kapazität und Kompetenz und anderen Stellen darauf zurück: alle modernen Menschen, sapiens, sind typischerweise intellektuell gleich fähig zu lernen; manche haben jedoch nicht die Chance, den heutigen Standard europäischer Bildung sich anzueignen, auch wenn es *individuell* in allen Gruppierungen geringe Unterschiede in dieser „Intelligenz“ geben mag (biologische Variabilität), die jedoch nirgends der nötigen Alltags- und etwa einer Berufsbildung entgegensteht; alle halbwegs gesunden Menschen sind zu einem verantwortungsvollen und selbstbestimmenden Leben fähig. Diesbezüglich geht es wirklich nur um: Lernen! Lernen in Umwelten.

Schon am Beginn des Jung-Paläolithikums zeigen Anfänge *sesshaften* Lebens und vor allem die frühen *Höhlenmalereien* in Spanien und Süd-Frankreich sowie die *Schnitzereien* in der Schwäbischen Alb uns etwas ganz Neues, hinzu kommt die *tonale* Darstellung; auch den Ruf eines Tieres bewusst zu imitieren, musste erlernt worden sein. Da in der Schwäbischen Alb keine Bilder bekannt sind, könnten die kleinen geschnitzten Figuren vor der Fähigkeit

zum Zeichnen und Malen entstanden sein, was wiederum für eine gemeinsame kognitive Ursache dieser Formen der Kommunikation sprechen kann. Eine über die reine Existenzsicherung hinausgehende Kultur entsteht, die sehr früh bereits über weite Regionen vernetzt war, wie Materialien aus anderen Gegenden als den Fundorten belegen. Der Ausruf: seht her, ich sah ein Nashorn, war sehr schnell allgemeinverständlich durch zwei Linien wiederzugeben; das älteste Bild in der Grotte Chauvet (Frankreich) zeigt ein Nashorn, 32.000 Jahre alt. Nach dem roten Farbfleck vom Monte Castillo von vor 40.800 Jahren folgt in den Funden am Abri Castanet ein 37.000 Jahre altes Teil-Bild eines Rindes. (National Geographic D, 15.5.12) Die Schnitzereien der Schwäbischen Alb stammen aus 36.000 Jahren alten Fund-Schichten. Doch gerade von vielen Bildern kennen wir das Alter nicht, was die Einschätzung „der“ Höhlenmalerei sehr erschwert. Die Bilderwelt der Grotte Chauvet ist also nicht etwa generell so alt und entstand vielleicht zeitlich nicht so fern von der in Lascaux, die ab vor 17.000 Jahren datiert ist.

Von diesen Überlegungen zur Umwelt und Lebenssituation ausgehend binde ich im übernächsten Abschnitt aus der modernen Entwicklungs-Psychologie, wenn auch in eigener *zeitlicher* Interpretation, die (junge) These Tomasellos (2011) zur Evolution der Kommunikation in meinen Ansatz ein. Zur Sprachentwicklung begründet er, dass Menschen, als von Tieren/ Affen herkommend, zuerst ohne ausgeprägt grammatikalische Sprech-Sprache kommunizierten. Deshalb prüfe ich als zeitliche Annahme, ob sie sich im *frühen* Jung-Paläolithikum noch überwiegend mit Zeigen und Gebärden verständigt haben konnten, die durch *erlernte* Wörter ergänzt wurden; für den Steinzeit-Film „Am Anfang war das Feuer“ (Annaud) schuf Burgess eine Lautsprache von 100 Wörtern, in der sich manchmal sogar das Team unterhalten habe, etwas mehr möchte ich den Leuten zu Beginn des Jung Paläolithikums schon zutrauen.

Durch Zusammenschlüsse grösserer Gemeinschaften entstanden vereinheitlichte Formen der Kommunikation. Offenbar vermehrt in den ersten wildbeuterischen Gross-Siedlungen ab vor 20.000 Jahren, deren BewohnerInnen in der Archäologie als „komplexe Sammler und Jäger“ bezeichnet werden, ohne die Entwicklung der Kognition hinreichend zu diskutieren. (Noll, 2002; Bar-Yosef/ Belfer-Cohen, 2010) Solche sesshafte Lebensformen entstanden nicht erst ab vor 10.000 Jahren mit dem Neolithikum (Landwirtschaft), wie wir noch sehen werden, wenn wir die Entwicklung des Sprechens gleich weiter

verfolgen; zuerst kommen wir zur Basis von Denken und Sprechen, zur Klärung dessen, was „symbolisch“ heissen kann – und was nicht.

Symbolik

In der frühen Zeit findet selbst „freies“ Denken noch auf einem ziemlich *unbewussten* oder unreflektierten Niveau statt. Um die Umwelt im Hirn zu (re-) konstruieren, bedarf es natürlich einer geistigen Entsprechung oder Vorstellung. Der allgemein eingeführte Name für solche Entsprechungen ist: Symbol. Doch bei der historischen Betrachtung der Entwicklung des Geistes aus dem Tierischen benötigen wir Differenzierungen. Zum *einen* ist das beobachtende Aufnehmen eines äusserlichen Objektes, etwa eines Baumes oder Tieres, im Gehirn und dann dessen Reproduktion als Schnitzerei oder Bild ein reflexiver Vorgang. So wie die Zurichtung bereits eines sehr einfachen Werkzeuges auch, dessen „Bild“ vor der Herstellung im Kopf „bewusst“ oder „present“ ist. Nur durch solches Konstruieren einer Entsprechung der Umwelt im eigenen Kopf ist die soziale Orientierung in der Welt möglich: sie ist komplexer als etwa einem Baum auszuweichen (was ja auch Tiere mit instinktiven Grundlagen der geistigen Repräsentation schaffen). Doch zum *anderen* ist durchaus die Frage zu klären, in welchem Grade von *bewusst* oder reflektiert auszugehen ist. Deshalb ist über die beschreibenden wissenschaftlichen Formulierungen nachzudenken. Uns fehlt für die Kognition eine neu formulierte analytische Entwicklungsreihe bis *heute* (etwa: Kognition 1. 2. 3. Grades).

Für meine Analyse ist es ausreichend, das Problem mit dem Bewusstsein oder der Reflexion und ähnlichen Sprach-Formen auszudrücken, indem nur eine Unterscheidung getroffen wird: ich spreche deshalb für die Frühzeit in Afrika, die Zeit der Wanderung nach Norden und auch noch für das *frühe* Jung-Paläolithikum definitorisch generell von einer *Vorstufe des Denkens* der modernen Menschen, die in dieser Studie, wenn es nötig ist, lediglich pauschal mit der Vorsilbe „prä“ gekennzeichnet wird. Sie ist, wenn auch recht allgemein, in der Wissenschaft eingeführt. Piaget unterscheidet die symbolische Vorstellung als *bewusst* oder *unbewusst* (Ginsburg/ Opper, 1993: 97). Bischof-Köhler spricht von prä-rational auf *emotionaler* Basis und ab dem zweiten Lebensjahr von *proto-rational*. (2011: 26ff, 37ff, 66) Bei mir ist beispielsweise prä-bewusst gemeint, oder es wird gleich von *prä-symbolisch* bei bildhaften Darstellungen gesprochen.

Unter anderem gilt es dazu, auch jene *traditionale* Logik, die wir von den frühen Mythen aus Mesopotamien und Ägypten bis hin zum alten Griechenland und darüber hinaus noch in unseren Märchen belegt finden, zu entschlüsseln und in ihrer *Struktur* bis zum Beginn des Jung-Paläolithikums zurückzuführen. Diese Mythen zeigen, alles Denken war – in ganz allgemeiner Form verstanden – magisch oder *religiös*, eine rudimentäre (prä-animistische) Geistvorstellung, in der alle Dinge der Welt als subjektiv handelnd verstanden werden. Diese Form des Denkens finden wir ebenso noch bei rezenten Urvölkern, die in vielen Berichten vor allem des 19. Jahrhunderts beschrieben wurden. Diesen Völkern gegenüber ist für den Beginn des Jung-Paläolithikums eine noch geringere kognitive Fähigkeit anzunehmen, da die sich noch im ersten Entstehen befand und diese Historizität in der Forschung sprachlich abgegrenzt werden muss. Dass die Menschen vor 40.000 Jahren bereits deutliche *formale* Institutionen ausgebildet hatten, scheint eben deshalb zweifelhaft, wie auch die Ausbildung einer bereits definierten Religion, die in Berichten über die Höhlenmalerei als normal vorausgesetzt wird, wenn von einer Bilderhöhle als gestaltetem „Heiligtum“ die Rede ist; das sind reine Vermutungen.

Werden bei archäologischen Funden von Frühmenschen einfache Ritzungen in Felsen oder auf Knochen entdeckt, ist regelhaft davon die Rede, diese Menschen seien bereits zum *symbolischen* Denken fähig gewesen; selbst Wissenschaftsmagazine formulieren derart undefiniert. (Scinexx.de, 30.8.15) Da sollen wir dann denken: Sensation, so weit entwickelt waren die schon. Doch wird ohne weitere Definition damit *gar nichts* ausgesagt, denn bereits Säuglinge sind in der Lage, unbewusst in ihrem Kopf eine Erscheinung als (prä-) symbolische Repräsentation abzuspeichern. Sonst wäre ein Erwerben der Orientierung in der Umwelt – also: Lernen – nicht möglich. Säuglinge beginnen mit der Zeit der Geburt, sich durch *Erfahrungen* ihre Umwelt kognitiv anzueignen, sie geistig zu konstruieren; in meinem Sinn als prä-symbolisch. Im Übrigen können wir nicht wissen, ob solche Ritzungen ausdrücklich bewusst und nicht eher beiläufig erfolgt sind. Auch das Durchbohren einer „Schmuckschnecke“ sagt nicht mehr aus, als dass das kognitive Niveau von Kleinkindern erreicht wurde.

Symbolisch aufgeladen im besten Sinne wurden vor knapp 12.000 Jahren allerdings die steinernen Monumente vom Göbekli Tepe mit ihren Stelen/ T-Pfeilern, die – wie ich aus der historischen Entwicklung des Religiösen noch

ableiten werde – offenbar Götter darstellen; und es sind *männliche* Götter. Diese Symbole sind sehr *bewusst* entwickelt, sie mussten vor ihrer Erstellung von ihren ErbauerInnen (zumindest sich selbst) erzählt oder erklärt werden können. Jene Menschen haben offenbar auch erstmals ihrer Gemeinschaft bewusst eine Entwicklungsrichtung gegeben als sie die Monumente begannen; sie wollten ihre Lebenssituation *ändern*, worin schon eine beachtliche kognitive Leistung zu sehen ist; wir werden unter dem Begriff der Neuerungsfeindschaft noch darüber sprechen. Zwischen den ganz frühen Werkzeugsteinen (Lucy), einfachen Ritzungen, gelochten Schmuckschnecken von NeandertalerInnen oder ersten Lebensäusserungen bei vermuteten Grablegungen (Ronen, 2012) und dem Symbol am Göbekli Tepe liegen kognitive Welten.

Vom Zeigen zur Sprache

Nach einer Zeit der biologischen Stabilisierung des Homo sapiens gibt es erst einmal nur vage Funde für seine gegenüber Fröhmenschen neue soziale Handlungsfähigkeit – in der Archäologie werden vermehrte Artefakte um vor 60.000 Jahren diskutiert, als sein erster Auszug aus Afrika in Richtung Australasien begonnen habe (Out of Africa II; I = erectus). *Nach* dieser Zeit belegt die archäologische Wissenschaft bislang *nur den einen Zeitpunkt* als Möglichkeit, der aus soziologischer Sicht eine neue Qualität der Kognition durch empirische Funde begründen kann: das ist der *Beginn* des Jung-Paläolithikums ab vor gut 40.000 bis 32.000 Jahren, als die Fähigkeiten zur skulpturalen Schnitzerei und die Höhlenmalerei in die Welt treten, vom Monte Castillo und dem Abri Castanet bis zur Grotte Chauvet und der Schwäbischen Alb, bald auch im Osten Eurasiens (Tiere, Frauenfigurinen und Flöten, die also Musikkenntnisse belegen). Und die Sprache entwickelt sich vermutlich erst in jener Zeit von einer primären Zeichen- zu einer primären Sprech-Sprache. Dabei deutet der Hinweis auf die Zeichensprache mit ersten *erlernten* Wörtern für mich nicht auf so etwas wie: fast noch äffisch. Zeichen- und Gebärdensprachen können durchaus eine beachtliche Kommunikation ermöglichen, auch wenn es sich noch nicht um solche aus heutiger Zeit handelt. Und für Leute mit der Fähigkeit zum Zeichnen und Malen ist es denkbar, sie hätten auch jene unidentifizierten Zeichen, die hin und wieder in Höhlen gefunden werden, als kommunikative Zeichen für erlernte Wörter verwendet, also mit einem Inhalt versehen. Das darf wohl nicht mit: Schrift

verbunden gedacht werden, wie es dann am Göbekli Tepe aber möglich scheint. Wer an göttliche Pfeiler kombinierte Zeichen per Relief ausarbeitet, macht das nicht ohne eine Bedeutung dafür. Während ein Bukranium, ein stilisierter Rinderkopf mit Gehörn (stets männlich interpretiert), noch simpel verstanden werden kann, ist das bei einer vertikal verbundenen Reihe von H-Zeichen (das auch um 90° gedreht vorkommt), Kreis und Halbkreis schon schwieriger; dazu unten mehr. Über Schrift will ich jedoch nicht weitergehend spekulieren.

Wie lässt sich die Entwicklung des Denkens und der Sprache vom *Beginn* des Jung-Paläolithikums bis zu dessen *Ende* möglichst differenziert beschreiben, als am Göbekli Tepe erstmals *symbolische* Gottesfiguren durch WildbeuterInnen errichtet wurden? (Schmidt, 2008) Neben der höheren Lernfähigkeit ist der Erwerb der ausführlichen Kommunikation bei Homo sapiens (mittels des Präfrontalen Kortex) von genereller Bedeutung, weil Sprache wiederum Denken und Logik fördert. Ob die evolutive Grundlage der Kommunikation als Sprech-Sprache begann, steht dabei – wie hier betont – neuerdings (wieder) in Zweifel; Ende des 19. Jahrhunderts wurde das schon einmal anders gesehen. Denn Sprache ist *nicht* gleich Denken. (Hallpike, 1990) Sondern sie entsteht erst – wie bei Kindern zu sehen – nach erheblichen Lernleistungen in der Ontogenese; zu ihr kommen wir unten ausführlich. Schon deshalb ist es kaum anders vorstellbar, als dass es eine Zeit gab, in der die *Gattung* Homo lediglich eine frühe Zeichensprache entwickelt hatte; sofern nicht jemand darauf insistiert, Kommunikation habe mit Sprechen begonnen. Wie könnte sich dieser Prozess abgespielt haben, wenn *zuerst* das Sprechen begonnen haben soll, oder zumindest gleichzeitig mit Zeigen und Gebärden? Wann eine Sprech-Sprache erstmals auftrat, ist allerdings ein offenes Problem, mit dem wir uns nun beschäftigen. Doch auch für die Frage nach der frühen Kommunikation ist, wie hinsichtlich der „Höhlenkunst“, nach der historischen Entwicklung zu sehen.

Generell scheint es als *Forschungsstrategie* für meine Studie fruchtbarer zu sein, erst einmal einen historisch späten Erwerb der Sprech-Sprache anzunehmen, zu prüfen: ab wann war sie zwingend *nötig*, um die Funde herzustellen?

Tomasello (2011) bietet eine Theorie an, die sich in meinen Ansatz plausibel einfügen lässt: Sprache habe als rudimentäre Kommunikation mit Zeigen begonnen, wie es (vage) bei Schimpansen erkennbar sei. Die humane Kommunikation konnte sich dabei zusammen mit verschiedenen Stadien des

Denkens und Handelns entwickeln, die er andernorts als aufeinander aufbauende Stufen einer *Imitation* der Bezugspersonen durch die Kinder ausdrückt; (2006) dazu im Kapitel zur Ontogenese.

Äusserlich ist es die wachsende Sesshaftigkeit der Jüngeren WildbeuterInnen, die zur Ausbildung von weitergehender Rationalität führen musste. Im engen Zusammenleben in Siedlungen wird sie wichtiger als zuvor. Das gilt vor allem für die tendenzielle Beherrschung des Emotionalen, das allzuleicht zur Aggression führte, wie wir aus dem Verhalten rezenter Urvölker und aus der Ontogenese selbst ableiten können; in meiner Arbeit geht es nicht um die letzte Antwort auf die *Fähigkeit zur Aggression*, sondern um deren soziale Ausprägung. In diesem Prozess konnte die Verständigung durch differenziertere Sprache die Kommunikation vertiefen, wenn die in solchen Siedlungen sich zusammenfindenden Menschen noch verschiedene Zeichensprachen mitbrachten, die nur durch relativ wenige erlernte Wörter ergänzt waren. Wir kennen einen in solcher Situation typischen Prozess aus jüngeren Zeiten: *Kinder* schaffen für sich (!) in verstetigten Siedlungen von Gruppen ohne gemeinsame Sprache relativ schnell eine Vorform zur heute so genannten *Pidgin-Sprache*; (Bussmann, 1990) das findet vor allem in Treffbereichen verschiedener Kulturen statt, etwa bei einem Grenz-Handel, oder als die EuropäerInnen die Welt unterjochten.

Aus forschungspraktischen Gründen beginnt Tomasello mit einem ideellen Übergang der kommunikativen Fähigkeiten von Affen/ Schimpansen zu Menschen und betont vier typische Phasen: 1. *Affen*, 2. *Homo*, 3. *Früherer sapiens* und 4. *Späterer sapiens*. Ausdrücklich will er sie nicht zeitlich genauer zuordnen, wie ich es aber mache! Denn seine Angaben enthalten implizit eine ziemlich genaue Zeiteilung, die ich aufgreife. Dann ergibt sich die These: die komplexe Sprech-Sprache entstand wesentlich in der wildbeuterischen Gross-Siedlung ab vor 20.000 Jahren und war am Göbekli Tepe weitgehend erworben.

Da Affen nicht sprechen können – ihre Lautäusserungen bleiben instinktiv situationsgebunden, wenn sie etwa eine Schlange entdecken –, sie aber rudimentär ein *Zeigen* erlernen können, hält Tomasello den *kommunikativen* Tier-Mensch-Übergang nicht für eine Evolution der Sprech-Sprache, sondern sieht ihn über Zeige-Gesten begonnen, zu denen bei Menschen dann Gebärden hinzukamen, die beide nur durch erste *erlernte* Wort-Äusserungen ergänzt wurden; neben noch situationsbedingten Lauten, etwa Angstschreien. Die Phase

1: Affen können wir beiseite lassen, die ja nicht eine Folge hin zu Homo aufweist, die Trennung Affe - Mensch geschah viel früher, sie ging nur typisch voraus.

Heutige Gebärdensprachen zeigen eine hohe Kommunikationsfähigkeit. Bei einigen rezenten Urvölkern reichen sie – etwa bei rituellem Sprechverbot – für stundenlange Unterhaltungen aus. (Lévy-Bruhl, 1926: 133) Die *erste* Gebärdensprache entstand jedoch noch anders, weil es kein Vorbild gab; ein sehr langer wechselwirkender Prozess vom Tier her muss als Ursache gesehen werden. Auch diesen ersten Übergang zum Sprechen sehen wir beim frühen Erwerben der Fähigkeit zur Kommunikation von Kleinkindern, die sich typischerweise bereits mit knapp einem Lebensjahr verschieden intendierte Zeigegesten aneignen und damit über äffische Möglichkeiten des Zeigens hinausgelangen; dazu unten.

Sehen wir zuerst auf die Zeitangaben, die Tomasello also ausdrücklich nicht benennen will, die ich hier aber einführe. Mit der Phase oder dem Typus: *Homo* kann bei ihm schwerlich etwas anderes als die Kommunikationsform der *Gattung* Homo gemeint sein; bei mir also die Frühmenschen vor *sapiens*. Für den folgenden *Früheren sapiens* ist keine genaue zeitliche Zuordnung des Übergangs zum *Späteren sapiens* möglich. Deshalb prüfe ich, ob diese Phase noch zu Beginn des Jung-Paläolithikums den von mir benannten Älteren WildbeuterInnen („Fünfjährige“) zuzuordnen möglich und sinnvoll ist. Ziemlich präzise sind dann von Tomasello die kommunikativen Qualitäten seines *Späteren sapiens* benannt: die so klassifizierten Menschen seien zur grammatikalisch geprägten *Erzählung/ Mythe* fähig gewesen. Nach der deutlichen Entwicklung der von mir Jüngere WildbeuterInnen genannten Menschen während des Jung-Paläolithikums und dann durch die Planung und Errichtung des Göbekli Tepe selbst wird deutlich, es muss spätestens bei jener Sozial-differenzierten Gemeinschaft, die die Monumente vor etwa 11.500 Jahren zu erbauen begann, diese Fähigkeit der Erzählung vorhanden gewesen sein. Sie war aber nicht viel früher notwendig.

Ohne dieses Bau-Objekt durch komplexes inneres und dann äusseres Sprechen formulieren zu können, konnten schon der ideologische und dann technische *Plan* zu einem solchen Monument nicht heranreifen, was eher Jahrhunderte als Jahrzehnte gedauert haben mag, bevor es konkret werden konnte. Denn die riesigen Bauwerke waren kaum die ersten in diese Richtung weisenden Anlagen; so wie die ursprünglichen griechischen Tempel aus Holz errich-

tet und später recht genau, bis hin zu den Balkenköpfen, aus Stein nachgebildet worden sind (der Parthenon von Athen ist ästhetisch eine simple Kopie eines Holzschuppens, aber technologisch hoch komplex ausgeführt).

Was in kleinen frühen Familien-Gruppen durch Gewohnheit beim Hineingeborenen sich leicht entwickeln kann, eine Zeichensprache mit dazu noch relativ wenigen erlernten Wörtern, konnte im ersten Kontakt mit anderssprachigen Gruppen gerade besonders gut die Grundlage der gemeinsamen Kommunikation sein; so wie auch wir in der Begegnung mit Sprachfremden *gestikulieren*. Sofern der Kontakt friedlich verlief. Etwa an einem guten Standort für ein Lager mit Wasser, vielen Pflanzen und Tieren, sowie Schutz gegen Witterung und Feinde (Pidgin-Sprachen). In dieser Weise hat Kommunikation sich differenziert ausbilden können, hin zum gemeinsam entwickelten Dialekt vorerst eines überschaubaren Siedlungsgebietes.

Dabei haben wir jetzt wieder das Problem der Definition, wie bei symbolisch, bewusst und so weiter. Auch die Nutzung weniger einfacher erlernter Wörter folgt bereits (irgendwie) einer rudimentären *Grammatik*, um etwa einer Schreifolge einen bestimmten Hinweis beizugeben, so wie Schimpansen (instinktiv) auf Schlangen oder Leoparden verweisen können. Das sei selbstverständlich zugestanden; es geht um eine bereits ausgeprägte Grammatik.

Wir haben bisher die frühe Entwicklung der Kognition vom Tier zum Menschen wesentlich historisch entsprechend der archäologischen Funde verfolgt. Gleich soll dieser Prozess vom Individuum her nachvollzogen und die Ontogenese entschlüsselt werden. Doch zuvor ist ein Blick auf einige methodische Probleme meiner Studie sinnvoll.

Methodische Hinweise

Wahrscheinlich haben Sie beim ersten Blick auf diese Studie spontan gedacht, es sei zwar aus archäologischer Sicht eine Interpretation jener Urzeit vorstellbar, wenn aus „harten“ Fakten, wie Knochen- und Steinfunden, Schlüsse gezogen würden, oder aus den Höhlenbildern und Schnitzereien. Aber Wissen über soziales Handeln und reflexives Denken im Prozess sozialen Wandels? Welche Quellen gibt es? Was ist dabei empirisch? Auch die Prozesse der Ontogenese sind auf Basis empirischer Kenntnisse gewonnen worden, sehen wir noch, und ich sprach schon vom Zusammenhang von Onto- und Phylogenese als einem empirischen Faktum, wie es die Geschichte deutlich zeigt. Zum Denken rezenter Urvölker gibt es ebenfalls eine Menge an entsprechenden Daten. Oder über das Wissen der Funktion des Präfrontalen Kortex. Die Analyse von real existierenden, schriftlich überlieferten Mythen gehört dazu. Werden die an die 40.000 Jahre alten Flöten nachgebaut und gespielt, hat das etwas mit Empirie zu tun; jedenfalls waren differente Töne möglich. Ebenso wenn Höhlenbilder nachgemalt werden. Auch die Analyse dieser Bilder als Produkte eines traditionellen Denkens ist durchaus empirisch durch Studien begründet, sehen wir im Teil 2 meiner Arbeit.

Der Grundgedanke, dem hier für den Rückblick auf jene Zeit gefolgt wird, geht – nun etwas ausführlicher dargestellt – so: wir wissen eine ganze Menge über die Entwicklung von Säuglingen und Kindern; aus heutiger Zeit erst einmal, natürlich. Deshalb ist diese Thematik im nächsten Kapitel zu behandeln. Und auf dem Weg vom Tier zum Menschen müssen analoge Prozesse des Geistes und damit des Handelns abgelaufen sein. Denn die Kognition, das Denken mit Emotionen und psychischen Einflüssen, hat selbst eine entsprechende Geschichte, weil alle Gemeinschaften von der Kognition ihrer Individuen getragen werden, nur getragen werden können. Sehr frühe Menschen müssen Urprimaten noch näher gewesen sein als spätere, sie müssen sich also auch im Denken nachprüfbar entwickelt haben. Unsere heutige Lernfähigkeit und Logik fiel nicht vom Himmel, wie es in manchen Texten scheint.

Generell gilt: da sich in der vormenschlichen Natur kein Sinn, keine Kognition, keine Reflexion findet, müssen sie entstanden und/ oder gemacht worden sein, zum *einen* auf dem Weg der *biologischen* Evolution vom Tier zum Menschen, zum *anderen* begann irgendwann der *soziale Prozess* auf der Basis von „freiem“ Denken, oder der umfassend verstandenen Kognition primär zu wer-

den. Alles was nur Menschen auszeichnet, muss sozusagen diesen Übergang passiert haben und kann dabei erst menschlich geworden sein. Was Tiere instinktiv tun, müssen Menschen ins Soziale übersetzen, ins Reflektierte. Biologisch offenbar vor allem durch Veränderung der Frontallappen bis hin zu denen bei sapiens. Entscheidend ist also: schon auf dem Weg zum modernen Menschen wurde beispielsweise nicht nur mehr Wissen über sich selbst und die Umwelt gewonnen, sondern auch die *Komplexität der Logik* steigerte sich. So wie Säuglinge gleich nach der Geburt beginnen, ihre Kognition zu erwerben, wobei sie ab dem neunten Lebensmonat die Grundfähigkeit von Schimpansen überrunden, (Tomasello, 2006) so konnte auch erst, Generation für Generation auf der früheren aufbauend, unsere Geistigkeit entstehen. Menschen lernen in und durch ihre Umwelten, die sie jeweils verändern, ob gewollt oder nicht.

Eine besondere methodische Problematik ergibt sich in der „Auswahl“ der Theorie(n) der jeweiligen Fachbereiche interdisziplinärer Forschung. In dieser Studie gilt das insbesondere für die Psychologie, die sich inhaltlich ähnlich komplex zeigt wie die Soziologie. Entsprechend gibt es mehrere Theorien zu gleichen Themen. Etwa zu Empathie oder Theory of Mind, zu denen ich noch komme. Ich stütze mich bei der Psychologie vor allem auf zwei AutorInnen, die unterschiedliche Ansätze verfolgen. Tomasello betont in seiner Forschung die kulturelle Evolution und die Kognition deutlicher als Bischof-Köhler, wobei ich, bei nur partiell möglicher Lesung ihrer Arbeiten, nicht im Detail ausmachen kann, ob sie sich nicht aufeinander zu bewegen. Ich nutze diese AutorInnen zu verschiedenen Schwerpunkten, die mir jeweils für mein Thema verständlicher zu sein scheinen. Darin liegt ein zufälliges Element in der begrenzten Übersicht des Faches. Es kann aber bei der hier nur hinweisenden Nutzung bestimmter Begriffe davon ausgegangen werden, dass die unterschiedlichen Auffassungen dazu nicht so gravierend sind, um in meiner Thesenbildung völlig daneben zu liegen. Tomasello (2006) wie Bischof-Köhler (2011) sind nicht zuletzt auch deshalb ausgewählt, weil sie in den verwendeten Bänden komplexe Erklärungsversuche darstellen, die leicht nachvollzogen werden können, wenn es an die Prüfung meiner Thesen geht.

Zu einem anderen Aspekt. Bedenken wir die noch ausgesprochen vagen Unternehmungen der Sinnsuche im Altertum und bis zu den antiken Griechen, deren absurde Welterklärungen wir heute kaum noch nachvollziehen können, muss schleierhaft bleiben, wie für Menschen vor fast 40.000 Jahren –

das ist nur so um 100.000 Jahre oder weniger nach der angenommenen Stabilisierung des Homo sapiens – schon relativ vernunftbegabte rationale Vorstellungen, wie die einer bebilderten Höhle im Sinne eines *Heiligtums*, als *selbstverständlich* angenommen werden können. Das geschieht fast generell in der Forschung. Wesentlich wurde dieser Prozess der Kognition dann erst seit dem 19. Jahrhundert durch die moderne *Schulbildung* auf Basis der Naturwissenschaften vermittelt, nicht mehr auf klassischer Philosophie beruhend. Vor allem ist dabei das Denken – gegenüber schlichtem Gott-Glauben – immer abstrakter geworden; höhere Mathematik kann als Extrem gelten. Arasse sagt, selbst Da Vinci habe *nicht gelernt, abstrakt zu denken*. (2005: 67)

Daraus ergibt sich als generelle soziologische Theorie der moderne *Prozess*, der sich wissenssoziologisch sowohl von der biologischen Evolution als auch von der Vorstellung einer sozialen Evolution des 19. Jahrhunderts ebenso herleitet wie unterscheidet. Dux spricht von *prozessualer Logik* im Sinne der Sozialwissenschaft. (2008) Doch Prozess ist in der wissenschaftlichen Diskussion nicht gleich Prozess. In der Archäologie formuliert etwa Mitte des 20. Jahrhunderts der (sich selbst so bezeichnende) Darwinist Binford – der „*der herausragende archäologische Denker*“ seiner Zeit war, wie Renfrew (1984) betont – die „*Neue Archäologie*“ als eine *prozessuale* Archäologie. Er meint damit aber etwas anderes als ich und lehnt die Verknüpfung mit den Sozialwissenschaften noch ab, er sieht auch die Unterschiedlichkeit der Menschen und ihrer Kognition in den historischen Zeiten noch nicht differenziert genug. (Binford, 1984: 8f; Malinowski, 1986: 88)

Diese methodischen Hinweise führen also zu einem besonderen Problem, wenn beim Lesen von Texten zu den darin verwendeten Begriffen bereits bestimmte Vorstellungen „im Hinterkopf“ vorliegen. Wie ich es eben zur: Psychologie andeutete, oder zum: Prozess. In der archäologischen Diskussion wird das Vorwissen dazu drängen, wenn von Prozess die Rede ist, an Binfords Vorgabe den Anschluss zu knüpfen. Bei interdisziplinären Debatten kann das Schwierigkeiten bereiten. Auch die Vorstellung über die Reichweite von Theorien differiert. Zahllose Theorien zu meist eher kleinen Forschungsbereichen in Zeitschriften-Aufsätzen haben „die“ Lösung für ein Problem parat. Insbesondere die englischsprachige Diskussion formuliert in dieser Weise: sehr formal eine These einzuführen und sie (scheinbar) zu belegen; selten wird ein Aufsatz publiziert, der eine These – im schlichten Sinne Poppers – falsifiziert. Dann wird etwa an nur wenigen Materialien untersucht,

wie komplexe Gesellschaften entstehen, womöglich mit der extrem reduzierten Frage, ob Macht *oder* Ökonomie die entscheidende Rolle spielt. In der Folge Darwins muss dabei – was immer in der Welt geschieht – stets Auslese eine Rolle spielen.

Bei meinen demgegenüber eher „weitschweifigen“ Versuchen, für bestimmte Phänomene Erklärungen und *Beschreibungen* zu finden, oder besser: vorläufig zu benennen, nutze ich hier nur dann bestimmte, eingeführte Theorien, wenn ich solche ausdrücklich kennzeichne (etwa unten auf die Prozess-Theorie von Marx/ Engels aufbauend; oder auf die Sprachentwicklung bei Tomasello). Gerade weil meine Untersuchung fast bei Null anfängt, müssen Begriffe und Theorien in der Analyse offen für ganz Neues sein. Deshalb geht es hier darum, was ich jeweils konkret schreibe. Und zum Prozess werde ich erst unten genauere Ausführungen machen, wenn der Vergleich mit traditionalem Denken rezenter Urvölker über Ursprung und Ursache eingeführt wurde.

Gemeinschafts-Typen

Da Schnitzereien (incl. Flöten) und Farbproben der Höhlenmalerei nach der Aussage der Funde zu *Beginn* des Jung-Paläolithikums relativ plötzlich entstanden sind, hat es offenbar einen nennenswerten Umbruch in der Kognition gegeben. Das geschah vielleicht, weil im Westen Eurasiens die von Afrika kommenden Menschen vor den Küsten und entlang der Flüsse bei gutem Klima eine oder mehrere relativ dichte Bevölkerungen bildeten (Cluster). Mit einer noch weitgehend *nicht-sprachlichen* Kommunikation und einer Logik des Weltbildes, die sich auf sehr schlichtem Niveau befand. Bei mir ist das der Typus: *Ältere WildbeuterInnen*. Knapp 20.000 Jahre später erkennen wir dann bereits einen kognitiv weiterentwickelten Typus: *Jüngere WildbeuterInnen*, die zwar noch lange keine Landwirtschaft kannten, aber zumindest *sesshaft* in nun grösser werdenden Siedlungen (als Typus) lebten. Mit der schnellen Erwärmung der Erde am Ende der Eiszeit vor 14.000 Jahren waren dann nochmals weitergehende Lernprozesse nötig, um mit dem neuen, wärmeren und feuchteren Klima und dessen Folgen für die Ernährung, Kleidung und Behausung umgehen zu können.

Der besonders deutliche soziale Wandel fand nun im Nahen Osten statt. Der Himmel war näher gekommen und sollte vielleicht abgestützt werden. Am Göbekli Tepe durch riesige Steinpfeiler, ab 11.500 Jahre vor heute. Also fast

a m *Ende* des Jung-Paläolithikums und doch lange vor den Anfängen der Landwirtschaft. Die Herstellung dieser Monumente erforderte Planungen, Arbeitsteilung, neue handwerkliche Kenntnisse, komplexe Organisation. Ich nenne diesen Typus die: *Sozial-differenzierte Gemeinschaft*. Diese Fähigkeiten entstanden bereits tendenziell für den früheren Siedlungsbau.

Zur Konzeption solcher riesigen Bauwerke mit bis zu zehn Tonnen schweren fertigen Bauteilen bedurfte es auch deshalb einer *Sprech-Sprache*, um den „Gläubigen“ in notwendig komplexen Erzählungen/ Mythen die Begründungen für diese Monumente verständlich zu machen, nicht zuletzt als Herrschaftsanspruch, wohl auch dem der Männer über die Frauen, wie es die Betonung männlicher Gottesfiguren dort wahrscheinlich macht. Als religiös fundierte Begründungen. In diesem, vor allem auch kognitiven Prozess entstand aus einer für jene Zeit bereits „städtisch“ anmutenden Lebensform die erste *Hochkultur*, eine Zivilisation mit Sprech-Sprache, wenn auch noch ohne Schrift, aber vielleicht schon mit ersten Zeichen der Information, sozialer Differenzierung und dazu einer definierten komplexen *Religion*, die die Ausprägungen der simpleren animistischen Formen in dieser Gemeinschaft ablöste.

Spreche ich in dieser Weise von *Arbeitsteilung* ist wieder zu berücksichtigen: es ist von der *allerersten* nennenswerten Arbeitsteilung der Geschichte in ökonomischem Verständnis die Rede, nicht nur von einer zwischen den Geschlechtern oder in Familien. Noch lange haben wir es nicht mit solchen Lebensformen zu tun, die, nach der Kolonialisierung der Welt durch Europa, vielfach für rezente Urvölker beschrieben wurden, wie etwa Godelier es für die Baruya macht, oder für die TrobrianderInnen Malinowski, für die IrokesInnen Morgan. Wenn diese drei Völker, und die Yanomamo Amazoniens (Herzog-Schröder) hier verschiedentlich beispielhaft betont werden, dann nur im Sinne einiger *struktureller* Grundbedingungen. Meine Wiedergaben solcher Berichte sind schon sehr auf das Prinzipielle und Strukturelle hinsichtlich des behandelten Themas verkürzt!

Ich nenne die *religiöse* Entwicklung während des Jung-Paläolithikums plakativ den Übergang von einem (1) diffusen Prä-Animismus zu einem (2) Animismus mit nun *benannten* Geistwesen und dann zu einer ersten (3) definierten *Religion*, die ich den genannten Typen der WildbeuterInnen zuordne. Das mag als Hinweis reichen, ohne einen Bezug zu den älteren Theorien über Animismus herzustellen. Nach den eher gefühlten Geistwesen der frühen Zeit

erhielten diese in der folgenden Zeit also wahrscheinlich *Namen*, auf deren Bedeutung für die Kognition noch einzugehen ist, und verdichteten sich dann am Göbekli Tepe zu *GöttInnen*; die steinernen Figuren der Monumente werden von mir so bezeichnet, weil sie die komplexesten in dieser Studie besprochenen Geistwesen repräsentieren. Dabei wird mit dem Begriff: GöttInnen an die in der Geschichtsforschung zu Mesopotamien, Ägypten und Griechenland als GöttInnen benannten geistigen Kräfte und deren TrägerInnen angeknüpft, über deren Ähnlichkeit noch zu sprechen ist. Als Personal der religiösen Formung sehe ich erst ab Mitte des Jung-Paläolithikums *HeilerInnen* entstehen (nicht speziell zu verstehende SchamanInnen), als mit den frühen Gross-Siedlungen eine soziale Differenzierung begann. Mit der definierten Religion wurden sie später zu *PriesterInnen*.

Ergänzen wir diese Typologie des Jung-Paläolithikums durch eine weiter gefasste, oder: bringen wir erstere in die Gesamtgeschichte des Homo sapiens bis zur Antike ein, ergibt sich zusammengefasst ungefähr folgendes:

1. Sapiens entwickelt sich geistig mit noch schlichter Kompetenz aus erectus, aber doch schon mit einer weitergehenden Kompetenz im Denken, der Logik und vor allem der Lernfähigkeit (Präfrontaler Kortex).
2. Dem Jung-Paläolithikum ordne ich die Älteren und Jüngeren WildbeuterInnen zu, und aus letzteren entstand lange *vor* dem Beginn des Neolithikums die eine Sozial-differenzierte Gemeinschaft vom Göbekli Tepe.
3. Die nächste geistige Zäsur ist die Städtebildung Sumers; womöglich erfuhr die Kognition während der Zeit der frühen einfachen Landwirtschaft sogar eine Rückbildung. Die Eliten der Grossstädte Mesopotamiens überschreiten kognitiv offensichtlich bereits das Niveau vieler rezenter Urvölker.
4. Das ältere Griechenland beendet wohl diese *Phase* des traditionellen Denkens (Homer) mit der Entwicklung der Philosophie. Erst Aristoteles gibt Kognition und Logik des Weltbildes eine fortschrittlichere Form durch Verzicht auf die Annahme eines tätigen Demiurgen (Platon), der Götter erzeugte und sie wiederum (vertreten durch die Himmelskörper) die Welt erzeugen liess; gleichwohl bleibt dieses Denken aus seinem inneren Funktionieren heraus – wie wir noch sehen werden – *teleologisch* geprägt: eine geistige Macht gibt immer noch das Ziel ihres Werdens vor. (Bayertz, 2013; Frankfort u. a., 1954)

Das *traditionale* Denken bleibt zwar generell im europäischen Kulturraum noch lange erhalten, wird aber zunehmend komplexer (Christentum, Renaissance, Aufklärung) und wandelt sich erst im 19. Jahrhundert grundlegend durch die Begründung der modernen Naturwissenschaft (u. a. Darwin). Daneben findet jedoch bei rezenten Urvölkern (ausserhalb Europas) eine Entwicklung der Kompetenz in geringerem Ausmass statt; siehe unten. Und wenn sie hier beispielhaft herangezogen werden, ist die zeitliche Differenz zu berücksichtigen, da diese Völker erst gut 10.000 Jahre nach den Leuten vom Göbekli Tepe beschrieben wurden und lange schon Sprech-Sprachen ausgebildet hatten; eine Gruppierung ohne primäre Sprech-Sprache wurde meines Wissens überhaupt nicht entdeckt.

Unten werden die *Bauwerke* beider Zeiträume verglichen, um die Kognition und Logik ihrer ErbauerInnen zu unterscheiden, sie sind zum Teil offenbar bei den rezenten Urvölkern *einerseits* durchaus komplexer oder vielfältiger als die äusserlichen Formen am Geistigen Zentrum. Etwa die repräsentativen Lagergebäude auf Trobriand mit ihren vielfältigen Bauteilen und der stark mystischen Begründung. *Andererseits* sind zwar die Monumente am Ende des Jung-Paläolithikums schlichten Rundhütten nachempfunden, jedoch als vollständig aus Felsen herausgearbeitete Baustruktur nur mit einer komplexeren „gesellschaftlichen“ *Planung* ausgeführt verstehbar. Die formal relativ einfachen Anlagen jener *WildbeuterInnen* verweisen deshalb vielleicht, vor allem auch als weltweit wahrscheinlich *erste* ihrer Art, auf eine bereits höhere Kognition als die mancher jüngeren rezenten Gartenbauvölkern. Auch deshalb spreche ich vom Göbekli Tepe als Zeichen einer „Hochkultur“.

Dabei folge ich bei der Beurteilung dieser Monumente generell dem – leider so früh gestorbenen – Ausgräber Klaus Schmidt (*1953 - 2014) in dessen Interpretation, die dortigen Monumente (der Schicht III) seien religiöse Bauten, ohne Dach; ob Totentempel sei dahingestellt, ebenso wird noch deutlich werden, wie wenig sich Religiöses und Alltägliches für jene Zeit trennen lässt. Auch als öffentliche Bauten lassen sie sich verstehen, weshalb ich von einem Geistigen Zentrum spreche. Meine Arbeit diskutiert nicht die ganze Zeit dieser Kultur, sondern konzentriert sich auf die *erste* Anlage der ältesten Schicht III. Besprochen wird die Anlage D, als *wäre* sie die erste; klar ist das nicht. Eine Grabung in Nevalı Çori, etwa 50 km nord-östlich, zeigt zwar kleinere und eckige Bauten mit den charakteristischen T-Pfeilern dieser Kultur noch um 1.000 Jahre später, doch scheint auch diese Anlage einen

religiösen/ öffentlichen Charakter zu haben; vielleicht im Zusammenhang mit den dortigen steinernen unterlüfteten (vielleicht: Lager-) Häusern.

Das muss jedoch nicht bedeuten, auch alle weiteren, vor allem die kleineren Rundbauten mit T-Pfeilern der jüngeren Grabungsschichten am Göbekli Tepe, die durch magnetische Messungen entdeckt, aber noch nicht ausgegraben wurden, seien für religiöse Zwecke gebaut. Banning (2011) sieht dort demgegenüber primär Wohn-Häuser; für die Anlage B der ältesten Schicht III zeichnet er beispielhaft einen Dachstuhl. Doch diese Debatte muss hier nicht geführt werden, da die ideologischen, planerischen und baulichen Leistungen für die ersten Anlagen so oder so eine hohe Kognition nötig machten, auf die es ankommt. Und selbst meine Vorstellung zur religiösen Entwicklung und die, der Himmel werde vielleicht durch die Mittelpfeiler gestützt, liesse sich auch unter dem hölzernen Dach einer sehr hohen „Kirche“ in dieser Weise verstehen.

Wir müssen uns alle diese Hinweise in langen, auch zeitlich differenzierten Prozessen im Jung-Paläolithikum vorstellen, um auf die oben bereits benannten drei Typen des Homo sapiens zu kommen, die die Genese seines *Geistes* für diese Studie in erweiterter Darstellung zusammenfassen und dabei Ebenen der Ontogenese aufnehmen:

(A) *Ältere WildbeuterInnen* entstehen zu Beginn des Jung-Paläolithikums mit einem Prä-Animismus und noch geringer Sprech-Fähigkeit. Neben den Schnitzereien und der Höhlenmalerei werden bereits sehr früh intensive regionale Verbindungen der Gruppen erkannt; gleiche elfenbeinene Perlen und geschnitzte Figuren fanden sich in verschiedenen Gegenden. Die Menschen haben nun in der Ontogenese die Fähigkeit erworben, nicht nur einfache *Handlungen zu imitieren*, wie es Tomasello Frühmenschen zubilligt (bei ihm Typus: Homo), dem ich hier hinsichtlich der Ontogenese folge. (2006) Sondern sie seien auch fähig zur *Imitation im Rollentausch* durch Hineindenken in fremdes Handeln. Und sie *informieren* sich, was über früheres Vermögen des blossen Aufforderns (durch Zeigen) deutlich hinausgehe. Es entstehen wechselseitige Kooperationserwartungen, und das Ansehen der Individuen aus ihrer jeweiligen sozialen Rolle (als gute Hausfrauen oder Jäger) bekommt eine die Sozialität mit ausbildende Bedeutung. Ein solches noch rudimentäres Denken reichte für die bekannten Leistungen früher Gemeinschaften zu Beginn des Jung-Paläolithikums aus, sage ich (Fünfjährige). Wir werden mit

Bischof-Köhler noch zur Frage kommen, ab wann eigentlich Rache und Vergeltung im Zusammenhang mit dem auszubildenden Begriff der *Zeit* von diesen Menschen bereits *gedacht* werden konnten.

(B) *Jüngere WildbeuterInnen*; es entstehen grössere Siedlungen (komplexe SammlerInnen und Jäger). In der Brillenhöhle der Schwäbischen Alb fanden sich zwei bereits als Steinbauten ausgeführten (Wohn-) Räume, 30 und fünf Quadratmeter gross; etwa 30.000 Jahre alt (Gravettin; s. u.). Neue Steintechniken verbesserten unter anderem die Speere, die nun grössere Wunden reissen. Speerschleuder, Nähnadel (als im Gebrauch *zweiteilige* Werkzeuge) und später Pfeil, Sehne und Bogen verweisen auf die wachsende Kognition. Das Sprechen wird durch das länger währende engere Zusammenleben verschiedener Familien/ Sippen in grösseren Siedlungen gefördert; der Frieden muss in ihnen aktiv kommunikativ gesichert werden. Und am Siedlungsrand wird es für das Sammeln von nur einem Zentrum her eng, immer länger müssen die Tagesmärsche werden, wenn die Zahl der Menschen grösser wird. Die Zuordnung von Gebieten für einzelne Gruppen bekommt deshalb eine wichtige Bedeutung; der Gedanke von Natur als *Eigentum* muss entwickelt werden.

(C) *Sozial-differenzierte Gemeinschaft*; die Monumente vom Göbekli Tepe werden sinnhaft konzipiert, detailliert geplant und gebaut. Hier lebten wahrscheinlich bereits die Menschen in einer Weise, die sich strukturell nur wenig von der weit jüngeren städtischen Kultur Sumers unterschied, wenn auch die Orte noch kleiner waren. Homo sapiens ist nun wirklich: *der moderne Mensch*! Ab der schnellen Erwärmung vor 14.000 Jahren entwickelt sich am Göbekli Tepe ein Stamm, dem erstmalig die volle Ausbildung des *traditionalen* Denkens zuzuordnen ist, das die frühe Entwicklungs-Psychologie als: *prä-operativ* bezeichnet, und das sechs- bis siebenjährige Kinder weltweit als Grundlage menschlicher Kognition erreichen, wie wir gleich genauer sehen; *Operationen* sind bei Piaget Handlungen, die ein Kind in der Vorstellung ausführen kann. (Ginsburg/ Opper, 1993: 190) Der rasante Klimawandel verlangte nach erheblichen Lernleistungen zur veränderten Ernährungslage und dabei zur Neubestimmung der Welterklärung. Der Göbekli Tepe war deshalb vielleicht das *Orakel* der Steinzeit zur Lösung dieser Fragen; Schmidt (2008) verweist auf den Tempel von Delphi als Mittelpunkt einer Region. Soziale Rollen haben sich zu Sozialstrukturen verfestigt. Aus der Imitation durch Rol-

lentausch wird bei Tomasello nun die *soziale Imitation*; sie weist durch das Erwerben des Teilens von Wissen, der kulturellen Gruppenselektion und durch mögliche Schlussfolgerungen und Ausbildung von Normen über die Älteren und Jüngeren WildbeuterInnen hinaus, in deren Zeiträumen solche neuen Kenntnisse langsam entstanden. Kommunikativ wird die Fähigkeit der *Erzählung* (wie Mythen und Märchen) erworben. Aus einer noch vielfältig Gebärden nutzenden Kommunikation ist eine weitgehende grammatikalisch gestützte Voll-Sprech-Sprache mit nur noch ergänzenden Zeichen und Gebärden geworden.

Nach der langen Vorlaufzeit in Afrika erwirbt also nach diesen Thesen Homo sapiens in Eurasien immer rascher eine weitergehende Kognition und Fähigkeit zur Kommunikation. Verstehen wir die Entwicklung als eine exponentielle, dann lässt sich so vielleicht auch die in der Archäologie gesehene Häufung der Funde vor 60.000 Jahren erklären, ohne gerade zu jener Zeit eine deutliche Steigerung der Kognition annehmen zu müssen, die durch die Form der Artefakte allein nicht belegt scheint. Eine Übervölkerung kann die Wanderung über Afrika hinaus bewirkt haben (Out of Afrika II). Die Logik verbleibt im traditionellen/ prä-operativen Denken, das allenfalls von Eliten in Einzelfällen überschritten wird (und mit dem „Wilden Denken“ bei Lévy-Strauss, (1994) das primär Klassifizieren meint, hat sie kaum etwas zu tun, wie Hallpike, 1990, zeigt, dessen Arbeit die frühere Debatte andeutet; bereits Lévy-Bruhl spricht von „wilden Philosophen“, nennt Cushing „scharfsinnig“ und betont die Fähigkeit der rezenten Völker zur Klassifizierung von Gattungen und Arten, 1926: 61, 37, 1956: 6).

Ontogenese und Psyche

Wir wechseln den Blickpunkt: von der Phylo- zur Ontogenese. Wenn die geschilderten historischen Prozesse immer stärker vom Handeln und damit dem Sozialen Wandel bewegt werden, sollte ein diese Entwicklung bewegendes Element bei den Menschen aufzeigbar sein. Zwingend seit der Entstehung des Homo sapiens, weil die Zeit bis heute viel zu kurz ist, um über biologische Transformation eine Evolution im klassischen Sinn entstehen zu lassen. In diesem Kapitel wird erläutert, wie die besprochenen historischen Veränderungen wesentlich durch die Entwicklung des Geistes begründbar sind, welchen Einfluss Ontogenese und Psyche auf die individuelle Entwicklung haben und wie dabei die jeweilige Kognition entsteht; die ordne ich nur Menschen zu. Und es geht um Sprache und Soziales. Für dessen Entwicklung war ganz wesentlich der Präfrontale Kortex zuständig, wie wir gleich genauer sehen. Zuvor kommen wir auf die biologische Kapazität und die jeweils historisch ausgebildete Kompetenz zu sprechen. Es werden die bei *traditional denkenden* Menschen universal – zu allen Zeiten weltweit – entstehenden Vorstellungen von den subjektiven geistigen Kräften als Ursprung der Welt untersucht, die von animistischen Formen zum Götterglauben reichen. Zuletzt wird in die nötigen psychologischen Grundbegriffe eingeführt, um Denken und Fühlen in der Ontogenese zu verstehen.

Gott entstammt der Ontogenese

Warum denken alle bekannten rezenten Urvölker, also WildbeuterInnen und Gartenbauvölker vor einer intensiven Bekanntschaft mit der Kultur Europas, *strukturell* gleich über die Entstehung ihrer Welt? Ob im frühen Sumer/Mesopotamien die GöttInnen Enki und Ninhursag die Welt schufen, ob später in Babylon Gott Marduk durch das Zerfetzen der Göttin Tiamat Himmel und Erde trennte, oder der allmächtige Zeus mit den OlympierInnen und umgeben von einer Unzahl einfacherer GöttInnen die griechische Welt bewegte, wirklich Alles in der Welt *handelt* und wird insofern als *Subjekt* verstanden: stets existiert im Bewusstsein dieser Menschen eine in unserem Verständnis religiös-schöpferische Kraft – in welcher Form auch immer –, die die jeweilige Welt erzeugt hat. Das ist die Grundlage früher Schöpfungskräfte, wie wir sie noch aus der Bibel kennen: am Anfang – vorher war also nichts – schuf Gott

Himmel und Erde; und das, ohne selbst erschaffen zu sein! Mit unserer heutigen Logik ist das nicht zu verbinden.

Solche Kräfte müssen noch nicht als GöttInnen personalisiert worden sein. In der Frühzeit des Geistes und noch zu Beginn des Jung-Paläolithikums können in der Vorstellung jener Menschen solche *Geistwesen* „nur gefühlt“ worden sein. Gemeint ist die Zeit, als es noch nicht die Fähigkeit zur mythischen Erzählung gab; so wie Kinder manches schon tun, ohne es bereits sprachlich erläutern zu können. Später wurden diese subjektiv handelnde Kräfte den Dingen in der Welt genauer zugeordnet, etwa ein Geistwesen für den fruchtbaren Regen als verantwortlich gesehen, oder die als handelnd verstandene Kraft, die den Stein jemanden stossen lässt, der über ihn stolperte. Es entstanden Lebenswelten mit Geistwesen, die mit den Menschen innerhalb der Gemeinschaften mitlebten; in Mesopotamien lebten die Menschen gar untergeordnet zwischen den GöttInnen in deren Staat. Um Geistwesen erstmals Namen zu geben, wird es schon einer gewissen Sprech-Sprache bedurft haben, die am Göbekli Tepe dann deutlich weiter ausdifferenziert sein musste.

Aus der Entwicklungs-Psychologie kennen wir bei kleineren Kindern den zugrunde liegenden Vorgang. Sehr junge Säuglinge machen bereits die *Erfahrung*, vieles um sie herum bewege sich, die mütterliche Brust, Hände, Gesichter und anderes mehr; um Nahrung geht es zuerst vor allem. Dass es die Bezugspersonen sind, die die Bewegung auslösen, erkennen sie noch nicht, auch nicht den Zusammenhang einer vollständigen Person, die von ihnen selbst getrennt ist. So kommen Kinder per „Aha-Effekten“ zu einer Grunderkenntnis, einem *Schema*, wie Piaget sagt, die sehr frühe und schlichte Menschen, wie rezente Urvölker, noch als Erwachsene grundsätzlich ähnlich glauben: alles bewege sich selbständig. So entsteht Gott. Wenn auch mit verschiedenen konkreten Abstufungen, die sich heute in der Kindheit noch differenzieren, bis am Ende nur noch Tiere und Menschen als lebendig verstanden werden. Schon Piaget spricht vom *Ursprung des religiösen Gefühls aus dem Kindesverhältnis*. (nach: Dux, 2008: 226)

Und die Geistwesen aller Dinge werden dabei ebenso als *konkret* verstanden, wie die Dinge selbst, noch nicht als Abstraktion: auch ein gemaltes Rhinoceros ist ein Rhinoceros, mehr nicht. Zugleich war ein solches gemalte Nashorn für jene Menschen *nicht* das, was wir darin als: konkret sehen. Das Konkrete bezog sich sowohl auf den Körper wie auf dessen geistige Dimension, wie sie etwa im Bild wie auch im Zauber vorliegt, wenn ein im Kreise

seiner Gruppe sichtbarer Mensch gleichzeitig anderswo als verzaubertes Tier jemanden töten kann, oder dergleichen. Geist und die reale Person sind für frühes Denken nicht unterscheidbar, sondern: *identisch*. Diese Vorstellung ist bereits bei Kleinkindern im frühen Erkennen zu beobachten. Auch der Geist des Felsblocks, der jemanden stösst, und der mit seinem Geistwesen identisch ist, wird als *konkret* verstanden. Mit unserem Begriff des Abstrakten sollte das nicht verwechselt werden; traditionale Logik denkt gerade nicht abstrakt. Bischof-Köhler spricht für dieses Phänomen von kindlichem Animismus, der *heute* erst im vierten (!) Lebensjahr überwunden wird, über mehrere Phasen mit Beginn der Aneignung der unten besprochenen Theory of Mind; Piaget spreche von „*präkausal*“. (2011: 348ff)

Konkret/ identisch ist ein anderes Erleben, das von jenen Menschen aber nicht direkt formuliert wird; es sind unsere Beschreibungen dessen, was wir aus ihren Angaben analysieren und, wenn auch mit Mühe, vor allem aus den vielen Berichten über Völker des Altertums oder von rezenten Urvölkern reformulieren. Wir erkennen mit unserer weitergehenden, an Naturwissenschaft geschulten Logik wohl nicht wirklich, was darunter genauer verstanden werden kann; siehe unten zur: traditionellen Kausalität und zum: Doppelwesen. Am Göbekli Tepe ist jedoch ein ausgemeisselter Felsblock wahrscheinlich bereits ein Gott, der vielleicht den Himmel stützt, wie ganz frühe Mythen nahelegen (wenn die uns bekannten auch erst lange nach dem Bau jener Monumente erzählt wurden); er ist ein Gott im traditionellen Verständnis wie noch in der Bibel.

In welcher jeweiligen Form solches Selbstverständnis auch ausgedrückt wurde, als *Struktur* ist es universell, bei allen Kindern aller Zeiten und aller Regionen. Bis ungefähr ins *siebte Lebensjahr* (möglicherweise in früherer Zeit etwas später) dauert es, um solche Grundlagen oder Strukturen des Denkens in der Ontogenese auszubilden, auf denen die Menschen dann ihre weitergehende Kognition aufbauen können. Das müssen Menschen aber nicht! Bei rezenten Urvölkern verharren auch die Erwachsenen auf dieser Grundlage, weil der schlichte Lebensalltag von WildbeuterInnen und einfachen Gartenbauvölkern damit zu bestehen ist. Mehr ist nicht nötig! Denn solches einfaches Lernen ist Anpassung an die einfache Umwelt.

Nur zwei frühe *Beispiele* für Lernprozesse: Schon nach etwa zehn Tagen erwerben Säuglinge langsam die Fähigkeit, zwischen Haut und Brustwarze zu unterscheiden und beginnen gezielt nach letzterer zu suchen, wenn sie an die

Brust angelegt werden, auch wenn sie generell als Reflex noch an allem saugen was ihren Mund berührt. Nach wenigen Monaten lernen Kleinkinder einen Gegenstand auch dann noch im Kopf present zu halten, wenn der plötzlich ihrer Sicht entzogen wird, etwa durch das Verdecken mit einem Kissen. Zuvor kümmerten sie sich unmittelbar danach nicht mehr um ihn, verloren ihn aus den Augen. Mit dem Erwerb dieser Fähigkeit suchen sie nach dem Gegenstand und ziehen das Kissen weg, um ihn wieder in Beschlag zu nehmen. (Piaget; zum Zeitpunkt gibt es heute Differenzen)

Stadien der Ontogenese

Bereits seit den 30er Jahren des 20. Jahrhunderts hat Piaget die nachgeburtliche menschliche Ontogenese entschlüsselt. Er fand vier Stadien des Lernens, die bei der Geburt beginnen: das 1. *senso-motorische Stadium* geht typischerweise bis zum Ende des zweiten Lebensjahres, gefolgt vom 2. *prä-operativen Stadium*, das bis etwa zum siebten Jahr dauert und dann vom 3. *konkret-operativen* (- 14) und letztlich 4. vom *formal-operativen Stadium* abgelöst werden kann. Die *operativen* Stadien lassen sich – etwas salopp – als solche bezeichnen, in denen *abstraktes* Denken erworben wird, bis hin zur höheren Mathematik. Operationen sind Handlungen, die das Kind in seiner Vorstellung ausführt und die reversibel gedacht werden (etwa zuerst addieren, dann substrahieren). (Ginsburg/ Opper, 1993: 190) Ich nenne das prä-operative Stadium auch das *traditionale* Denken. Und diese Stadien müssen aufeinander folgen; anders als in der phylogenetischen Entwicklung, bei der nicht so stringent die „evolutiven Stufen“ überall gleich durchlaufen wurden.

In der heutigen Entwicklungs-Psychologie sind die Unterscheidungen Piagets nicht mehr Standard, neue und feinere Folgen des Lernens wurden analysiert, wie gleich zu besprechen ist. Grundsätzlich bleibt dessen Arbeit aber anerkannt, obwohl nicht jeder seiner Tests, mit denen er vor allem die Logik des Denkens überprüfte, Bestand hatte; schliesslich war er Pionier, das Vorwissen war anders, und die Messmethoden wurden verbessert. Entlang seiner Begriffe entstand aber eine umfängliche Diskussion, weshalb sie hier weiterhin erwähnt werden. Für meine Studie ist die Grenze des traditionellen zum konkret-operativen Stadium von Interesse, weil eben rezente Urvölker letzteres typischerweise nicht ausbilden, wie vielfach mit Tests bestätigt wurde. Wenn es auch vorkommt, dass durch besondere Tätigkeiten in *einzelnen* Fragen über das prä-operative Stadium hinaus gelangt wird. Beispielsweise

konnten jene, die die frühen Höhlenbilder zeichneten und malten, durch solche Praxis weitergehende Kenntnisse im Denken und Handeln der Kommunikation erworben haben. Die „Baumeister“ am Göbekli Tepe bildeten in bestimmten fachlichen Fragen wohl eine weitergehende Logik aus als Andere in ihrer Gemeinschaft.

Von Menschen des Jung-Paläolithikums kann also das generelle Erreichen des *konkret-operativen* Stadiums nicht erwartet werden. Und auf dem Weg zu dieser generell gefundenen Grenze leite ich unten jenes Unterstadium der *Fünffährigen* noch genauer ab und ordne es als *Typus* den Älteren WildbeuterInnen zum Beginn des Jung-Paläolithikums zu. Mehr war an logischem Vermögen zu jener frühen Zeit für das alltägliche Leben nicht nötig, scheint es. Schliesslich waren jene Gemeinschaften der Steinzeit noch im erstmaligen Aufbau der Kognition, dem die Phylogenese generell folgte. Deshalb muss es im Tier-Mensch-Übergang auch humane Gemeinschaften auf einem Niveau gegeben haben, das noch nicht vollständig prä-operativ gewesen ist. Vor allem verweisen die psychischen Merkmale jener Menschen, die sich unter anderem aus der permanenten Gewaltbereitschaft rezenter Urvölker erschliessen lassen, die wir in Blutrache oder Kopffjagd noch sehen, ebenfalls auf einen geringen kognitiven Stand. Bei dieser „Gewalt“ ist zu unterscheiden: zum einen die notwendig phylogenetisch erlernte Fähigkeit zu Jagd und Verteidigung/ Angriff und zum anderen eine „innere“ Aggressivität, die ich ebenfalls als *erworben* verstehe, als einen Vorgang in der Ontogenese, wie wir noch sehen werden.

Es muss aber erneut deutlich gesagt werden, dass Menschen aus rezenten Urvölkern – von denen diese Sicht mit hergeleitet ist – vor allem bei der entsprechenden *Ausbildung in Schulen* den kognitiven Stand europäischer Erwachsener ebenfalls erreichten, wie schon Lévy-Bruhl betont. (1959: 9, 13) Das typische Verbleiben im traditionellen Stadium des Denkens und der Logik des Weltbildes, das auch bei Erwachsenen dieser Völker gefunden wurde, gründet also primär auf den Anforderungen eines sehr einfachen Lebens. Wie ist das erklärbar?

Kapazität und Kompetenz

Für das Verständnis der Kognition über die hier besprochenen langen und frühen Zeiträume stütze ich mich auf einen doppelten Begriff, den Dux (2008) als: Kapazität und Kompetenz fasst. *Kapazität* meint dabei primär die biologi-

sche Basis des Gehirns, die bei allen (halbwegs gesunden) Menschen der Spezies *Homo sapiens* generell gleich ist, in früher wie später Zeit. Auf ihr aufbauend wird eine jeweils bestimmte *Kompetenz* der Lebensführung individuell erworben; das geschieht in einem historischen Moment der Phylogenese beim Aufwachsen in einer bestimmten, auch kognitiven Umwelt und prägt wiederum die „gesellschaftliche“ Kompetenz über die Generationenwechsel. Der soziale Wandel wird durch *rationales Handeln* der Menschen wie auch wesentlich durch ungeplante *Nebenfolgen* dieses Handelns befördert. Obwohl traditionale Gemeinschaften generell bleiben wollen wie ihre Ahnen, führen diese Prozesse zu ständigen kleinen (und manchmal grossen) Veränderungen des Alltags; so entsteht sozialer Wandel auch gegen die Intention der bei rezenten Urvölkern von Lévy-Bruhl betonten *Neuerungsfeindschaft*, die ich unten bespreche. Das geschieht, wie wir an der frühen afrikanischen Entwicklung des *Homo sapiens* sehen, zuerst nur sehr sehr langsam, gewinnt aber bereits im Jung-Paläolithikum deutlich an Geschwindigkeit. Manchmal zwingt die neu besiedelte oder sich ändernde Umwelt, wie das Ende der Eiszeit oder eine Invasion Fremder, zum (relativ) schnellen sozialen Wandel.

Die Strukturen des menschlichen Geistes zeigen sich also wesentlich im Prozess der Ontogenese in den Formen der historisch geprägten Kompetenz. Irgendwann muss es beim Tier-Mensch-Übergang den erwähnten kognitiven Systemwechsel gegeben haben. Und die archäologischen Funde machen ziemlich deutlich, dies sei endgültig erst mit der Entstehung des *Homo sapiens* geschehen. Es entsteht also – folgt daraus – über die Jahrtausende eine Entwicklung der Kompetenz und damit der Kognition, die die Psyche und die Emotionen einschliesst und wesentlich durch die logischen Kategorien des Weltbildes auszudrücken ist. Denn in alltäglichen Lebensfragen handeln selbstverständlich auch Menschen rezenter Urvölker im nötigen Umfang „logisch“ und suchen beispielsweise nach einem verlorenen Gegenstand. Doch die Kenntnis grundlegender Kategorien: Raum, Zeit, Substanz und vor allem Kausalität, haben im traditionellen Denken jene noch eigene Form des allgemein Religiösen.

Was ist die Grundlage dieser Entwicklung, wie können die kognitiven Stadien entstehen, wie die wachsende Kompetenz und zumindest in den letzten Jahrhunderten die Veränderung der Gefühlswelt? Für die herausragende Lernfähigkeit moderner Menschen haben die Neurowissenschaften seit dem Ende des 20. Jahrhundert die biologische Erklärung für wichtige Hirnfunktionen

gegeben, auf der aufbauend die Psychologie nun Piagets Theorie deutlich erweitern konnte. Schon das Geheimnis dessen kognitiver *Stadien* liegt hinter der hohen Stirn des Homo sapiens.

Der Präfrontale Kortex

Als Teil der Frontallappen des Gehirns ist der Präfrontale Kortex der entwicklungsgeschichtlich jüngste Teil tierischer Wesen. (Affentranger, 2006; Rösler, 2011) Die empirische Fundsituation der Archäologie spricht dafür, die genetische Veränderung, die Homo sapiens biologisch von den Arten der Frühmenschen trennt, habe sich nicht nur überwiegend auf Äusserlichkeiten bezogen, wie auf ein schlankeres Skelett oder die hohe Stirn, sondern insbesondere auf jenen Teil des Gehirns. NeandertalerInnen hatten sogar schon ein sapiens ähnlich grosses Gehirnvolumen, konnten es aber nicht entsprechend nutzen. Sapiens wurde offenkundig vor allem durch seine erweiterte *Lernfähigkeit* als neue Art im Sozialen kenntlich. Da Menschen bereits mit Schimpansen 98% der Gene teilen, entstanden dabei neue strukturellen Wirkungsweisen der Gene, um es hier nur kurz anzudeuten.

Der Präfrontale Kortex repräsentiert bei Homo sapiens die Sozialität. Er ist bei der Geburt biologisch vollständig in der Zahl seiner Neuronen angelegt, wird aber bis zum gut 20. Lebensjahr „*sozial aufgefüllt*“ – wie ich das vor-sichtig beschreibe. Das frühe kindliche Lernen folgt bestimmten Vorgaben, die die Reihenfolge des logischen Niveaus bestimmen, wie die Stadien Piagets es wohl zeigen. Die Synapsen zwischen den Neuronen bilden sich dabei zugleich nennenswert individuell. (Affentranger) Denn wir wissen heute, das Gehirn wird in seiner Struktur durch die Lebenssituation des Individuums geprägt; neuerdings sagen Forschungen, es bilde sich im individuellen Gehirn eine auslesbare Struktur, die es erlaube, Individuen bei verschiedenen Tätigkeiten dennoch zu identifizieren. („genetischer Fingerabdruck“, nature.com/neuroscience, 12.10.15) Besser lässt sich die Bedeutung des Lernens und der Ontogenese kaum noch zeigen. Die Sozialisation hat auch deshalb einen entscheidenden individuellen Einfluss auf die Strukturen des Gehirns, weil durch eine deprivierende frühe Lebenserfahrung bis in Pubertät und Adoleszenz, etwa durch Gewalterlebnisse, die Ausdehnung des Präfrontalen Kortex beeinträchtigt werden kann. Dadurch ist wiederum die individuelle Ausbildung einer aggressiven Persönlichkeit möglich. (Bauer, 2008)

Generell werden im/ durch den Präfrontalen Kortex offenbar auch die *Stadien* ausgebildet, die Piaget auf ganz andere Weise der Analyse fand. Affentranger nennt die ersten beiden (!) Lebensjahre, dann das siebente (!) bis neunte und später das 16. bis 19. Jahr als dessen besonders intensive Wachstumsphasen der Gehirnfunktionen; heute! Piaget sah das Ende des prä-operativen Stadiums bei sieben Jahren, was hier später noch interessieren wird. Diesen Prozess meint wohl Bischof-Köhler mit der von ihr betonten „*Reifung*“ des Gehirns während des frühen Lernens. (2011: 26ff; zu Piaget: Ginsburg/ Opper, 1993:213) *Reifung* und *Lernen* bilden dann offenbar einen gemeinsamen Prozess in der Art, wie es ähnlich zwischen Onto- und Phylogenese angesprochen wurde. Generell scheinen solche Hinweise auf die Reifung als Platzhalter für im Detail noch unbekannte Prozesse des Gehirns zu stehen, die das Lernen begründen wie begleiten. Eine – früher vertretene – reine „Lerntheorie“, nur das Lernen würde Menschen prägen, kann diesen Prozess nicht hinreichend erklären.

Das menschliche Denken betont Affentranger als mehr proaktiv denn reaktiv. Durch die Frontallappen habe der Mensch „*ein Mittel zur Verfügung, das es ihm erlaubt, sich von der Vergangenheit und der Gegenwart zu lösen und sich in die Zukunft zu projizieren. Um das zu erreichen, bedarf es mehr als der blossen inneren Repräsentation der Aussenwelt. Es bedarf der Fähigkeit, diese Repräsentationen zu manipulieren und zu transformieren*“ [Konstruktion]. Und: im Präfrontalen Kortex entstehen beim Menschen „*Absichten und Ziele, zu deren Erreichen er, basierend auf den inneren Modellen der Aussenwelt, Pläne entwirft, die nötigen Handlungen zusammenstellt, Subfunktionen rekrutiert und diese in der zeitlich richtigen Reihenfolge initiiert und schliesslich überprüft, ob die erfolgten Handlungen zum Ziel geführt haben oder nicht. Die Fähigkeit, Ziele zu formulieren, setzt die mentale Repräsentation eines **Selbst** voraus und so überrascht es nicht, daß das Erscheinen eines Selbstbewusstseins phylogenetisch in direktem Zusammenhang mit der Evolution der Frontallappen steht. Die Funktionen des präfrontalen Kortex sind viel mehr metakognitiv [Bewusstsein, Ich-Identität, Reflexivität] als kognitiv. Ihm kann nicht eine bestimmte kognitive Fertigkeit zugeschrieben werden, sondern er verbindet und organisiert kognitive Fertigkeiten*“. (2006: 28; herv. h.) Auf das Selbst komme ich gleich ausführlich zurück.

Der Präfrontale Kortex ist so etwas wie die Zentrale des Gehirns, dessen wichtigsten Funktionen ich hier einfach mal in einer gekürzten Liste wieder-

gebe, als – *erstens* – die („positiven“) *Funktionen*: Exekutive, Aufmerksamkeit, kognitive Kontrolle, Arbeitsgedächtnis, Problemlösen, Planung, Antizipation, Evaluation, Antrieb, Belohnung, Bestrafung, Humor, Abstraktionsvermögen, Perspektivenwechsel, Kreativität, Selbstreflektion, Bedürfnisaufschub, Impulskontrolle, Umstellfähigkeit. Und – *zweitens* – ist von den („negativen“) *Dysfunktionen* die Rede: Enthemmung, Ablenkbarkeit, Sozopathie, Depression, Reizbarkeit, Affektlabilität, Apathie, Euphorie, Spontanität, Hyperaktivität (ADHS), Hypoaktivität (langsam, Träumer), Rigidität, Planungsstörungen.

Was also nicht? Zu diesen Fragen gehört als ein Schlüssel zum Verständnis die nach der *Aggressivität*; sie kann durch Hirn-Schädigungen (woran heute vieles „gemessen“ wird) auftreten, aber auch durch andere Wirkungen der Sozialisation verursacht sein, wie eben durch deprivierende Erfahrungen. Auf diese Problemstellung ist zurückzukommen, wenn geprüft wird, ob eine noch geringer als beim *heutigen* Menschen ausgebildete (sozial aufgefüllte) Funktion des Präfrontalen Kortex ein generell eingeschränktes Verhalten bei rezenten Urvölkern – und dem folgend deutlicher bei jenen der Steinzeit – erklären kann?

Schäden an diesem Teil des Gehirns – heisst es bei Affentranger weiter – könnten beispielsweise auch dazu führen, Schmerzen und Angst nur wenig zu empfinden, und typisch sei die Furchtlosigkeit in Risikosituationen sowie die Unbekümmertheit gegenüber zukünftigen Folgen eigener Handlungen. Das sind Verhaltensweisen, die bei *traditionalen* Menschen oft beschrieben werden; sie machen den *Jäger/ Krieger* aus! Ebenso haben Frontalhirn-PatientInnen grosse Probleme, von Konkretem zu abstrahieren, Richtig oder Falsch zuzuordnen oder Ironie zu verstehen. Sie sehen nur das Hier und Jetzt, haben also einen anderen Zeitbegriff, einen ohne Zukunft, und verstehen „alles“ als konkret – eben wie die rezenten einfachen Urvölker, die auch Geister oder Träume als real/ konkret begreifen. Das ist ein bedeutendes Kennzeichen traditionellen Denkens, dem ich für die frühe Phylogenese als „normal“ unterstelle, was heute aus einer Schädigung heraus verstanden werden kann. Keine Ironie zu erkennen mag dazu Auswirkungen auf die „Ehre“ haben, die wohl weltweit bei einer empfundenen Kränkung mit Totschlag rehabilitiert wurde; sehr ausgeprägt noch bei den alten Germanen bis hin zu Duellen weit jüngerer Zeit. (Frevert, 2011) Andere Phänomene dieser Art sind mangelhafte Planung und Vorausschau. Auch sie stellen wir bei einfachen WildbeuterInnen und

Gartenbauvölkern in hohem Masse fest. Generell beschreibt Affentranger die Ausbildung von Verhaltenssymptomen, die an psychopathische und soziopathische Menschen erinnern, wie Bauer das hinsichtlich der mangelhaften Erziehung schildert, die zu Aggression und Gewalt führen könnten. Diese Störungen sind in bildgebenden Analyseverfahren des Gehirns sichtbar zu machen.

Nun wollen wir als Abschluss dieses Kapitels über die Strukturen des (bei mir immer menschlichen und immer sozialen) Handelns konkreter nach der psychologischen Begründung für die angesprochenen Verhaltensweisen fragen. Wir sehen auf eine noch sehr frühe Entwicklung, in der es ausdrückliche Traditionsvermittlung kaum schon gab! Keine Märchen von Oma.

Zur Psychologie des frühen Homo sapiens

Für die Entwicklung der heutigen Persönlichkeit sind in der Ontogenese zwei Zeit-Phasen von besonderer Bedeutung: *erstens* die um das zweite bis zum *fünften* (!) Lebensjahr, in der (a) Empathie und dann (b) Theory of Mind („Theorie des Geistes“, ein Verständnis für Bewusstseinsvorgänge) entwickelt werden. (Bischof-Köhler, 2006) *Zweitens* die vom zehnten bis um das 20ste Lebensjahr wichtige Zeit der Adoleszenz, die mehr ist als die geschlechtliche Pubertät. (Crone, 2011) Wir kommen jetzt zu neueren Begriffen als denen Piagets, die auch etwas anders gelagert sind.

Mit der *Empathie* erwirbt ein Kind die Fähigkeit, seine eigenen *Gefühle* von denen Anderer zu unterscheiden. Damit entsteht eine erste Form seines *Selbst*, das sichtbar wird, wenn ein Kind sich selbst im Spiegel erkennt; das wird mit einem unauffällig im Gesicht platzierten Farbfleck geprüft. Solche Kinder reagieren auf von ihnen beobachtete soziale Probleme Anderer sensibler als Kinder, die sich noch nicht selbst erkennen. Letztere können insofern unter anderem als „mitleidsloser“ verstanden werden; das betone ich, weil das eine oft berichtete Eigenschaft bei rezenten Urvölkern ist!

Mit der *Theory of Mind* entsteht wenig später ergänzend die Fähigkeit, das eigene *Denken* von dem Anderer zu unterscheiden. Das frühe Selbst wird gefestigt, und das Kind fühlt und *denkt* nun rudimentär individuell: ich bin anders als Andere. In dieser frühen Zeitphase geschieht das weitgehend unbewusst (prä-). Und Kinder lernen in dieser Zeit Moral besonders dann, wenn sie das Leiden anderer Kinder fühlen. (Tomasello, 2006; vgl. Bischof-Köhler, 2011) Ein gewisses Mass an Selbst ist Voraussetzung, um sich zwischen

Anderen einzuordnen. Traditionale erwachsene Menschen empfinden sich primär als Mitglieder ihrer Familie, Sippe oder ihres Stamms, mit denen sie sich *identisch* fühlen oder besser: alternativlos *wissen*. Eine Individualität in unserem Sinn gibt es noch nicht. (Lévy-Bruhl, 1956: 58, 69)

Bezogen auf die Logik rezenter Urvölker ist: Theory of Mind in der Form, wie Bischof-Köhler sie ab dem *vierten* Lebensjahr sieht, schwer einschätzbar, da sie noch bis in späteren Zeitphasen entsteht. Erst Grundschulkind – so schreibt sie – realisieren, dass Denken nicht abstellbar, sondern ein kontinuierlicher Bewusstseinsstrom sei, zuvor werde das „*Denken an konkreten Inhalten und Ereignissen festgemacht*“. (2011: 343) Auch das wiederum gilt offenbar noch für viele Erwachsene rezenter Urvölker. Auch zur Logik der (Kategorie) *Zeit* hat Bischof-Köhler Ergebnisse von Kindern vorgestellt, die im Prozess der Theory of Mind eine Rolle spielen. So entstehe erst durch die Fähigkeit zur „*mentalen Zeitreise*“ (mit Suddendorf) die Basis für *Rache*, *Vergeltung* und *Reziprokation* (die Umkehrung eines Vorgangs denkend). Und exekutive Funktionen entwickeln sich. Bischof-Köhler sieht die entsprechenden kognitiven Veränderungen nicht beständig, sondern in einem relativ kurzen Altersabschnitt *reifungsbedingt* entstehen; und das – wieder einmal – im Zusammenhang mit den Frontallappen. (2011: 354ff) Natürlich ist Vorsicht geboten, da die Tests an heutigen Kindern ausgeführt werden, und die Beschreibungen in früheren Zeiten ohne solche Kenntnis entstanden. Hier wäre eine intensive Forschung nötig, die selbst heute zur Theory of Mind noch fortgeführt wird. Die Phase um das vierte bis fünfte Lebensjahr wird als Scheide der Denkformen sehr deutlich. Und die beschriebenen rezenten Urvölker befinden sich, bei den beobachteten recht unterschiedlichen Ausprägungen von „*Logik*“ und Kultur, generell offenbar mitten in diesem Prozess.

Während und vor allem nach der geschlechtlichen Pubertät kommt es – heute – zur weitergehenden Adoleszenz, sozusagen einer geistigen Pubertät. Das Gehirn wird aufgeräumt; unter anderem wandeln sich oft die Sprachzentren als Strukturen der Gehirnfunktionen. In dieser zweiten Phase bildet sich in *bewusster* Weise weitergehend die mehr oder weniger reflektierte Persönlichkeit des: Wer bin ich? Wie stehe ich in der Welt? Beide Phasen der Gehirnentwicklung, sowohl (1) Empathie und Theory of Mind als auch (2) die Adoleszenz, zielen also in die gleiche Richtung, letztere baut auf ersterer auf und setzt sie fort – *wenn* sie stattfindet!

Denn ein nennenswertes Selbst im Sinne einer heutigen ausgereiften Persönlichkeit bildet sich onto- wie phylogenetisch erst ab einer bestimmten *historisch geprägten* Zeit als erweiterte Kompetenz, so meine These. Ab dem städtischen Sumer, dem alten Griechenland? Oder seit der (industriellen) Moderne und nun der Nach-Moderne? (Beck u. a.) Erst mit den heutigen Formen der Sozialisation? Bei rezenten Urvölkern endet diese Entwicklung bei: ich bin identisch mit meiner kleinen Gemeinschaft. Die Adoleszenz ist bei ihnen zumindest kein ausgeprägter Vorgang; in Berichten über traditionale Völker spielt nur die geschlechtliche Pubertät eine Rolle (allerdings wussten auch deren europäische AutorInnen noch kaum etwas über sie).

Empathie und Theory of Mind begründen – heute – in *individuell* orientierten Kulturen generell eher friedfertige und moralisch fühlende Persönlichkeiten. Schlüsselbegriffe sind *Vertrautheit* und *Bindung*, die auszubilden für ein Kind wesentlich ist. Bei Misslingen kann (wiederum) Aggressivität bedeutend werden. In der (besonders männlichen) Adoleszenz kommt es dann häufig zu aggressiven Ausbrüchen. Zugleich sind junge Männer oft furchtlos, und es mangelt an Vorausschau. Ursache ist – ohne eine Hirnschädigung – das Fehlen einer hinreichenden *Selbst-Andere-Unterscheidung*. (Bischof-Köhler, 1989; später: *Ich-Andere...*, 2011: 263ff).

Bei rezenten WildbeuterInnen und einfachen Gartenbauvölkern wird die Kindheit allgemein als liebevoll beschrieben, die Kinder werden bis ins dritte oder sogar vierte Lebensjahr selbst nachts nach Wunsch gestillt und dürfen so ziemlich alles, was nicht gefährlich ist. (Krebs, 2001) Können sie laufen, kommen sie typischerweise jedoch in die Kindergruppe ihrer Gemeinschaft und leben dort relativ unbeaufsichtigt und bis auf das Füttern unbesorgt, die jüngeren richten sich nach den älteren Kindern. Dies kann Ursache für eine mangelnde Vertrautheit und Bindung sein (nach unseren Massstäben). Zudem ist jene Erziehung, soweit von ihr zu sprechen ist, auf Autoritäten – Eltern, Alte, Ahnen – und nicht auf die eigene Individualität, das eigene reflektierte Selbst orientiert. Ich spreche unten, im Kapitel zum neuen Fühlen, noch von einem quasi-paranoiden Charakter bei ständiger Gefahr durch Pflanzen, Tiere, Menschen.

Die Entwicklung des Präfrontalen Kortex stoppt offenbar tendenziell oder partiell, wenn in der Adoleszenz keine über das traditionale Denken hinausgehenden komplexeren kognitiven Anforderungen entstehen. Sondern die Formung endet mit der geschlechtlichen Pubertät, in der bei rezenten Urvölkern

oft die Initiation in den Status des Erwachsenen stattfindet. Es kommt nicht mehr zu einer weitergehenden sozialen Auffüllung. Und zu keiner zweiten Phase der bewussten Entwicklung von Individualität und Persönlichkeit (Adoleszenz). Unter anderem bleibt das Selbst der Gruppenidentität untergeordnet. Dadurch wird die nur geringe Ausbildung von Vertrauen und Bindung bei frühen Menschen prägend, und auch das führt zur regelhaften besonderen Aggressions-Fähigkeit.

Soweit erst einmal in kurzen (und verkürzten) Thesen, was sich derzeit aus der neueren psychologischen Literatur für die Entwicklung traditionaler Völker und damit eingeschränkt auch jene des Jung-Paläolithikums herauslesen lässt. Es ist nun – in einer Art Zwischenphase der Darstellung – möglich, die *Strukturen* des Denkens und Verhaltens rezenter Urvölker besser zu verstehen, obgleich in den Berichten über sie weitgehend nur von unmittelbaren Beobachtungen der Lebensweisen und des Handelns die Rede ist. Ein Handeln zudem, das durch die Kolonialisierung nennenswert geprägt wurde. Sind rezente Urvölker trotzdem als Quellen für ganz andere Epochen brauchbar? Und in welcher Weise sind sie zu analysieren, um Strukturen aufzudecken? Danach folgt die Befassung mit einer anderen Quellengruppe, den Mythen, sowohl solche rezenter Urvölker als auch denen des Altertums, mit denen wir dann zeitlich schon deutlich dichter an das Jung-Paläolithikum herankommen. Allerdings immer noch in ziemlicher Distanz, die überlieferten Schriften Mesopotamiens sind nur bis um 5.000 Jahre alt.

Quellenkritik

Bevor hier zwei Quellengruppen ausführlich hinsichtlich ihrer Tauglichkeit für meine Studie untersucht werden, gebe ich einige allgemeine Hinweise. Es ist nötig, sich über rezente Urvölker und auch über das Denken im Altertum zu informieren, bevor erneut vor allem zur Entwicklung der Logik zurückgekehrt wird. Zu den verwendeten wissenschaftlichen Quellen ist generell noch einmal zu sagen, im Rahmen meiner Analyse war es nicht möglich, eine systematische Literaturrecherche zu allen verwendeten Fachbereichen durchzuführen. Zu viele Fächer sind berührt. Warum sind die Arbeiten von Godelier ausgesucht worden, um einen rezenten Stamm beispielhaft darzustellen? Weil er ein bekannter Soziologe ist und sich die Baruya in mehrfacher Hinsicht dazu eignen. Warum die Texte von Malinowski? Weil auch an seiner Arbeit und den TrobrianderInnen gleich mehrere Problemfelder darstellbar sind. Gleichwohl hören wir von manchen anderen Völkern, wie von den Yanomamo und den IrokesInnen.

Und dann ist es ein Problem, mit Begriffen und Kategorien für vergangene Zeiten zu operieren, die *„sich, wenn überhaupt, nur mit verhältnismässig großem wissenschaftlichen Aufwand [...] nachweisen lassen“*. Sie können nur Hilfsmittel sein, um in einer solchen Studie für die *Gegenwart* verständlich zu bleiben, aber nicht über die Zeit in ihren Bedeutungen gleich gedacht werden. *„Das, was wir in unserer heutigen westlichen Gesellschaft als Kindheit bezeichnen, war beispielsweise für Menschen vor über fünfhundert Jahren außerhalb jeder Vorstellungskraft“*, betont Dressel. (1996: 78f) Um nur dies zu nennen.

Zwei Quellengruppen sind also neben den archäologischen Funden für meine Analyse von besonderer Bedeutung: rezente Urvölker und die Menschen des Altertums, die in Mythen sichtbar werden. Beide Text-Gruppen sind mit Vorsicht zu genießen und können nur sehr reflektiert für das Jung-Paläolithikum nutzbar gemacht werden.

Rezente Urvölker

Rezente Urvölker lebten, auch wenn sie noch nicht von europäischer Kultur beeinflusst waren, keineswegs urtümlich oder gar natürlich im Sinne von: Naturvölkern; das ist ein Widerspruch in sich, da nur Tiere „natürlich“ existieren. Menschen des Altertums in Sumer, Ägypten und noch Griechenland

lebten wesentlich bereits als *städtische* Gesellschaften, weshalb gegenüber einfacheren WildbeuterInnen eine deutliche Differenz zu bedenken ist. Und die Berichte über sie stammen aus der Zeit der Kolonialisierung! Wo rezente Urvölker früh Bekanntschaft mit Kolonisatoren machten, waren die Erfahrungen desaströs. Dabei waren sie insgesamt keine „Steinzeitvölker“ mehr, selbst wenn sie noch keine Metalle kannten, sie waren in den Jahrtausenden, die seit meiner Untersuchungszeit vergangen sind, einem sozialen Prozess ausgesetzt und hatten *universal* Sprech-Sprachen und oft äusserst komplexe Institutionalisierungen ausgebildet, die im Jung-Paläolithikum erst langsam entstanden.

Nicht nur die christlichen Ausrottungsfeldzüge, Versklavungen und ethnischen Säuberungen stehen dafür – etwa bei der Vertreibung aus dem Osten Nordamerikas hinter den Mississippi. Sondern wesentlich waren auch die ungeheuren Epidemien unter den nicht gegen europäische Krankheiten eingemassen immunen Menschen (Masern, Scharlach...). So sind manche der in den Berichten beschriebenen Völker bereits *vor* der unmittelbaren Bekanntschaft mit den die Berichte schreibenden EuropäerInnen aus einer höheren Kulturstufe auf einfachere Lebensformen zurückgeworfen worden. Aus bürgerlichen Gemeinschaften wurden (wieder) WildbeuterInnen oder einfache Hirtenvölker, nachdem sie etwa in Nordamerika – wo es vor Ankunft der Europäer weite Farmlandschaften gegeben hat, wie in Cahokia – von den Spaniern die Pferde übernahmen. (Josephy, 1998; Mann, 2005)

Das gilt analog für alle eroberten Kontinente, vor allem auch Australien, wofür gelegentlich der Anschein erweckt wird, es gäbe dort noch so etwas wie ursprüngliche SammlerInnen und Jäger, obwohl durch das Mittel des Völkermords die Ur-AustralierInnen aus den fruchtbaren Landesteilen an Küsten und Flüssen in die unwirtlichen Wüstenzonen gezwungen wurden. Auch dort hat es zumindest Spuren früher Landbewirtschaftung gegeben. (Supp, 1994; Kästner, 2009; Wolfradt, 2011) Konkrete Lebenssituationen sehr einfacher rezenter *WildbeuterInnen* aus Afrika lassen sich ebenfalls nicht in die Steinzeit rückübertragen, zu sehr sind diese in Urwald und Wüsten verdrängt worden, zum Teil schon von starken indigenen Nachbarvölkern (Bantu). Dadurch wurden sie vielleicht notgedrungen so friedlich, wie beispielsweise oft Mbuti (Kongo-Regenwald) oder Buschleute (Kalahari) beschrieben werden; Wolfradt berichtet von Leipziger Seminardiskussionen um 1926, in denen letztere noch als höhere Jäger bezeichnet wurden. (2011)

Wie kann ein methodischer Blick zurück auf frühere Logiken empirisch gelingen? Das ist möglich, weil es sehr sehr viele Berichte über einfach lebende WildbeuterInnen und schlichte Gartenbauvölker gibt. Berichte vor allem aus dem 19. und bis ins frühe 20. Jahrhundert. Richtig, es sind vor allem Darstellungen aus der Zeit der gewaltsamen Kolonialisierung der Welt. *Rezente Urvölker* wurden dabei nicht nur häufig fast ausgerottet, sondern bei ihrem Überleben doch in ihrem geistigen Dasein oft fast ausgelöscht; heute gibt es sie gar nicht mehr (wenn von möglichen Einzelfällen in Amazonien abgesehen wird). Zudem sind diese Berichte oft aus ganz speziellen Blickwinkeln von MissionarInnen verfasst, die in extremer Weise die Ausrottung der traditionellen Kulturen verfolgten, indem sie neben direkter Gewalt und Versklavung jeden religiösen Gedanken dieser Fremden ins beschränkte christliche Fabulieren übersetzten und dogmatisierten. Dabei verstanden sie in ihrer Borniertheit vieles nicht. Bis heute gelten Menschen allüberall mit einer christlichen Seele begabt, die aber sinngemäss schon in frühen christlichen Übersetzungen zu Mesopotamien und Griechenland auftaucht. (Steinert, 2012: 295; Bayertz, 2014). Doch undefiniert ist das zur Verallgemeinerung ein untauglicher Begriff, dazu gleich mehr.

Aus den Berichten über rezente Urvölker ist nur dann eine Analyse der frühen Geschichte zu gewinnen, wenn wir nicht auf oberflächliche Behauptungen über das traditionale Leben blicken, sondern aus ihnen die *Strukturen* des Denkens jener traditionellen Menschen entschlüsseln. Dann sehen wir in Darstellungen aus verschiedenen Regionen der Erde nicht nur auf die gleiche Grundvorstellung handelnder Geistwesen, sondern ebenso auf ähnliche soziale Beziehungen, wenn auch in unterschiedlichen Erscheinungen. Es gibt also so etwas wie den: *traditionalen Menschen*. Dessen Logik ist erschliessbar, wenn nicht darauf gesehen wird, *was* jeweils gedacht, sondern *wie* gedacht wurde. Und wir werden noch genauer sehen, wie sich diese strukturelle Ähnlichkeit der Kognition weltweit aus der kognitiven Ontogenese selbst ergibt! Nicht um unmittelbare Beschreibungen von göttlich-geistigen Kräften am Tempel XY kann es also gehen, nicht um direktes Verhalten solcher Kräfte, die alle jene traditionellen Menschen ihr Leben bestimmen sahen, nicht um die konkreten Riten und alltäglichen Lebensweisen. Und wenn hier später eines dieser Völker in spezieller Weise angesprochen wird, geht es *nicht* darum, die soziale Ausprägung dieser Menschen insgesamt auf die Steinzeit zu übertragen, sondern jeweils nur den einen angesprochenen strukturellen Aspekt ihres

Denkens und Handelns in Bezug zur frühen Zeit zu reflektieren und als *Illustration* zu nutzen.

Zur Analyse der Quellen

Hinsichtlich der Logik sind die wesentlichen *Kategorien* zu entschlüsseln, die die Basis menschlichen Denkens sind. Und die ebenso – wenn auch in ganz anderen Vorstellungen und Formulierungen – die Basis früheren Denkens nur sein konnten. Es geht – wie erwähnt – um das Verständnis des *Raumes*, der *Zeit*, der *Substanz* und vor allem um die Beziehung von Ursache und Wirkung, um die *Kausalität*, wie sie die Philosophie seit langem bearbeitet hat, die aber heute neu zu formulieren sind; zur Kausalität gleich im Exkurs, über die anderen spreche ich nicht ausdrücklich. Sehr vereinfacht gesehen geht es um die Welt als Scheibe oder Kugel, ob göttliche Kräfte die Welt bewegen, oder ob wir es mit modernen Prozessen auf Basis der Natur- und Sozialwissenschaften zu tun haben, mit einer prozessorientierten Logik, die sich noch heute erst ausbreitet.

Einer der ersten Wissenschaftler, der rezente Urvölker nicht nur beschrieb, sondern ihr Denken kritisch analysierte, war Lucien Lévy-Bruhl (*1857 - 1939). Bereits ab 1910 (franz.) erschienen seine wichtigen Arbeiten über Denken, geistige Welt und (scheinbarer) Seele der Naturvölker, beziehungsweise in den letzten beiden Bänden heisst es: der Primitiven; das waren die normal gebräuchlichen Ausdrücke damals, primitiv heisst: erstere. Zu ihm sind ein paar einleitende Worte nötig, weil er wegen eines missverständlichen Begriffs scharf angegriffen wurde (besonders „platt“ von Lévy-Strauss, 1976). Die traditionellen Völker dächten, sagt er: *prä-logisch*. (1926: 59) Tatsächlich verzichtet er später auf diesen Begriff, den er aber 1910 (1926) deutlich und akzeptabel einführt und dabei von einem Gesetz der Partizipation spricht, um Erklärungen dafür zu finden, warum rezente Urvölker in der Logik ihres Weltbildes und besonders zu Kausalitäten Begründungen vorbringen, die für uns oft kaum nachvollziehbar sind. Es seien *mystische* (oder eben prä-logische) Verbindungen zwischen Geistwesen und den Dingen, die in der *Kollektiv-Vorstellung*, also der Tradition der jeweiligen Gemeinschaft (als Weltbild) gesehen würden. Ausdrücklich sagt er zugleich, er meine *nicht*: unlogisch! Ich komme gleich zu Beispielen.

Die Arbeiten Piagets geben dem Begriff: prä-logisch faktisch eine gewisse Berechtigung, wenn auch dessen: prä-operativ anders gelagert ist. Und meine

verschiedenen Hinweise mit dem „prä-“ führen auch in diese Richtung. Lévy-Bruhl bleibt – nach vielen Berichten und deren Zusammenfassungen, etwa durch Tylor, Frazer – eine wichtige Quelle, weil er sehr früh die Strukturen hinter den Lebensweisen rezenter Urvölker analysiert und dabei von recht alten Berichten ausgeht, also von noch weniger europäischem Einfluss als in jüngeren Studien! Beispielsweise wendet er sich deutlich gegen den in den Berichten generell benutzten Begriff einer: *Seele* bei traditionalem Denken und verweist damit auf die christlich verfälschten Darstellungen. Bei den rezenten Urvölkern – sagt Lévy-Bruhl dagegen – gibt es diese Trennung von Körper und Seele gar nicht. *„Der Missionar glaubt an die Unterscheidung zweier Substanzen, von denen die eine körperlich und vergänglich, die andere geistig und unsterblich ist. Im Leben vereint, bilden sie die menschliche Persönlichkeit; der Tod trennt sie und befreit die geistige Substanz, die Seele, die eigentlich der Mensch ist. Nichts liegt aber der Denkungsart des Primitiven ferner als eine solche Gegenüberstellung der beiden Substanzen, deren Attribute einander widerstreiten. Sie sieht vielmehr alle Wesen als gleichartig an. Es ist keines rein stofflich, noch viel weniger aber rein geistig. Sie sind für den Primitiven ausnahmslos Körper und besitzen, allerdings in verschieden hohem Grad, jene mystischen Eigenschaften, die wir nur den Geistern zuerkennen“*. Jene Menschen sähen deshalb so etwas wie ein „Doppelwesen“. (1956: 207, 159, 184) Beides – dieser reale Mensch wie dessen Zauber/ Geist – werden gleichermassen als *konkret* und als miteinander *identisch* verstanden, weil im traditionellen Denken Abstraktionen noch nicht gedacht werden können (wie von kleinen Kindern nicht). Auch der Begriff der: Abstraktion gehört zu jenen, die jeweils vor allem für historische Nutzung präziser differenziert werden müssen, wie bei den oben besprochenen Formen mit dem: „prä-“; ich nutze – ausgerechnet – prä-logisch nicht.

Jede Person mag sowohl real irgendwo sein, ein Haus bauend oder schlafend zwischen der Familie, als zugleich auch an ganz anderem, auch weit entferntem Ort, und dort bösen wie guten Zauber ausübend, unsichtbar oder sichtbar, etwa in Form eines Raubtieres, das einen Feind dieser Person verschlingt. Es gibt dafür zumindest einen schlagenden Beweis: die Erfahrung eines *Traums*, in dem die Träumenden ja tatsächlich zugleich anderswo sein können; und obwohl sie dabei vielleicht sogar Verstorbene treffen, bleibt der Traum real/ konkret – oder gerade deshalb. Träume galten schon in Sumer als real. (Zgoll/ Lämmerhirt, 2009) Unterstützen die Älteren dann – mangels bes-

seren Wissens – diese Vorstellung, bleibt sie generell verbindlich! (Döbert u. a., 1980) Nicht-christliche traditionale Menschen – erst recht viel frühere – sehen die Welt also deutlich anders als ChristInnen, die ähnlich mit ihren Dogmen die Entwicklung des Denkens blockieren; eine solche Seele ist auf Basis der modernen (Natur-) Wissenschaften nicht definierbar; die moderne: Persönlichkeit ist etwas anderes.

Wenn nun das Doppelwesen sowohl einen bestimmten Menschen als diesen zugleich als Zauber/ Raubtier meinen kann und beide als konkret verstanden werden, ergibt sich daraus: Tiere, die als verzaubert angesehen werden, sind ebenfalls zugleich beides. Beispielsweise werden Krokodile meist als generell friedlich verstanden, solange sie nicht verzaubert sind. (Lévy-Bruhl, 1959: 33) Sie haben – lässt sich interpretieren – insofern auch ein Doppelwesen. Bei auftretendem bösen Zauber wird der dann meist aus der Nachbar-Gemeinschaft kommend angesehen. Beide Teile des Doppelwesens sind also für jene Menschen nicht unterscheidbar, weil: identisch.

Exkurs: traditionale Kausalität

Drei *Beispiele* sollen die traditionale Kausalität schon hier verdeutlichen: Unger-Dreiling, die früh (1966) von *organischer* Logik spricht – wie Frankfurt u. a. (1954) vom *spekulativen* Denken – und damit die hier verwendete *traditionale* Logik meint, ironisiert den „hellen Aufruhr“, den dieses „prä-logisch“ von Lévy-Bruhl verursacht habe. Sie gibt ein Beispiel: die Aimará [Anden] verbrennen beim Tod eines Angehörigen Lamahaar und streuen diese Asche in Kreuzform auf dessen letzten Weg, damit durch den Tod kein [zerstörerischer] Hagel entstände. „*Die Aimará denken ganz logisch, aber ‚organisch‘ logisch. Also: Beim Tode eines Stammesmitgliedes verringert sich die Lebenspotenz/ Flüssigkeit. Lamahaar ist mächtige konkretisierte Lebenssubstanz. Es wird mit dem Toten identifiziert. Lamahaar wird dem Feuer zugeführt; die Lebenspotenz des Toten regeneriert sich. Das Kreuz ist für die christianisierten [!] Aimará das mächtigste magische Zeichen. Auf den Weg (!!) gestreut, wird die Asche/ Lebenskraft des Toten mit der kosmischen Lebenspotenz identifiziert, dem Regen. Auf dem Weg ist genug Lebenskraft: die kosmische Entsprechung der Lebenskraft des Toten, der Regen, kann nicht hart und kalt werden. Es gibt keinen Hagel. Was ist an diesem Gedankengang prälogisch?*“. (1966: 185) Sie spricht mit christianisierten Menschen bereits eine relativ weit „europäisierte“ Gruppe an. Das Haar steht oft für die

Potenz eines Mannes, etwa als Barthaar; schon in Mesopotamien findet Steinert solche Hinweise. (2012) Aber auch für Frauen kann Haar eine besondere Rolle spielen: die Dogon verbinden es mit dem Uterus, bei der ersten Menstruation isst die junge Frau deshalb Fisch. (Wildgen, 2013; identisch mit Uterus; ähnlich wie Krebse bei den Yanomamo; s. u.) Unger-Dreiling betont auch, warum Wasser oft als menschliche Lebenskraft verstanden wird. Es bringt nicht nur Wachstum in die Natur. Identisch mit Wasser ist der flüssige Samen des Mannes, der deshalb ebenfalls Lebenskraft ist und damit der aktive Teil bei der Zeugung (in Südamerika, weltweit bei rezenten Urvölkern, wie schon im alten Griechenland: Aristoteles).

Ein zweites Beispiel: Bei Maya-Nachkommen setzen sich beispielsweise zum Regenmachen die Männer unter anderem durch ein einleitendes Reinigungsritual in Beziehung zum Regengott, interpretiert Dux. (1990) Dabei wird die Unreinheit auf die Frauen übertragen! Sie haben keinen Zugang, kein Mann darf während des Rituals Verkehr haben. Ein berauschendes Getränk als Opfergabe wird auch von den Männern selbst getrunken. Das Geopferte ist nun identisch mit der angeflehten (animistischen) Kraft, die während des Rituals auf die Trinkenden übergeht, die entsprechend ersatzweise handeln können: Jungen stellen Frösche dar, nasse Zweige werden geschwungen, um das Regnen selbst in Gang zu setzen! Es soll nicht einem Geistwesen nur gezeigt werden, was gewünscht wird.

Von uns heute gesehene Widersprüche stören in der traditionellen Logik nicht. Neben der Reinigung soll wohl durch die sexuelle Enthaltbarkeit zugleich die Vergeudung männlicher Lebenskraft verhindert werden, sagt Unger-Dreiling zu solchen rituellen Formen und verweist damit auf eine Problemstellung, der wir hinsichtlich der Geschlechterfrage noch häufiger begegnen werden. Auch wenn von Vulven als Darstellungen in den Bilder-Höhlen die Rede ist, kann nicht von „Fruchtbarkeit“ als Sinn ausgegangen werden, zumal WildbeuterInnen – anders als Bauernvölker, die Arbeitskräfte brauchen – nicht nach maximaler Fruchtbarkeit streben, da Kinder oft getragen werden müssen. Sondern eher ist an Furcht vor dem Weiblichen zu denken, das Männern diese Lebenskraft raubt. Und mit der Fruchtbarkeit in diesem Sinn ist die Macht über Leben und Tod angesprochen, die wiederum identisch sind; auch dazu unten mehr.

Drittens: wie eben bei rezenten Urvölkern gezeigt, sieht Jacobsen (1954) bereits im Sumer des Altertums diese Logik, bei der Ähnlichkeiten verschie-

dener Ereignisse oder Objekte zum Einen/ Identischen verschmolzen seien, in dem etwa ein König im Ritus der „Heiligen Hochzeit“ den Gott Dumuzi darstellt und dies dann im Bewusstsein der Leute in Sumer auch tatsächlich wesenseins *ist*, so wie die Hohe Priesterin in diesem Moment als dessen Frau die Göttin Inanna/ Ishtar *ist*. Beider Vereinigung im Tempel erneuert jährlich das Leben – der gleich darauf einsetzende Frühling beweist es! Diesen Ritus gibt es ähnlich noch im Römischen Reich. (Dinzelbacher, 2008) Was bedeuteten solche Riten für traditionale Menschen?

Geertz sagt dazu, es handele sich dabei um die traditionale Vorstellung des Common sense, des gesunden Menschenverstandes. Es geht um das mystische Alltagsverständnis traditionaler Menschen, die alles sehen wie es ist (konkret), ohne hinter die Erscheinungen ihrer Welt zu blicken. Im Ritus werde das Religiöse zur umfassenderen Wirklichkeit, die die Welt des Common Sense zurechtrücke und ergänze. Der Ritus wird dabei real (Regen erzeugen etwa). So könne nachvollzogen werden, wenn Leute mit traditionalem Denken sich als Sittich verstünden, wie die südamerikanischen Bororo (oder die Trumai als Papageien; Lévy-Bruhl, 1926: 58). Sie sind zugleich im religiösen Empfinden Sittich, und im Alltag ist der Sittich ihr Totem-Tier. Es sei *„das Ritual, d. h. der Komplex heiliger Handlungen, in dessen Rahmen sich in der einen oder anderen Weise die Überzeugung herausbildet, daß religiöse Vorstellungen mit der Wirklichkeit übereinstimmen [identisch] und religiöse Verhaltensregeln begründet sind. Die Zeremonie ist der Ort, an dem die Stimmungen und Motivationen, die die religiösen Symbole in den Menschen hervorrufen, und die allgemeinen Vorstellungen von der Seinsordnung, die sie für die Menschen ausdrücken, zusammentreffen und sich gegenseitig verstärken – auch wenn es sich bei dieser Zeremonie vielleicht nur um die Rezitation eines Mythos, die Befragung eines Orakels oder das Schmücken eines Grabes handeln mag. Im Ritual sind gelebte und vorgestellte Welt ein und dasselbe, sie sind in einem einzigen System symbolischer Formen verschmolzen [identisch] und bewirken daher bei den Menschen jene eigentümliche Veränderung in der Wirklichkeit“*. (1983: 78) In dieser dynamischen Verknüpfung, wie Geertz sie darstellt, mag traditionale Logik – und wieder: Identität – weitergehend verständlich werden. Rituelle Vorstellungen dienen gerade dazu, sich in der Erzählung den Zwängen von Raum und Zeit zu entziehen, sagt schon Piaget. (Ginsburg/ Opper) Und sie sind gegenüber der *Autorität* der Erzählenden nicht hinter-

fragbar, so wie das Kleinkind noch nicht die frühe Bezugsperson hinterfragen kann. Aber taugen solche Berichte als Quellen für die Steinzeit?

Empirisches Wissen für die Steinzeit kann nur bedingt aus der Kenntnis über rezente Urvölker gewonnen werden. Das gilt schon ganz grundlegend wegen der Zeitdifferenz. Es bedeute „*einen Verzicht auf historische Forschung als solche, wollte man den Steinzeitmenschen einfach mit dem australischen Primitiven in Parallele setzen, ohne darzulegen, mit welchem Verbindungsprinzip man den tatsächlichen Zusammenhang exakt wissenschaftlich verantworten könnte*“, schreibt schon Unger-Dreiling, wobei sie, die eine jüngere Zeit bespricht, die Sprache für einen denkbaren (vagen) Zusammenhang hält. (1966: 77f) Wir stehen also vor einem lang diskutierten Problem. Ich halte die *Denkstruktur* für den möglichen Zusammenhalt, nicht, *was* gedacht wird, sondern *wie!* Ohne dass die Schwierigkeiten deshalb schon ganz beseitigt wären, auch diese Strukturen sind ja nur vage empirisch fassbar, da es Tests im Sinne Piagets – wie den zur Fähigkeit, gleiche Mengen in different geformten Gläsern zu erkennen (geistig zu erhalten) – an historischen Gruppen heute nicht mehr geben kann.

Mythen

Auch Mythen des Altertums sind nicht unreflektiert als Quellen nutzbar zu machen. Johann J. Bachofen (*1815 - 1887) hat sie in besonderer Weise in die Wissenschaft eingeführt. Als geistige Gegenbewegung zur verlorenen bürgerlichen Revolution von 1848 versuchte er, von einem „Mutterrecht“ ausgehend, mit der alten traditionellen Dialektik Hegels die patriarchale Lebensweise zum Gipfelpunkt menschlichen/ männlichen Daseins aufzupäppeln. Er las Mythen allerdings – im besten Sinn – oberflächlich. Ohne ein Verständnis traditionellen Denkens oder einer historischen Entwicklung der Kognition nahm er sie wörtlich und kam in seinem Werk von 1864 zu den Behauptungen: zuerst habe es in der Urgeschichte unregelmäßigen Geschlechtsverkehr gegeben (Häterismus; = These), weshalb die Frauen aufbegehren, und dann mit der Kraft „*amazonischer Reiterheere*“ das Matriarchat errichteten (Anti-These), bis zuletzt – als Synthese – endlich die Männer das Patriarchat durchsetzen, und damit erreichen sie „*das höchste Ziel ihrer Bestimmung, die Erhebung des irdischen Daseins zu der Reinheit des göttlichen Vaterprinzips*“. (1947: 89) Göttlich, in der Tat.

Mit der Dogmatisierung einer journalistischen Arbeit von Friedrich Engels (*1820 - 1895) zum Ursprung der Familie gewann in der leninistisch-stalinistisch geprägten Sowjetideologie die Vorstellung eines Matriarchats in einem Urkommunismus eine gewisse Bedeutung; dann auch bei der studentischen Revolte von 1968 in Teilen der neuen Frauenbewegung als scheinbares Erbe von Karl Marx (*1818 - 1883).

Erst Dux hat diese unreflektierte Ableitung aus Mythen in seinem soziologischen Werk grundlegend korrigiert. (1997) Wenn in den Ursprungsmythen des Altertums wie noch in solchen rezenter Urvölker oft und universal davon die Rede ist, zuerst seien die Frauen (ursprungslos) vorhanden gewesen, wird damit erst einmal lediglich das Offensichtliche akzeptiert, dass die Frauen Kinder gebären und deshalb vor den Männern existiert haben müssen. Bis in mythischen Vorstellungen auch die Zeugung den Männern zugeordnet wird, wie wir noch sehen werden. Mythen beschreiben keine historischen Prozesse – woher sollte solches Wissen bei jenen Völkern gekommen sein? Sie skizzieren die zum Zeitpunkt ihrer Formulierung jeweilige geltende Ordnung und legitimieren sie mit irgendeiner (göttlich-klingenden) Geschichte durch die Macht ihrer Verfasser gegenüber den Frauen. Es gehe in Mythen nicht um ergebnistreue Rekonstruktion einer Stammesgeschichte, schreibt auch Müller, (2005) es komme auf die Fundierung der Gegenwart durch eine legitimierende (Schein-) Vergangenheit an. Insofern sind Mythen tatsächlich die soziale Verfassung jener Gemeinschaften; die Charta, wie Malinowski sagt. (1986) Solche Ursprungsmythen enden stets damit, dass Männer die Ordnung bestimmen. Das ist ihr primärer Sinn, die *aktuell vorhandene* männliche Ordnung als göttliche Ordnung zu behaupten (wie noch Bachofen vorgeht).

Demgegenüber ist gerade die *Unterordnung der Frauen* „von Anfang an“ aus Mythen herauszulesen. Es gibt ja auch empirisch nicht die geringste Spur von einem Matriarchat, wann oder wo auch immer. Was damit verwechselt wurde ist eine *matrilineare* Verwandtschaftsfolge, die also – zumal wenn die biologische Rolle der Väter noch nicht verstanden war – in der mütterlichen Linie über die Grossmütter und mütterlichen Ahninnen nur verfolgt werden *konnte*; manchmal gab es Matrifokalität, bei der Männer ins Dorf ihrer Frau zogen. Jedenfalls nachdem es eine institutionalisierte Verwandtschaftsordnung im Denken überhaupt schon gab. Für Ältere WildbeuterInnen ist selbst das ja kaum anzunehmen.

Mythen/ Epen, wie die über Gilgamesch und noch Ilias und Odyssee, bedürfen einer intensiven Quellenkritik, um verstehen zu können, was deren VerfasserInnen – wie etwa die erste bekannte Dichterin Encheduanna vor 4.000 Jahren – für ihre Zeit damit aussagen wollten. Und das gilt für Ursprungsmythen rezenter Urvölker. Im folgenden Abschnitt schildere ich einige.

Ursprungsmythen - Frauenunterdrückung

Wohl jede menschliche Gemeinschaft fragt in der ihr möglichen Weise nach dem *Ursprung* des Lebens wie nach dem von Sonne, Mond und Sternen... Nehmen wir solche Geschichten insgesamt ernst, dass also die Menschen zu jener Zeit darin nicht bloss irgendwelche unterhaltsamen Märchen sahen, sondern die „Staats-Verfassung“, dann müssen wir in ihnen den intellektuellen Stand ihrer Zeit sehen. In ihrer traditionellen Logik wussten sie den Ursprung ihrer Welt nicht besser zu begründen. Es gab also in Sumer wirklich die Vorstellung, einer oder mehrere Berge, Masten oder der Wind würden Erde und Himmel (konkret) trennen; in Ägypten ist es die Göttin Nut, die mit weit abgespreizten Armen und Beinen wie ein Tier steht und mit dem Rücken den Himmel trägt, beziehungsweise deren Leib selbst der (identische) Himmel *ist!*

Nicht zuletzt, weil in den frühen Ursprungsmythen der Geschlechtergegensatz so regelmässig thematisiert wird, ist eine wichtige Frage schon zum Jung-Paläolithikum die nach der Stellung der Frauen. Ob die Geschlechterfrage nicht von Anbeginn an die wesentlichste Grundlage kulturellen Ausdrucks der Menschen ist? Insofern auch eine bedeutende soziale Triebkraft? Allerdings meist als ein stiller ewiger Kampf. Das drängendste Geheimnis war wohl Zeugung und Geburt. Wie wurde das Geschlechterverhältnis zuerst beschrieben? Und das nicht nur in (schriftlich fixierten) Mythen, sondern vielleicht schon in den ersten *Höhlenbildern*? Der frühe Höhlenforscher André Leroi-Gourhan (*1911 - 1986), der nach dem ersten „Höhlenpapst“, Henri Breuil (*1877 - 1961), dessen führende Rolle übernahm, sah in den Malereien oft eine *Paar-Beziehung!* So sah es auch eine nur wenig bekannt gewordene Forscherin: Anette Laming-Emperaire; *1917 - 1977, die allerdings jene Tiere andersrum nach männlich und weiblich klassifizierte. Dieser Ansatz wird heute kritisch gesehen, sollte aber neu untersucht werden. Vor allem zu bedenken ist jedoch, warum am Göbekli Tepe die beiden im Zentrum stehenden, allerersten bekannten Götterfiguren ausdrücklich als *männlich* gestaltet sind, durch einen

Fellschurz, (Schmidt, 2008) während die Köpfe (ohne Augen, Ohren, Mund) völlig unbestimmt bleiben, wie noch zu besprechen ist.

In Ursprungs-Mythen wird also tatsächlich oft geschildert, wie Männer die Herrschaft der jeweiligen Welt von Frauen *übernahmen* und dabei *ihre* soziale Ordnung etablierten, die *Ordnung der männlichen Gewalt*. Auf solchen Mythen basiert wesentlich die Vorstellung einer universalen Stufe des frühen Matriarchats, die mit der Inthronisierung einer „Muttermuttergöttin“ im neolithischen Çatal Hüyük (8.000 bp; before present, vor heute =1950) archäologisch durch Mellaart belegt schien (bis hin mit dem Mittel der Fälschung, Abbildungen wurden – als Rekonstruktion – weibliche Brüste hinzuerfunden; ich komme darauf zurück). Und das, als dieses Wissen gerade in der aufkommenden 68er-Frauenbewegung auch ideologisch genutzt werden konnte. Die biblische Eva gehört noch in dieses Thema, die ihren gescheiterten Versuch, der christlichen Welt etwas Verstand zu bringen, mit patriarchaler Unterdrückung büsst: männliche Allmachtsphantasie. Die Schlange sehen wir bereits am Göbekli Tepe als zentralen Ausdruck der aus diesem Blickwinkel betonten männlichen Macht und Kraft, und nicht nur dort. Dazu im nächsten Abschnitt über die männliche Fruchtbarkeit mehr.

Sehr früh ist es in Mesopotamien etwa besonders deutlich das Zerfetzen der Ur-Göttin Tiamat durch nun bereits Babylons Gott Marduk in einem heldischen Krieg, um dabei Erde und Himmel zu trennen, der den neuen *städtischen* GöttInnen den Sieg über die frühen Geistwesen der Erde und Unterwelt bringt und damit die neue heilige Ordnung. Verarbeitet wird dabei, dass zu jener Zeit eine neue Gewaltenteilung entsteht: aus der gleichberechtigten GöttInnenversammlung heraus wird ein die anderen überragender *einzelner* Gott und Herrscher legitimiert; noch bei Zeus ist es ähnlich. Bereits am Göbekli Tepe sind es zwei solcher herausgehobener männlicher Typen, die über andere GöttInnen hinausweisen, die – deutlich kleiner – um sie herum stehen.

Diese Mythen als „wahr“ erscheinen zu lassen, gelang auch deshalb, weil in der traditionellen Logik jener Menschen solche heiligen Geschichten die *Kraft des Wortes* verkörpern. Das Wort ist mit dem Bezeichneten wiederum identisch (Gott *sprach*: es werde..., 1. Mos 1; im Anfang war das *Wort*..., Joh 1,1). So wie auch *Namen* im Denken rezenter Urvölker als identisch mit dem Benannten verstanden werden; von Kindern ohnehin! Das Wort erscheint als Kraftfeld. (Lévy-Bruhl, 1926: 148) Weil Geburt und Tod ebenfalls als identisch gelten, ist die Weiblichkeit die Kraft, die beides bewirken kann! Es droht

ständig der Rückfall ins von Männern gefürchtete (vor-göttliche) Chaos der Vorzeit. (Frankfort u. a., 1954; Grimal, 1977) Bei jedem individuellen Tod ist in jener Vorstellung der Tod des Lebens insgesamt zu befürchten. (Dux, 1997)

Es geht also weniger um Fruchtbarkeit als um die Macht über Leben und Tod, weshalb Frauen – wie die Kinder – unter Kontrolle der Männer gehalten werden müssen. Mit dem Verkünden und Durchsetzen der Ursprungsmythe als Charta ist klar, dass die Männer *berechtigt* den entscheidenden Einfluss haben, sie die Schöpfer des aktuellen Zustandes und Gewährleister, Schützer dessen Ordnung sind, und deshalb die Herren auch über die Riten und damit die insgesamt Bestimmenden. Das allgemein verbindlich festzulegen ist der Sinn dieser Mythen! Es gibt eine weitere, entscheidende Legitimation für die *Männer*: die universale Kontrolle über den *Boden*. (Lévy-Bruhl, 1959: 193) Der ist – neben der Weiblichkeit – das andere elementare „fruchtbare“ Element jener Leben.

Weitere *Beispiele*:

Bei sehr schlichten WildbeuterInnen in Australien, bei den Murngin, gibt es diese Geschichte: die beiden Schwestern Wawilak *benannten* Landschaften, Tiere und Pflanzen, waren also Schöpferinnen durch das Wort. Die eine war Mutter, die andere schwanger, sie hatten jedoch (irgendwie) Blutschande begangen. Dann entweichten sie auch noch das Gewässer der männlichen *Schlange/ Penis Yurlunggur* mit Menstruationsblut! Panik im männlichen Klein-Geist! Die Schlange als das initiiierende Element frisst nun die Schwestern berechtigterweise! Das Männliche siegt, setzt die Ordnung gegen das unterstellte Lotterleben und übernimmt die Befruchtung (!) der Welt, des Bodens durch regelmässigen Regen (der identisch mit dem Samen im Sinne Unger-Dreilings verstanden sein kann). (<http://www.mythicalcreatureslist.com>)

Etwas anders geht es bei den Baruya in Neuguinea zu, deren ideologisches Konzept primär aus Angst vor dem Weiblichen entstanden scheint: zuerst waren die Frauen da, die an einem Gewässer Kaulquappen entdeckten und ihnen kleine Waffen und Kleidungsstücke hinlegten, worauf aus diesen verwandlungsfähigen (insofern auch selbstgebärenden) Tierchen die Männer werden, die dann die Frauen organisiert heftigst unterdrücken; wir kommen noch mehrfach zu den Baruya. (Godelier, 1987)

Von der Gruppe der Nharo, Buschleuten der Kalahari, bei denen Guenther (1983) die Frauen an einer späteren Textstelle als zumindest egalitär sieht, wird eine Mythe geschildert, in der Männer und Frauen zuerst gänzlich getrennt lebten, Tiere entsprachen noch Menschen, waren zweibeinig, und andersrum. Später gab es eine göttliche Umkehrung von Tier und Mensch zum heutigen Zustand (von einer solchen ist auch in Mesopotamien die Rede; Jacobsen, 1954). Die Frauen, die (natürlich) *vor* den Männern auf der Welt waren, hausten in jener Vorzeit in Termitenhügeln und ähnelten äusserlich dem Strauss. Dann heisst es: „*Da sie, ungleich diesen [Männern] keinen Anteil an der Umkehrung während der zweiten [männlichen !] Schöpfung gehabt hatten, besaßen sie nach wie vor ihre Tiernatur und wurden in diesem Zustand dann von den Männern aufgefunden, gezähmt [!] und in die menschliche Gesellschaft übernommen. Die Frauen zeigten sich den Männern dadurch erkenntlich, daß sie sie mit der Liebeskunst und der Zeugung vertraut machten*“! Erkenntlich! Sie sind einfach nett, diese Frauen. Die Erzählung der Mythe werde von ausschweifender Art und herber Erotik begleitet, heisst es weiter. Das verwundert nicht. Und Zähmung verweist nun deutlich auf einen Geschlechterkampf und auf dessen soziale Triebkraft, wie beiläufig in der Realität auch immer scheinend.

Die direkten Inhalte solcher Mythen sind dabei nicht das Interessanteste, betonen auch Hallpike (1990) und ähnlich etwa Malinowski. (1986) Logischer Widerspruch war im frühen Stadium des Denkens nicht erwartbar. Solche Darstellung wird immer ganz konkret verstanden, so wenn Gilgamesch die Göttin Inanna schwer kränkt und (das später aufgeschriebene Epos) dabei den Palast rituell über den Tempel erhebt, aber auch den Mann über die Frau. Er wird dabei zum sterblichen (realen) Herrscher, der nun *nicht mehr* Gott sein muss (Säkularisierung und Individualisierung). (Röllig, 2009)

Bei den Yanomamo am Orinoko gibt es direkt das angstvolle Bild, eine Vulva werde verzaubert: in einen Mund mit Zähnen, der dem nächsten Begatter den Penis abbeisst. (Sanday, 1981) Das Blut der Menstruation ist Männern auch deshalb generell zutiefst unheimlich, weil da eine wiederkehrende innere Wunde existiert, die jedoch nicht tötet und auch den Penis unversehrt lässt, sondern die erneuert, kräftigt. Das muss eine tiefe (allgemein-) religiöse Bedeutung haben – Tod und Leben. Die innere Wunde macht vor allem eines: Männern Angst. Initiationsriten sind zum Teil mit grossen Schmerzen durch Beschneidung verbunden, die dazu dient, das böse weibliche Blut, das – oh

weh! – auch Männer bei ihrer Geburt (!) befleckt, abfließen zu lassen. (Müller, 1989) Sie sollen auch dem Mann *beide* Geschlechter zuordnen. (Krebs, 2001) Solche Einführungen in die Erwachsenenwelt gab es für Frauen offenbar seltener, waren aber manchmal noch schmerzhafter und ausgesprochen ungesund, wenn mit einem Stück Feuerstein die Klitoris entfernt und womöglich die Scheide vorerst bis auf einen Urinauslass mit Dornen als Nähnadel zugenäht wurde (Infibulation, die es noch heute gibt).

Die Mythen werden selbst zur numinosen, zur geistig-religiösen Kraft, von denen sie handeln. Und die handelnde Kraft, die als *Ursprung* das mythische Geschehen ermöglichte, ist mächtiger als das daraus Folgende, mächtiger als der aktuelle Zustand. In dieser Logik handelt eine solche Kraft dann, wie der Ursprung als solcher, notwendig subjektiv, sie ist nicht ein: Es, sondern ein: Du, sagt schon Frankfort für Sumer. (1954) Der Träger/ Verkünder des Mythos ist deshalb mächtiger als die Realität, ist Gott. Das ist keine bloss pfiffige Behauptung, sondern ergibt sich aus der Logik des frühen Denkens über Ursprung/ Ursache und dessen Ereignis/ Ziel, wie noch zu besprechen ist.

In traditionellen rezenten Gemeinschaften sind es immer die Älteren (primär Männer), die als Gruppe das Sagen haben; wer sich daran reibt, erhebt sich gegen die Ahnen, die Geistwesen, das Religiöse selbst. Es wird akzeptiert, dass Ältere als erste vor den Jüngeren vom Ursprung dieser Gemeinschaft herkommen, dass sie den Ort/ Boden als erstes besessen und die Ordnung der Kultur bestimmt haben. Zur Identität der Älteren mit der Gemeinschaft kommt die Identität mit dem Ursprung, mit der Schöpfung hinzu. Die Frau erscheint also in solchen Mythen zuerst nur deshalb als mächtiger, weil in ihnen gerade deren *Niederlage* religiös begründet werden soll; die Geistwesen selbst haben sie herabgestuft. Wie banal klänge dagegen die schlichte Feststellung des Mannes: weil ich stärker bin, tust Du was ich sage! Im Alltag geht es so schlicht, wie Schläge zeigen, die in vielen rezenten Urvölkern gegenüber den Frauen als normal, manchmal als nötig, jedenfalls als gerechtfertigt gelten; selbst von Gruppen-Vergewaltigung ist mehrfach in diesem Zusammenhang die Rede.

Die männliche Angst, die auch in diesen Mythen ausgedrückt wird, das Leere/ Chaos könne mit der phantasierten Macht des Weiblichen jederzeit zurückkommen, kann dann rituell überwunden werden; sofern es Riten bereits gibt. Etwa, in dem Regeln erfunden werden, die das sichtbarste Zeichen des

Weiblichen jenseits der Geburt von Kindern, die Monats-*Blutung*, eingrenzen. So entstehen Tabus, dass Frauen beispielsweise während der Menstruation in einer externen Hütte hausen müssen, bestimmte Dinge nicht anfassen oder tun dürfen, und sei es einen Gegenstand nur zu überschreiten. Wie bei den Baruya die Herdsteine, da die Vulva sich öffnen könnte und auf diese Weise das Essen der Männer vergiften und entweihen würde – auch das ist als geistige Kraft gemeint, nicht als direkte Verunreinigung der Nahrung –; darauf steht die Todesstrafe. (Godelier, 1987) Anderswo besteht die Gefahr darin, die Vulva könnte das Essen *sehen*. (Sanday, 1981) Nein, diese mystische Vulva ist nicht primär Zeichen der Fruchtbarkeit, sondern steht bei Männern viel eher für Angst – auch schon in den Vulven der Höhlenbilder vielleicht –, weshalb sie tabuisiert werden muss. Und weshalb es eines anderen Geburtsvorgangs bedarf, eines männlichen!

Männliche Fruchtbarkeit

Eine Fortsetzung dieser Gedanken über männliche Vorherrschaft, die aus Mythen der frühen Zeit auffallend deutlich herauslesbar ist, sind Hinweise auf *männliche Fruchtbarkeit*. Im frühen Sumer, Ägypten und bei den alten GriechInnen finden wir Vorstellungen über die Entstehung der Welt, die zum Teil eine vorgöttliche Unordnung (Leere/ Chaos) thematisieren, die den Frauen zugeordnet wird, in denen von der männlichen Zeugung direkt die Rede ist, die über die biologische Zeugung hinaus die Zeugung der Macht über das Weibliche ist. Das beginnt zumindest bereits am Göbekli Tepe. Dort finden sich zwar keine Hinweise auf weibliche Fruchtbarkeit, wie der Ausgräber Schmidt (2008) schreibt, aber *Phallus-Darstellungen*. Als Skulptur und Relief, dazu eine Menschen- und eine Tierskulptur mit deutlich erigiertem Penis! Selbst die Form der T-Pfeiler der Monumente hat ja etwas von Phallus; zugleich sind sie deutlich menschlich gestaltet. In der Anthropologie gäbe es manche Hinweise darauf – sagt Nissen (1995) –, genitale Symbole verwiesen auf Macht, Götter, Herrscher. Sie fänden auch als Wächter-Figuren Verwendung!

In der Frühgeschichte scheint generell eine diesbezügliche Entwicklung auf: „*Gut ein Drittel der in allen bekannten Bildern gezeigten Männer ist mit Phallus abgebildet, jedoch scheint der erigierte Penis eher Männlichkeit anzuzeigen als auf Sex hinzudeuten oder Fruchtbarkeit zu symbolisieren wie in späteren Kulturen*“, sagt Cook, und auch, die vor etwa 16.000 Jahren

feststellbare Zunahme von Männerdarstellungen könne auf ein gewachsenes Verständnis der Rolle des Mannes bei der Fortpflanzung deuten, während die stilisierten Frauendarstellungen möglicherweise auf die veränderte Stellung der Frau von der *alleinigen* Quelle des Lebens hin zur Partnerin verweisen. (2003) „Partnerin“ ist hübsch gesagt. In dieser zarten Formulierung leuchtet noch etwas von der unterstellten „matriarchalen Stufe der herrschenden Frauen“ durch, die zur „Partnerin“ herabsanken, scheint mir. Seinerzeit wurde jedenfalls die männliche Macht verstärkt, betont Cook. Setzten sich damals verstärkt patrilineare Verwandtschaften durch, die matrilineare – aber nicht matriarchale Verhältnisse – ablösen?

Die häufigen Fuchsdarstellungen am Göbekli Tepe sind fast immer männlich ausgeführt. Auch in der verwandten Kultur in Nevalı Çori seien unter den ausgegrabenen kleinen Figuren „wahrscheinlich“ viele mit erigiertem Penis erstellt worden – sagt Schmidt (2008) –; offenbar sind sie meist beschädigt. Die Schlange zeigte sich vor dem Fuchs als häufigste Tierdarstellung, sie finden wir prominent in der Bibel wieder. Dort ist sie einerseits Bösewicht, aber andererseits übergibt sie mit dem Apfel der *Erkenntnis* auch das Wissen, das Frauen generell verboten wird.

Die Schlange ist doppeldeutig verstanden worden, auch in Mesopotamien, wo die erste bekannte Sintflut-Geschichte entstand, die in der Bibel aufgegriffen wurde. Positiv wegen der Häutung und des Aufringelns als Zeichen für ewige Wiederkehr, negativ wegen des Hervorkommens aus dem Bauch (!) der Erde und ihrer Giftigkeit. (Nunn, 2006) Im alten Ägypten ist die Schlangengöttin Renen-utet für ausreichende Ernten zuständig. (Walle, 1977) Auf die durch Erzeugung des Regens fruchtbare Penis-Schlange Yurlunggur in Australien verwies ich schon. Lévy-Bruhl berichtet aus Mexiko, dort seien die meisten Götter und Göttinnen Schlangen; diese Tiere seien auch identisch mit Stöcken der Gottheiten, also mit Waffen oder Zeichen der Stärke/ Macht, doch ebenso mit Teichen und Quellen (Fruchtbarkeit). Nach dem Glauben vieler Bantu-Völker Südafrikas erscheinen die (mächtigen) Toten mit Vorliebe in der Gestalt von Schlangen (aus der Erde) wieder. (1926: 101) Ein „Sechslöckeriger Held“ mit einem jungen Löwen unter dem Arm, der früher als Gilgamesch galt, hält in einer dieser Darstellungen eine Schlange in der anderen Hand. (Röllig, 2009, Titelblatt) Ein Schlange frisst Gilgamesch das Kraut ewigen Lebens weg. Nach Ries (1993) gibt es bei den Bantu die Schlange

(zugleich) als Zeichen der Fruchtbarkeit, die sich im Ursprungsmythos mit der Echse paart, wodurch aus drei Eiern die Stämme entstanden.

Kahler sieht in den Schlangendarstellungen in Mesopotamien und Iran vom zehnten bis vierten Jahrtausend bp ebenfalls den Bezug zu Fruchtbarkeitssymbolen: Schlange und Ziege seien als Erdgöttin und Wassergott zu identifizieren, als Enki selbst, den sumerischen Ursprungsgott des Süßwassers. (1999) Die Erde wurde nämlich – wir grinsen ein wenig – zweiteilig gedacht: als Mutter Erde eher passiv und weiblich, als das die Erde befruchtende süße Grundwasser aber aktiv und männlich (wie süß!). Frauen galten auch dort nicht viel. (Jacobsen, 1954) Die Schlange scheint, selbst wenn sie – wie GöttInnen generell – für beide Geschlechter stehen kann, überwiegend Macht und Stärke darzustellen, Männlichkeit, auch hinsichtlich möglicher Fruchtbarkeit durch die Ähnlichkeit/ Identität mit dem Phallus.

Im sumerischen Schöpfungs-Mythos vom Paradies Tilmun macht der Gott Enki mit seinem *Samen* das sumpfige Land fruchtbar, *bevor* er mit seiner Gemahlin Ninhursag Kinder zeugt. (Vieyra, 1977) Als Enki die von Ninhursag mit dessen Samen geschaffenen acht Pflanzen auffrisst, verflucht sie ihn und verschwindet. Bald wird sie von einem Fuchs (!) zurückgeholt, ist das vielleicht Enki selbst? Danach ist sie plötzlich liebevolle Pflegerin des kranken Gatten – Rollenwechsel (der Arme! diesen Versuch kennen Frauen bis heute). Wieder eine Vernichtung der Bedeutung der natürlichen Geburt. Der ägyptische Schöpfergott Atum schuf die nächste Generation der GöttInnen durch Onanieren (noch 'ne Schlange). Der hurritische Kumarbi zeugt seinen Sohn Ullikummi gar mit einem Felsen. Aus verspritztem Sperma und Blut des durch seinen Titanen-Sohn Kronos entmannten Uranos entstand die göttliche Aphrodite, Zeus lässt sich Athene mit der Axt durch einen Mann aus dem Schädel holen. Männerträume - Männermacht!

Auch Rinder-Darstellungen, die in allen hier betrachteten Zeiten vorkommen, sei es als blosses Höhlen-Bild, oder als männlich geltendes Zeichen, als Bukranium (Rinderkopf), sind für Schmökel Fruchtbarkeitssymbole. (1956; noch in Picassos „Guernica“ erscheint der Überlebenswille in dieser Weise gegenüber dem unterlegenen weiblichen Pferd). Die Knochenfunde am Göbekli Tepe weisen den Auerochsen (Ur) als wichtigsten Fleischlieferanten aus; (Driesch/ Peters, 1998) das könnte auf Opferungen verweisen, um die heiligen Herren gnädig zu stimmen, wie durch ein Bukranium an einem der grossen T-Pfeiler. Schlange, Fuchs, Stier scheinen dort überwiegend auf Männlichkeit

zu verweisen, wie die beiden Hauptgötter schon und die T-Pfeiler insgesamt. Ebenso finden wir den Stier in frühen Erzählungen: Gilgamesch und Enkidu töten den wilden Himmelsstier der Göttin Inanna. Mit solcher „Fruchtbarkeit“ wird eher *Macht* über Leben und Tod ausgedrückt, geboren aus Angst.

Wir kehren nun gedanklich zum Beginn der hier untersuchten Epoche zurück. Aufbauend auf den bisher besprochenen Grundlagen ist ein präziserer Blick auf die Kognition jener ersten modernen Menschen möglich, die in Westeuropa feststellbar sind und die die Fröhmenschen ablösten. Danach folgt der zweite Teil dieser Studie und bespricht die schon genannten soziologischen Typen in ihrem sozialen Wandel: Ältere und Jüngere WildbeuterInnen und dann die Sozial-differenzierte Gemeinschaft vom Göbekli Tepe.

Historische Form der Logik

Bislang wird in den Wissenschaften, die sich mit der Frühgeschichte befassen, die historische Veränderung der *Logik* des Denkens meist nicht gesehen. Und Sprachfähigkeiten werden ziemlich spekulativ weit in die Vergangenheit zurückgelegt. Das Wachsen des Gehirnvolumens ist dann die zentrale Größe für die Beurteilung der Gattungen und Arten. So als hätten Menschen in ihrer Geschichte stetig nur mehr *Wissen* gesammelt. Das gilt trotz der Arbeiten Lévy-Bruhls, Piagets, Hallpikes und dann Dux'. Selbst frühe Arbeiten zur Entschlüsselung der Keilschrifttexte des Altertums, die sich bereits den traditionellen Denkformen widmen, wie in der Arbeit „Frühlicht des Geistes“ von Frankfort u. a., oder im Buch von Pichot zur „Geburt der Wissenschaft“, bleiben unberücksichtigt. Sprache gilt in den Wissenschaften oft der *Gattung Homo* in die Wiege gelegt, schon *erectus* wird manchmal als Sprachkünstler beschrieben; *ein* einziges Fossil dieser biologischen Art weist ein Zungenbein auf, eine der körperlichen Voraussetzungen zu unserem tonalen Ausdruck; es muss natürlich noch nicht für eine Sprech-Sprache genutzt worden sein. In nativistischen Vorstellungen soll durch die Entwicklung von Modulen im wachsenden Gehirn die Grundgrammatik entstehen. Es ist schwer vorstellbar, wie sie selbst erst vor 200.000 Jahren angelegt worden sein sollten und noch die heute nötige Sprachfähigkeit erzeugen könnten.

Sonderform: Fünfjährige

Kinder lernen universal sehr früh in der Ontogenese Zeigen und Gebärden, seit langem dann auch bald Sprechen. Die Frage ist nun, welchem Kindesalter die oben beschriebene phylogenetische Situation des frühen Jung-Paläolithikums nach den Stadien Piagets ungefähr entspricht? Was mussten Ältere WildbeuterInnen kognitiv zumindest gekonnt haben? Hatten sie das als: *traditional* bezeichnete Stadium ihrer geistigen Entwicklung bereits vollständig erreicht, wie es Piagets Begriff: prä-operativ beschreibt? Auf der Stufe einer Logik des Weltbildes von Siebenjährigen? Wie es dann jahrtausende Bestand hatte? Eher nicht. Jedenfalls scheint das noch nicht notwendig gewesen zu sein, um die simplen archäologischen Funde zu erklären. Belege gibt es nicht.

Bis zum Ende des ersten Lebensjahres zeigen Kinder einige Fähigkeiten, die sie nicht erlernt haben können. (Stern, 1996) Tomasello nennt das: *Primatenerbe*; doch mit der von ihm so genannten Neunmonatsrevolution entfernten

sie sich davon, und die menschliche Sozialisation wurde primär. (2006) Beispielsweise beherrschen Kinder bei der Geburt schon verschiedene Reflexe, Saugen und Greifen gehören dazu, und nach wenigen Monaten können sie die Zeigegeste ausführen, ohne jedoch schon inhaltlich etwas damit zu verbinden. Das folgt aber am Ende des ersten Lebensjahres, wenn sie bereits zwei verschiedene Intentionen mit der Zeigegeste ausdrücken können, 1. als Aufforderung: dies will ich haben, oder sie zeigen 2. sogar auf etwas, was andere Personen suchen (was Bischof-Köhler einfacher erklärt; 2011). Tomasello spricht dafür sowohl von Altruismus (worin mir zuviel Moral zu stecken scheint) als auch von *Kooperation*, die sich in diesem Verhalten zeige. Und Kooperation ist ja die erste Erfahrung, die Säuglinge mit ihrer wichtigsten Bezugsperson beim Stillen über Jahre machen; sie nehmen wir sozusagen mit der Muttermilch völlig unreflektiert auf („prä-“). Und es reflektieren Kinder, wenn sie durch Zeigen helfen, ihr Tun kaum in der Weise: helfe ich beim Suchen oder nicht? Sie freuen sich wohl einfach spontan über ihr Können. Auch wenn Säuglinge bereits viel früher, als noch vor wenigen Jahren gedacht, einen bedeutenden Erfahrungs- und kognitiven Erwerbsprozess beginnen. (Gopnik u. a., 2007) Auf die psychologischen Grundlagen von Vertrauen und Bindung verwies ich schon.

In der Ontogenese selbst erkennt Tomasello einen modernen (Darwinistischen) Prozess, der ab der Neunmonatsrevolution Kindern ermögliche, durch Identifizierung mit anderen Personen deren Ziele und Strategien zu erkennen und komplexes fremdes Können – und nicht bloss einfache Fakten/Sätze – zu *imitieren* und dabei zu übernehmen, worauf dann ihre Kognition in Wechselwirkungen aufbauen kann. *Die Soziogenese, durch welche mehrere Individuen (oder Gruppen) etwas zusammen hervorbringen*, fehle bei Tieren. (2006: 17) Sie erkläre die immensen kognitiven Leistungen des Homo sapiens. Die Rekonstruktion von Dingen als Bild oder Skulptur erscheint nun, mit dem Beginn des Jung-Paläolithikums, als eine wichtige Markierung für solches Imitieren. Das Kind erwirbt – heisst es weiter – einen gemeinsamen *Hintergrund* des Wissens mit den Bezugspersonen, auf dem aufbauend erst Kommunikation möglich ist. Beim Zeigen müssen beide sich auf ein gemeinsam *gemeintes* Objekt und einen Zusammenhang beziehen können, sonst bleibt nur Unverständnis.

Exkurs: Soziogenese

Die Kulturleistung früherer Generationen zu übernehmen – das sei noch einmal aus einer etwas anderen Sicht mit Tomasello (2006) betont – wird also 1. durch Imitationslernen möglich, 2. durch Lernen mittels Unterricht und 3. durch Zusammenarbeit; *Imitationslernen* meint dabei, das Ziel der Vorführenden und auch die Strategie der Zielverfolgung zu verstehen und dann auf eigene Ziele und Strategien abzustimmen; es geht bald nicht mehr um schlichtes Nachahmen einfacher Handlungen. Mit dem Imitieren der Älteren werden also von Kindern deren komplexe kulturelle Fähigkeiten aufgegriffen und in den weiteren Lern-Stufen immer stärker reflektiert und abstrahiert. Zuerst können sie „nachmachen“, dann verstehen sie den Vorgang. Das können instinktgeführte Tiere nicht, auch nicht Schimpansen. So erkläre sich die immense kognitive Leistung unserer Spezies. Tomasellos (2006) Konzept der frühen Ontogenese in (extremer) Kürze:

A. Solange Kinder sich nur als Lebewesen sehen, die Dinge verursachen können, verstünden sie auch andere so, sie lernen individuell am direkten Verhalten anderer.

B. Ab der Neunmonatsrevolution fingen sie jedoch an, sich als intentionale/ kausale Akteure zu verstehen. Sie begannen zu begreifen, wie andere etwas tun wollen (Intention) und reagieren darauf, nicht bloss auf deren direktes Handeln. Nun sei ihr Verhalten nicht mehr nur Nachahmung, sondern *Reproduktion* des intentionalen/ kausalen Verhaltens *Anderer*. Es entstehen im Erwachsenen-Kind-Dialog Szenen *gemeinsamer Aufmerksamkeit*, in denen das Kind beobachtet, ob die Bezugsperson ihr Interesse auf das gleiche Objekt wie es selbst richtet, es mit ihm teilt. Dabei entwickelt es ein Imitationslernen durch gedanklichen Rollentausch zur Reflexion der eigenen Situation. Die Perspektivenübernahme geschieht mit der Fertigkeit zur gemeinsamen Aufmerksamkeit; so entsteht kulturelles Lernen, Tomasellos Soziogenese.

(B2) Ab etwa einem Jahr beginne – heute – zudem der Spracherwerb: erst verstehe ein Kind die Unterscheidung von Lauten, dann die Situation und dem folgend die sprachlichen Symbole zu deren Beschreibung. Sprache erweitere den Perspektivenwechsel zu verschiedenen Möglichkeiten des Inhalts eines Ausdrucks, der jeweils gemeint ist. Sie werde in sozialen Situationen ganz pragmatisch erlernt. Sprache sei eine Form der Kognition. Sie wird aber – ergänze ich für mein Thema – erst spät vermittelt.

C. Der Phase als intentionale Akteure folge mit etwa *vier Jahren* (!) die der geistigen Akteure, die Tomasello als Simultantheorie beschreibt (mit Harris). Kinder lernen, sich in eine fremde Überzeugung einzudenken, sie simultan zu verstehen. Über Simulation/ Imitieren setzten sie sich dann immer mehr in die Lage Anderer, reflektierten deren Situation und gewöhnen, vor allem im Kontakt mit *Gleichaltrigen*:

(C2) auch *moralische Urteile*, wenn sie den Schmerz der anderen fühlen.

D. Zwischen *fünf* (!) und sieben Jahren lernen modern erzogene Kinder Selbststeuerung durch Reflexion des erworbenen Wissens (Metakognition; bei Piaget kommt es nun langsam zum konkret-operativen Stadium). Sie verinnerlichen und *variieren* gegebenenfalls die Regeln Erwachsener und beginnen, über ihr eigenes Nachdenken und über Problemlösungen zu sprechen, die Perspektive einer anderen Person einzunehmen, und verfolgen den Eindruck, den sie auf andere machen und andersrum; sie verstehen verschachtelte Sätze (sie denkt, dass ich X denke). Diese letzten Hinweise in die Geschichte übertragen, wird dann verständlich, warum die frühe Phylogenese so endlos lange dauern musste, und warum mit den „Fünfjährigen“ eine neue Dimension der Kognition einsetzt. Und in modernen Gesellschaften – heisst es dann – fangen die etwas älteren Kinder mit Lesen und Schreiben an, sofern es ihnen gezeigt wird, wobei sie über Sprache und deren Funktion (meta-theoretisch) reden und nachdenken müssen.

In dieser kulturellen Evolution können Kinder sich in die geistige Welt einer Person hineinversetzen, so dass sie nicht nur von anderen lernen, sondern auch durch die Beobachtung anderer, und auf ihnen aufbauend. Wir sehen bei Tomasello einen markanten Stand in der Entwicklung der Ontogenese bei *vier Jahren*, wenn die Phase (C) der geistigen Akteure beginnt. Kinder seien zwischen einem und drei Lebensjahren „Imitationsmaschinen“, danach komme es zu einem kreativen Sprung und es deute alles darauf hin, dass „*im Alter von vier bis fünf Jahren sich das Gleichgewicht zwischen der Tendenz der Kinder, andere nachzuahmen, und ihrer Tendenz, ihre eigenen kreativen kognitiven Strategien zu verwenden, verlagert hat. Denn in diesem Alter haben sie, hauptsächlich durch sprachliche [!] Interaktionen, viele verschiedene Perspektiven verinnerlicht*“. (2006: 73)

Für Kinder der Steinzeit ist davon etwas abzuziehen, etwa ist anstelle der vollen Sprachfähigkeit eine Kommunikation primär mit Zeichen und Gebärden zu berücksichtigen. Denn frühes (auch inneres) Sprechen ist dem frühen Erwerb von Kognition, Logik und Reflexion förderlich. Dem folgend kann wohl davon ausgegangen werden, dass in der frühen Zeit die Altersangaben zu den heutigen differieren, wofür es weitere Hinweise gibt. Piagets kognitive Stadien mögen also damals später erreicht worden sein, soweit sie überhaupt schon erreicht wurden! Bei ihm findet sich eine ähnliche Zäsur: zwischen zwei und vier Jahren lerne ein Kind das symbolische Denken, das ich hier ja noch als *prä-symbolisch* bezeichne, es kann sich etwas vorstellen, das nicht real vorhanden/ sichtbar ist. (Ginsburg/ Opper, 1969; Tomasello, 2006) Der Umbruch bei den *Vierjährigen* entsteht mit der Theory of Mind, wenn Kinder nicht nur emotional die Gefühle Anderer nachvollziehen können (Empathie), sondern nun auch zu verstehen beginnen, dass Andere anders als sie selbst Denken können, dass also das eigene Denken (prä-reflexiv) hinterfragbar ist.

Eine Gemeinschaft von „*Fünffährigen*“ besteht also aus *Erwachsenen*, die hinsichtlich der Logik noch nicht mehr lernen als ihre Kinder dieses Alters; dazu gehört kaum mehr als eine prä-animistische Vorstellung vage empfundener Geistwesen. Diese Kinder wurden ja nicht schulisch unterrichtet. Unger-Dreiling betont, gerade die noch sehr einfach denkenden Menschen würden sich der Zeichnung als Ausdruckshilfe bedienen, mit gemalter Rede, wie es andernorts hiess.

Nach den ersten Beispielen oben, komme ich nun intensiv auf das Problem zu sprechen: was ist und wie funktioniert traditionales Denken inhaltlich? Es entspricht in der oben skizzierten Begrenzung dem von Kindern, ohne dass also in der folgenden Darstellung Kinder gemeint sind, sondern Erwachsene.

Traditionale Logik

Hallpike, der die kindlichen Stadien Piagets systematisch psychologisch überprüft und mit dem Denken rezenter Urvölker in Bezug gesetzt hat, sagt: „*Für das Kind des präoperativen Stadiums ist das eigene Weltbild unmittelbar, subjektiv und absolut*“ (konkret). Obwohl es beim Heranwachsen Widersprüche mit der Wirklichkeit bemerke, begreife es noch nicht, „*daß es eine Wirklichkeit gibt, die wahrgenommen wird, einen Denkprozeß, der diese*

Wahrnehmungen vermittelt, und einen Sprachprozeß, in den das Denken enkodiert wird. Es ist deshalb noch nicht imstande, Namen und Wörter von den Dingen zu unterscheiden, [!] auf die sie sich beziehen, und glaubt anfänglich, sie seien den Gegenständen inhärent, die sie bezeichnen; für das Kind in diesem Alter ist das Denken ein physischer Prozeß, der mit dem Mund oder mit der Sprache identifiziert wird, das Kind glaubt auch, die Träume spielten sich außerhalb von ihm ab. Es ist sich seiner eigenen Gedanken und Gefühle bewußt, aber es sieht nichts Ungereimtes darin, auch der physischen Welt einen Willen, eine Zielgerichtetheit und Gefühle zuzuschreiben“. (1990: 447/ engl. 1979) Wie sollte es sonst auch Märchen ernst nehmen? Dem Urteil des Kindes fehle die Objektivität, und diese Vorstellung bleibe lange erhalten und verschwinde erst mit dem formal-operativen Denken (ab 14) vollständig.

Betrachten wir den Umgang mit: *Namen*, die als identisch mit den benannten Dingen gelten, sie hätten selbst Kraft, Gewicht und Geschwindigkeit oder andere physische Eigenschaften. Werden sie älter, nehmen Kinder von den Namen an, sie seien den Dingen durch ihre HerstellerInnen gegeben worden, durch Gott oder die ersten Menschen. Erst danach wird erkannt, dass Namen reine Zeichen sind. Wir haben schon erörtert, wie Kinder mit ersten Erfahrungen des Zureichens von Dingen durch Bezugspersonen zu solchen mystischen (Gottes-) Vorstellungen kommen, alles sei real und belebt, alles sei Subjekt und handele in unerkennbarer Weise. Traditionale Logik, deutlich aufgehoben in jeder Form des Numinosen/ Heiligen, versteht die Welt völlig anders als wir! Dennoch betont Dux die Logizität dieses Denkens, man sei zuweilen geneigt *„auf die Aussagen der Kinder die Einsichten der Philosophen, etwa des Idealismus anzuwenden, und das nicht deshalb, weil die letzteren wie Kinder dachten, vielmehr weil die ersteren bereits in der Logik zu denken beginnen, die in den Höhen der [traditionalen] Philosophie zu abstrakten Sätzen ausgearbeitet wurden“.* (1994: 451)

Von *Identität* habe ich schon verschiedentlich gesprochen. Was meint sie im traditionellen Denken? Darin ergibt sie sich etwa durch Ähnlichkeit der Merkmale. Das lässt sich auch in der Ontogenese zeigen: Bischof-Köhler verweist auf die „synchrone Identität“: wenn Kinder zwei Phänomene gleichzeitig bemerkten, sähen sie sie als dasselbe an. (2011) Identisches wird im traditionellen Denken auch gesehen, wenn etwa eine gelb erscheinende Krankheit (Harnwege, Gelbsucht) durch gelbe Stoffe behandelt wurde, (Lévi-Strauss, 1994) oder das Rot von Rose, Blut, Feuer oder Sonne Dinge verbindet. (Dux,

1990) Auf den Trobriand-Inseln wird eine Identität zwischen den Löchern, die ein Käfer in die Taro-Pflanze bohrt, und der Zahnfäule mit ihren ähnlichen Löchern gesehen. (Malinowski, 1979^b) Der traditionale Verstand kann die Dinge also noch sehr wenig unterscheiden.

Die Mythenforschung sehe solche Gemeinsamkeiten der Grundthemen in der ganzen vergangenen Welt – heisst es bei Vieyra –, damit sind in der alten Zeit Sumer, Babylon, Ägypten bis hin zum Alten Testament und Griechenland gemeint, und das gelte auch bei heutigen „sogenannten Primitivkulturen“. (1977) Sanday zitiert einen „amerikanischen Indianer“: er sei alle die Kräfte, mit denen er in Kontakt gekommen sei, wie der Wind, die Bäume, die Vögel und die Dunkelheit. (1981) Identisch sind auch – das ist ein sehr wichtiger Punkt – Personen und deren Familien und auch Ahnen, sofern letztere überhaupt schon gekannt werden. Und der *Boden*, der die Nahrung garantiert, die Menschen zu sich nehmen, macht sie mit ihm identisch. Dem Boden entstammt deshalb auch die Macht der Gruppe, und weil die Männer ihn sichern, sind sie mit der Macht identisch. (Dux) Noch heute verteidigen Menschen schlichten Denkens über den Begriff der: Nation den Boden als ihre substantielle Identität (das ist also kein reines „Wissens-Problem“).

Handlungen und deren Koordination sind zentral für die kognitive Entwicklung und müssen in das innere Bild, das sich das Kind früh unbewusst von der Umwelt *konstruiert*, weitergehend integriert werden. Die kindliche Vorstellung, wie die rezenter Urvölker, sieht zuerst nur eine Dimension zur Zeit (Höhe *oder* Breite beim Wechsel einer Flüssigkeit in verschieden geformte Gläser, wie es ein bekannter Test Piagets prüft). Klassifikationen sind beim Kind subjektiv, wie es ihm gerade einfällt, nicht systematisch: vielleicht sitzt ein Vogel auf einem Baum, und beide gehören deshalb zusammen, während wir heute aus gutem Grund Vögel und Bäume getrennt klassifizieren. Deduktiv (vom Einzelnen) oder induktiv (von einer Vielheit) gezogene Schlüsse, vom Besonderen auf das Allgemeine oder andersrum, kann ein Kind im prä-operativen Stadium nicht ziehen; es denkt vom Besonderen zum Besonderen (transduktiv). Objekte erscheinen statisch, Veränderungen werden nicht als prozesshaft erkannt; das Kind sieht einen Zustand neben dem anderen, Zukunft (als Verständnis der Kategorie Zeit) gibt es nicht. Der aktuelle Umgang, sein Verhalten in der realen Welt, ist besser entwickelt als die sprachliche Erklärung. Ein Ursprung und das damit angestossene Ereignis wird nicht als *kausal* verstanden, beide stehen sozusagen gleichberechtigt

nebeneinander. (Hallpike, 1990: 27) Diese Fragestellung untersuchen wir jetzt.

Ursprung oder moderner Prozess

Die Problematik von Ursache und Wirkung bezieht sich im traditionellen Denken nicht nur auf die Dinge in der Welt, sondern auch auf die Ursache, den *Ursprung*, der in der prä-operativen Logik selbst eine subjektiv handelnde Kraft ist. Und weil Ursprung und folgendes Ereignis zugleich identisch sind, kann sogar für ein Ereignis das Nachfolgende die Ursache des Vorhergehenden sein. Lévy-Bruhl spricht bereits 1910 (1926) davon, Zeichen/ Ereignisse stünden bei rezenten Urvölkern für Ursache/ Ursprung. „*So wird jedes ungewohnte Ereignis als das Zeichen und gleichzeitig als die Ursache eines kommenden Mißgeschickes angesehen; aber mit dem selben Recht, nur von einem anderen Gesichtspunkt aus – kann dieses Mißgeschick wiederum als die Ursache des ungewöhnlichen Ereignisses betrachtet werden*“. (255) Dabei gibt es keine Zwischenstufen zwischen Ursache und Ergebnis, die wir: Prozess nennen.

Heute wird der gesellschaftliche, *sich selbst verändernde Prozess* als hochkomplex erkannt; und damit die Kategorie: *Kausalität* anders verstehbar. Dann ist seine Richtung nicht präzise vorbestimmbar, und seine Ursache kann deshalb *nicht unmittelbar* vom Ziel zurück erschlossen werden (wie bei sehr einfachen Systemen: Licht an < Schalter gekippt). So wird aber in der traditionellen Logik gedacht, da Ursprung und Ereignis identische Einheit mit jenem *teleologischen*, durch handelnden und zielbestimmenden Willen sind, der *Alles* bewegt und schuf. Die traditionale Logik führt zur „Erklärung“ eines Ereignisses (Ziel) *unmittelbar* vom Ereignis zurück zum Ursprung, dessen handelnde Kraft direkt das Ereignis *erzeugt* haben muss; deshalb ist der *Weg* dorthin, den wir als Prozess analysieren, nicht von Interesse, beziehungsweise wird er gar nicht erkannt. Die Struktur der kognitiven Erfahrung der Menschen in der Ontogenese, von handelnden subjektiven Kräften umgeben zu sein, übertragen sie notwendig prä-bewusst auf die „Natur“, die – wie alles – ebenfalls als handelnd interpretiert wird (machen wir *sprachlich* auch noch, wenn: der Sturm peitscht, Wolken ziehen, oder ein Vers uns bewegt).

In unserer sich noch *heute* verbreitenden *prozessualen Logik* wird der Prozess, der erst ab der industriellen Moderne über die Eliten hinaus (mit der Schulbildung) erkannt wird, anders analysiert: *erstens* ist er in seiner real

abgelaufenen Funktionsweise – sozusagen Moment nach Moment – vom *Ziel* rückwärts zum *Anfang* zu verfolgen (*absteigend*, siehe folgenden Exkurs). Es geht darum, dem Hin und Her in der realen Geschichte zu folgen. Erst vom gefundenen (immer relativen) *Anfang* kann dann *zweitens* die Geschichte (*aufsteigend*) beschrieben werden. Und dies entlang der generellen Entwicklungslinie, das Zick-Zack der realen, oberflächlichen Erscheinungen wird dabei hin zum Typischen formuliert, also nicht seinen Erscheinungen, sondern dem Wesen(tlichen) folgend, der *Struktur* der Dinge und Erscheinungen, oder, im Fall des Geistigen, dessen *Begriffen*. Dann ist der Geschichtsprozess nicht länger als Schöpfung verständlich zu machen, sondern der konkrete Weg von einem empirischen oder begrifflichen *Anfang* einer Veränderung zu ihrem Ergebnis oder *Ziel* ist zu untersuchen, nachdem er zuerst erkannt werden muss.

Ein solcher Anfang muss auch historisch gefunden werden, etwa vom Göbekli Tepe zurück zum Beginn des Jung-Paläolithikums. Zurück nur bis zur Erwärmung am Ende der Eiszeit reicht nicht, denn offenbar sind frühere Kenntnisse, vor allem aus älteren Siedlungen, Grundlage dieser Bauten. Auch das Entstehen der Kunstsymbole dort kann ohne Berücksichtigung der älteren künstlerischen Darstellungen der Steinzeit kaum nachvollzogen werden (wenn es überhaupt gelingt). Der Urknall liegt dagegen für die hier behandelte Fragestellung etwas weit zurück... Eine solche Rekonstruktion beobachten wir beispielsweise analog in der Archäologie: dort wird ein Objekt, ein Fundort, absteigend grabend abgetragen, um an tiefere Schichten zu gelangen. Bis der unberührte Grund/ Anfang erreicht ist. Dann wird aufsteigend die Analyse beschrieben.

Exkurs: Prozess versus Mystifikation

Wissenschaftshistorisch wurde die Vorstellung des *modernen* Prozesses mit dem *Ab-* und *Aufsteigen* erstmalig von Marx/ Engels bereits 1845 in ihrer Frühschrift „Die deutsche Ideologie“ genauer als zuvor formuliert und in späteren Arbeiten weiter entwickelt. In ihrem Vokabular setzt sich der Prozess aus zwei Begriffen zusammen: es sollten 1. *positive Wissenschaft* und dazu 2. die ausdrücklich *Marxsche Dialektik*, die also von Hegel (und aktuell den Jung-Hegelianern) abgesetzt wurde, verbunden werden. Der Hegelsche Begriff der Dialektik ist die höchste Form geradezu klassisch formulierter *traditionaler* Logik von der *Identität* (!) der Gegensätze in ihrer *Einheit* (The-

se, Antithese, Synthese). Ich habe die neue Vorstellung von Marx/ Engels als: „empirische Wissenschaft plus Prozess“ herausgearbeitet. (Hennings, ¹³2013) Gestützt auf die Philosophiegeschichte, vor allem auf Aristoteles, Vico und Bacon, skizzieren sie das Konzept einer *sozialen* Evolution, ohne es später ausdrücklich als Theorie auszuarbeiten. An Hegel kritisieren sie dessen (idealistische und teleologische) „Mystifikation“ der positiven/ empirischen Welt, in der als bewegende Kraft der Weltgeist/ Gott fungiert, weshalb dessen Theorie *umgestülpt* werden müsse. (MEW, 23: 27)

Tatsächlich gehen Marx/ Engels über dieses „Umstülpen“ qualitativ weit hinaus, hin zum modernen Prozess. In ihrem Begriff der Mystifikation sehen wir auf den Bezug zum Denken in den Mythen, den sie allerdings nicht so formulieren, wie es in der vorliegenden Studie geschieht; hier wird auch nicht etwa ein „Marxismus“ eingeführt. Ähnliche Bezüge haben Frankfort u. a. (1954) für Mesopotamien herausgestellt. Deshalb gilt – sagen Marx/ Engels –, die Menschen selbst produzierten ihre Geschichte. *„Die gesellschaftliche Gliederung und der Staat gehen beständig aus dem Lebensprozeß bestimmter Individuen [und nicht: Gottes] hervor; aber dieser Individuen, nicht wie sie in der eigenen oder fremden Vorstellung erscheinen mögen, sondern wie sie **wirklich** sind [...] Die Produktion der Ideen, Vorstellungen, des Bewußtseins [Sinn] ist zunächst unmittelbar verflochten in die materielle Tätigkeit und den materiellen Verkehr der Menschen“*. (MEW, 3: 25f) Sie stützten ihre Theorie, sagt Engels, methodisch auf Bacon (*1561 - 1626); der formuliert zur Analyse des Prozesses: *„Anfangen aber muß man am Ende, und von da aus ist rückschreitend alles Vorausliegende zu ergründen“*. (Aphorismus/ Sinnspruch 10; in Krohn, 1990; 1987)

Dabei entstand, was ich eben mit dem Ab- und Aufsteigen formulierte. Im „Kapital“ heisst es 1867 bei Marx: *„Die Forschung hat den Stoff sich im Detail anzueignen, seine verschiedenen Entwicklungsformen zu analysieren und deren innres Band aufzuspüren. [=Absteigen] Erst nachdem diese Arbeit vollbracht, kann die wirkliche Bewegung entsprechend dargestellt werden. Gelingt dies und spiegelt sich nun das Leben des Stoffs ideell wider, [=Aufsteigen] so mag es aussehen, als habe man es mit einer Konstruktion a priori zu tun“*. (MEW, 23: 27) Mit dem a priori (von der Erfahrung und Wahrnehmung unabhängig) wendet sich Marx gegen Kritiker, die seinen *empirisch-prozessualen* Ansatz nicht verstanden hatten, sondern in die Philosophie zurückfielen. Mit meinem obigen Hinweis auf das Zick-Zack der realen

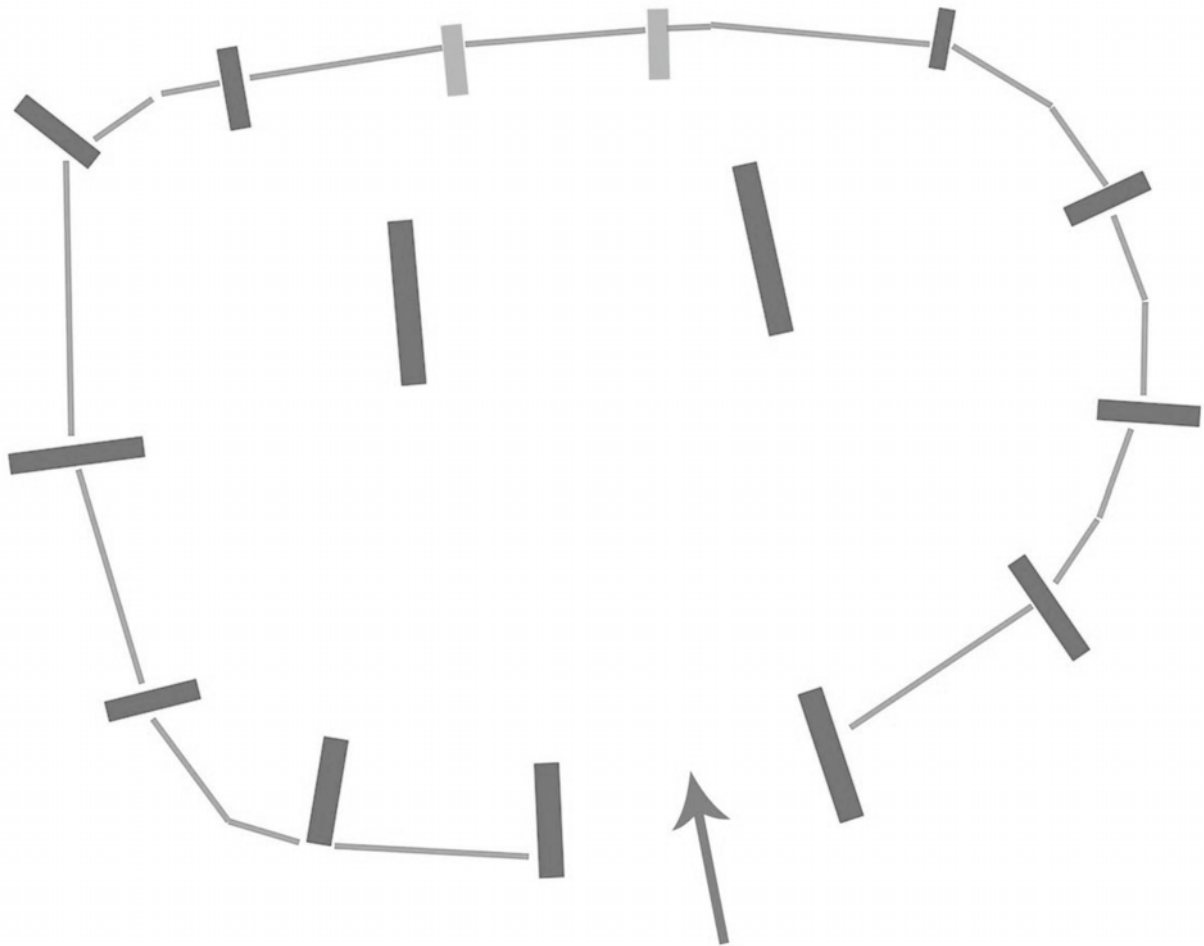
Geschichte bezog ich mich auf Engels, der zur Erläuterung des Marxschen Ansatzes schrieb, die historische Darstellungsform entlang der konkreten Geschehnisse habe „*scheinbar den Vorzug größerer Klarheit, da ja die wirkliche Entwicklung verfolgt wird, in der Tat aber würde sie dadurch höchstens populärer werden. Die Geschichte geht oft sprungweise und im Zickzack und müßte hierbei überall verfolgt werden [...] Die logische [typisierende] Behandlungsweise war also allein am Platz. Diese ist aber in der Tat nichts anderes als die historische, nur entkleidet der historischen Form und der störenden Zufälligkeiten*“. (MEW, 13: 475)

Mit den bisher vorgetragenen Grundlagen aus verschiedenen Fachbereichen können im folgenden: *Teil 2 - Lebensformen der WildbeuterInnen* nun wichtige Aspekte der eurasischen Entwicklung im Jung-Paläolithikum genauer diskutiert werden. Die Entstehung des Homo sapiens scheint im Moment in grossen und ganzen für die hier vertretenen Thesen genetisch aufgeklärt zu sein. Und die kognitiven Formen in der Phylogenese seit dem Auszug aus Afrika folgt diesem Wissen, ohne nennenswerte grundlegende Fragen offen zu lassen. Mögen auf der Wanderung von Afrika in die verschiedenen Teile Eurasiens auch noch „Vermischungen“ mit verschiedenen Arten der Frühmenschen vorgekommen sein, für Europa also mit neanderthalensis. So wie sich auch heute noch zahllose Mischungen von Menschen verschiedener Regionen bilden. Ob wirklich ein Neandertaler, wie gern fabuliert wird, auf unseren Strassen nicht auffiele, darf durchaus bezweifelt werden; es reicht kaum aus, als Verkleidung einen Business-Anzug zu tragen. Für die Zeit ab vor gut 40.000 Jahren wird – jedenfalls derzeit – keine gravierende biologische Veränderung diskutiert, die es zwingend machte, erst von einem solchen Zeitpunkt aus von Homo sapiens zu sprechen.

Im Folgenden wird der Typus der Älteren WildbeuterInnen wesentlich an der „Höhlenkunst“ überprüft. Die Jüngeren WildbeuterInnen sind hinsichtlich der Sesshaftigkeit zu diskutieren und was aus ihr psychisch und emotional folgte. Dazu gehört die Klärung, welche Triebkräfte die kognitive Entwicklung immer stärker über die generelle Neuerungsfeindschaft hinaustrieben. Für die Sozial-differenzierte Gemeinschaft werden dann die Bauformen vom Göbekli Tepe mit jenen relativ weit entwickelter rezenter Urvölker verglichen und nach Strukturen sozialen Verhaltens gefragt, die eine Bezeichnung als

frühe „Hochkultur“ rechtfertigen, wozu ein Umfeld mit vernetzten Handelsstrukturen gehört.

Teil 2 - Lebensformen der WildbeuterInnen



Göbekli Tepe, Anlage D, System Pfeiler und Mauern, die Situation der beiden, heller dargestellten hinteren Pfeiler ist unklar, vielleicht stand dort nur einer; längerer Durchmesser ca. 16 m; (© hennings; frei nach Schmidt, 2008)

Eurasien

Wenn nun die drei bereits angesprochenen Lebensformen, mit denen ich das Jung-Paläolithikum unterteile, jeweils als *Typus* ausführlicher behandelt werden, darf nicht der Eindruck entstehen, hier werde von aufeinander folgenden festen Stufen der Entwicklung ausgegangen. Diesbezüglich wissen wir viel zu wenig über Eurasien, deren Fundstellen der untersuchten Zeit eine Art Flickenteppich in Raum und Zeit darstellen. Stellen Sie sich dazu Eurasien als Karte vor und tragen wichtige historische Ereignisse als „Fesselballon“ mit der Zeit als Höhe und der Bedeutung als Umfang ein, dann finden Sie wenig Zusammenhängendes. Die archäologischen Funde, werden wir noch sehen, verweisen dann eher auf je isolierte intensivere soziale Entwicklungen zu verschiedenen Zeiten in unterschiedlichen Regionen als auf eine traditionsgestützte (Stufen-) Folge. Erste bedeutende Plätze Westeuropas finden sich an der Biskaya und der Schwäbischen Alb, hörten wir schon; ähnlich alt sind Höhlenbilder in Asien. (Scinexx.de, 15.3.16) Die frühen grösseren Siedlungsfunde stammen aus Osteuropa, und im Nahen Osten entsteht dann der Göbekli Tepe und später die Landwirtschaft. Es gab vielleicht kleinere Regionen mit frühen Ballungen von Menschen mit komplexer Kognition, die in anderen noch nicht entwickelt war. Wie am Göbekli Tepe noch Ältere WildbeuterInnen neben jenen der Sozial-differenzierten Gemeinschaft leben konnten, womöglich unter deren Knute... Dort entsteht eine „neue Welt“, deren Geistigkeit bis hin zu den Grossstädten Sumers zu reichen scheint.

Manches spricht dafür, die ontogenetische Entwicklung des Homo sapiens selbst für den wesentlichen Motor dieser Lebensformen zu halten und nicht die Traditionsvermittlung in bestimmten Stufen. Dann wird verständlich, wie damals Kulturformen an räumlich wie zeitlich weit entfernten Orten ganz ähnlich entstehen konnten, so wie die ersten Faustkeile oder später die Landwirtschaft in allen Teilen der Welt. Aber auch Felszeichnungen konnten auf diese Weise überall entstehen, wenn die Zeit dort jeweils „reif“ war. Die Lernfähigkeit und die damit wachsende Kompetenz machten die kulturellen Neuerungen zuerst nur langsam und dann immer schneller in der Phylogenese möglich, die mal hier mal dort in jeweils besonderen Umwelten ihren Ausdruck fanden. Es wurde jedoch unterschiedlich nach archäologischen Funden gesucht, besonders intensiv in der Levante, um die Bibel zu beweisen.

Erst vor etwa 50.000 Jahren, so zeigen es neuere Studien, trennten sich die späteren Nicht-AfrikanerInnen an einem Ort im Osten jenes Kontinents von einander. (Spiegel.de, 4.2.16) Zuerst siedelte Homo sapiens aus Afrika in Richtung Ostasien. Australien wäre dann später als zuletzt meist angenommen, erreicht worden, als die Besiedelung ab vor bereits 60.000 Jahren begonnen galt. Nach Norden und später Westen führte die Wanderung von Afrika wahrscheinlich über die levantinische Küste/ Palästina, Nord-Mesopotamien zum Schwarzen Meer und von dort das Donau-Tal hinauf. Vor gut 40.000 Jahren wurde das westliche Eurasien (und vielleicht andere nördliche Regionen) erreicht. Von vor 40.800 Jahren stammt die erste bekannte „Höhlenmalerei“, der rote Farbfleck am Monte Castillo; (Spiegel.de, 24.7.13) einige ForscherInnen wollen ihn für Homo neanderthalensis in Anspruch nehmen. Eine Überquerung des Meeres bei Gibraltar durch sapiens wird heute für jene frühe Zeit nicht gesehen. (Garcea, 2010)

Lange zuvor, vor etwa 120.000 Jahren, hatte es bereits eine erste Besiedlung der südlichen Levante durch Homo sapiens gegeben, ohne sich zu verstetigen; diese Region unterschied sich ökologisch nicht von der Nordküste Afrikas. Dort könnten sich jene von Norden kommenden NeandertalerInnen mit diesem noch afrikanischen sapiens vermischt haben, die später in den Altei zogen. (Scinexx.de, 19.2.16) Die von Ronen (2012) betonten weitgehenden Fähigkeiten der moderner Menschen sind umstritten und scheinen sich im Rahmen der nordafrikanischen Aterian-Kultur bewegt zu haben, deren Werkzeuge europäischen NeandertalerInnen zuerst ähnlich waren, in der aber bald Steinartefakte mit angedeuteten Stielen (zur möglichen, aber nicht belegten Befestigung von Griffen) produziert wurden. (Garcea, 2010^b) Auch der vermutete Empfang von Genen des neanderthalensis bei sapiens soll sich im Schnittpunkt der Levante zugetragen haben.

Den Funden zufolge kann davon ausgegangen werden, es sei ein kognitiv ziemlich schlichter moderner Mensch nach Norden gewandert, dessen Kompetenz noch am Anfang stand. Dabei ist *Wanderung* hier ein soziologischer Begriff: es ist nicht davon auszugehen, jene Leute hätten von ihr gewusst. Nur alle paar Generationen sind wohl immer wieder jüngere Leute aus ihren Sippen oder Stämmen zum „Auswandern“ gedrängt worden, wenn die jeweilige Region von Überbevölkerung bedroht war. So hat es nach heutiger Kenntnis um die 10.000 Jahre gedauert, bis sapiens die Biskaya erreichte; um die zwei Kilometer pro Jahr mag die durchschnittliche Geschwindigkeit dieser Aus-

breitung betragen haben. (Cafalli-Sforza, 1996) Und zumindest nördlich der Levante ging es auf dieser Route in scheinbar menschenleeres Land, denn im Norden sind direkte Begegnungen mit erectus/ neanderthalensis noch weniger wahrscheinlich als im Süden; die Frühmenschen starben zu jener Zeit aus.

Erst als die Flächenregion Westeuropas erreicht war, ist es wohl immer häufiger zu Begegnungen mit „Fremden“ gekommen, die also – unerkant – nahe Verwandte (sapiens) gewesen sind, aber früher einmal eine andere Richtung der Wanderung genommen hatten; schon durch solche Begegnungen können in den ersten Jahrtausenden kognitive Lernprozesse ausgelöst worden sein. Offenbar war die Region, die neu besiedelt wurde, ein an Lebensmitteln recht reiches Land, klimatisch relativ angenehm und kein spärliches Rückzugsgebiet, in dem heutige WildbeuterInnen leben. Die Neuankömmlinge waren die „Herren“ der Welt, und es waren wohl tatsächlich primär Männer, die damit angesprochen sind, als bereits die Frauen eine untergeordnete Stellung einnahmen. Vor allem die Sicherung des Bodens, der Region, durch die Männer begründete deren universale Macht, wie wir noch genauer sehen werden.

Ich schildere nun die archäologisch gesehenen Zeitabschnitte dieser Epoche, um im Rahmen einer (groben) Übersicht die verschiedenen Aspekte jener Leben anzudeuten, die danach als Typen genauer untersucht werden.

Die Epochen des Jung-Paläolithikums

Zur Annäherung an eine Soziologie des Jung-Paläolithikums gehört eine, die archäologische Sicht ergänzende, *sozial* begründete Gliederung der Geschichte jener Zeit von der Ankunft des Homo sapiens nördlich Afrikas bis zum Beginn des Neolithikums. In der Archäologie werden dazu überwiegend ergrabene Kulturen ausgewertet, wobei ähnliche Fundgruppen zu verschiedenen Zeiten an unterschiedlichen Orten existierten. Beispielsweise entsteht das Neolithikum in Europa lange nach dem im Nahen Osten, wo es ab 10.000 bp als generell ausgebildet angenommen wird: die „Neolithische Revolution“, wie Childe sie nannte. Die folgenden groben Skizzen der Fundzusammenhänge nutze ich hilfsweise dennoch primär als Zeitabschnitte.

Aurignacien

Die *erste* Phase des Jung-Paläolithikums ist das *Aurignacien* (~40.000 - ~32.000 bp), es lässt sich als die Lebenswelt schlichter *Älterer Wildbeu-*

terInnen verstehen, die wiederum zu den Frühmenschen differieren. Sie fertigten zwar die „tragbare Kunst“/ Schnitzereien, musizierten und entwickelten die Höhlenbilder, bleiben ansonsten aber hinsichtlich ihrer Lebensformen weitgehend unbestimmt. Kleidung und zeltähnliche Behausungen werden unterstellt. Ob beziehungsweise wie sie schon Institutionalisierungen, etwa Verwandtschaftsordnungen oder einen Stammesrat, ausgebildet hatten, ob sie eine Vorstellung von Heiligtümern oder Kultstätten besaßen, das muss alles im Zweifel bleiben. Wir wissen es nicht, und ich zeige hier die geringe Wahrscheinlichkeit auf, sie als nötig anzusehen. Möglich wäre selbstverständlich, solche Elemente seien bereits in Afrika ausgebildet worden, doch woran sollten jene Menschen ihr Denken geschult haben? Entsprechend komplexe Lebensweisen zeigen die Funde nicht, die, im Gegenteil, nur ausgesprochen simple Werkzeuge erbrachten. (Garcea) Mit der neueren Theorie über die Ursprünge der Kommunikation von Tomasello scheint eine sehr frühe weitgehende Entwicklung des Geistes und der Sprech-Sprache eher noch unwahrscheinlicher als zuvor.

Zwei Karten zum Aurignacien und dem zeitgleichen Fumanien aus dem Katalog: Eiszeit (2009: 94) zeigen die frühe Entwicklung der Funde des *Homo sapiens* in Eurasien. Die erste enthält für die Zeit von vor 40.000 - 35.000 Jahren nur sechs Orte: Reclau Viver, L'Arbreda (am östlichen Fuss der Pyrenäen) und Fumane (bei Verona), für die Schwäbische Alb gehören: Geissenklösterle, Keilberg Kirche und weiter östlich in Österreich: Willendorf dazu. Im Süd-Westen entstand der rote Fleck vom Monte Castillo. Und nun fanden sich in Indonesien Belege, dass die dortige Felskunst ebenfalls aus dieser Zeit stamme. (Scinexx.de, 9.10.14) Daraus entstehe die Frage, ob diese Kenntnis und Praxis bereits aus Afrika mitgebracht worden sei? Eher nicht, die Formen entstammen dem universalen frühen Denken. Das verweist darauf, wie intensiv die formulierte menschliche Geschichte auch durch die archäologischen Bemühungen bestimmt ist. In Asien fehlen weitgehend Steinwerkzeuge, vielleicht weil harter Bambus verwendet wurde, der die Zeit nicht überstand.

Im Jahr 2008 wurde in der Höhle Hohle Fels der Schwäbischen Alb im *Abraun* der ersten Ausgrabung eine der ältesten Menschenfiguren entdeckt, eine etwa 35.000 Jahre alte (dicke) „Venus“, auch an der jüngeren nahen Fundstelle Galgenberg (Österreich) fand sich eine frühe kleine flache Skulptur, die aus einer Steinplatte geschnitten wurde. Sie gilt entweder als Frauen-

darstellung einer Tänzerin („Fanny“), oder als eine Keule auf der Schulter tragend, die auch als weibliche Brust gedeutet wird. Sie ist von tadelloser Figur und sieben Zentimeter gross. Ihr Alter wird heute mit 36.000 Jahren angenommen.

Das Ende des Aurignacien zeigt in der zweiten genannten Karte für diese Kultur und die des Fumanien bereits etwa 20 Fundstätten von den Pyrenäen bis fast zum Schwarzen Meer und nordöstlich davon noch das frühe Kostenki; dort entstanden in der älteren Zeit nicht rekonstruierbare Lang-Häuser. Die gefundene Reihe von Feuerstätten verweise auf Gruppen von Familien, vielleicht pro Feuer zwei; so sei es bei rezenten Lappen/ Samen in Finnland gefunden worden, sagt Müller-Beck. (1998) Aber was waren Familien?

Sehen wir auf die frühesten bekannten Siedlungen. In der Schwäbischen Alb war zumindest eine der Höhlen bereits als *Basislager* von *temporär sesshaften* modernen Menschen bewohnt, wird angenommen: Geissenklösterle. Sie sei ein Lager der Kreativität gewesen. Sehr alt sind auch Funde von Keilberg Kirche. (Conard/ Bolus, 2009: 113) Schnitzereien, wie Pferdekopf und Ente aus der Höhle Hohle Fels und Mammut und Pferd vom Vogelherd, sind ebenfalls recht bekannt geworden. (Bilder: Müller-Beck/ Albrecht, 1987) Und die mehrlöchrigen Flöten aus Knochen eines Schwanenflügels. (Conard, 2009: 324)

Hahn hat für das Aurignacien einige Fundplätze dokumentiert und damit folgende Darstellungen der Forschung befruchtet. (1977) Die dargestellten Siedlungsplätze sind recht klein und reichten für bis zu 20 Personen; das waren wohl eher Jagdstationen. Er nimmt – an anderer Stelle (1987) – pro Person etwas weniger als zwei Kilo Fleisch täglich als nötig an, *weil* (!) andere Nahrung nicht dokumentiert sei, wie er selbst formuliert. Pflanzenreste überdauern die Zeit nicht. Mitteleuropa ist, so seine Schätzung, von einer halben bis zu einer Million Menschen belebt gewesen, auf eine Person kamen knapp zwölf Quadratkilometer Land, oder 0,15 Personen pro Quadratkilometer. Aus einer Gruppe von regional nahen Fundplätzen vermutet er dazu die Grösse eines „Dialektstammes“ mit 500 Personen. Diese Zahl wird auch an anderer Stelle genannt, weil dann genetische Schäden durch Inzucht vermieden worden seien. (Burenhult, 2004: 93) Ob dieser Zusammenhang schon erkannt war? Einzelne Gruppen werden sonst meist mit durchschnittlich 30 Personen angenommen, eine Zahl, die allerdings von rezenten WildbeuterInnen vor allem Afrikas abgelesen wurde, als die bereits sehr eingengt

lebten. „Kernfamilien“ aus Eltern und Kindern nebst nahen Verwandten (über die weibliche Linie) könnten die Basis solcher kleinen Gruppen gewesen sein. Generell ist wohl davon auszugehen, dass selbst temporär „verfeindete“ Gruppen in einer gewissen Nähe zueinander verblieben; niemand zog als Sippe in möglichst grosse Distanz zu allen anderen Menschen. Selbst sehr einfach strukturierte rezente WildbeuterInnen wandern – wenn möglich – in einem festen Gebiet umher, das gegenüber Nachbargruppen abgegrenzt und im sinnvollen Rhythmus von Lagerplatz zu Lagerplatz genutzt wird, um günstige Alternativen der Ernährung wahrzunehmen. In extremen Regionen, wo die Ressourcen selbst mit einer der Natur sehr angepassten Lebensweise übernutzt werden können, und wenn Platz genug vorhanden ist, werden die Gebiete wiederum regelmässig gewechselt. Bei den Inuit in Nordalaska fand Binford einen solchen Wechsel etwa alle zehn Jahre; alle 50 Jahre wurde das erste Gebiet wieder genutzt. Er sieht solche Verfahren auch in Labrador, der Kalahari und in Australiens Wüsten. (1984)

Gravettin

Die *zweite* Phase des Jung-Paläolithikums ist das *Gravettin* (- 22.000 bp), insgesamt eine etwas wärmere Zwischenzeit. An dessen Ende beginnt die *Sesshaftigkeit* in den Funden recht deutlich zu werden; die komplexen WildbeuterInnen entstehen. Hier entstehen bereits die ersten „*ausgedehnten, sich über mehrere Hundert Quadratmeter erstreckenden, aufwendig errichteten Basislager*“. (Moreau, 2009: 97) Bessere Steintechniken effektivieren die Speerspitzen mit nun breiten Schnittflächen, die dadurch grössere Wunden reissen. Die Fundstätten sind in diesem Zeitabschnitt weit von West- bis Ost-Eurasien gestreut. Oft wird der Orte Kostenki (einer jüngeren Entwicklungsphase) am Schwarzen Meer genannt. Für Dolni Věstonice (Tschechei) verweist Müller-Beck auf eine dortige Bodenrinne mit tausenden Mammutknochen und eine Bestattung. (1998) Belegen die Knochen Jagderfolge, oder zogen über Jahrhunderte sterbende Tiere dort hin? Es wurden Grubenhäuser ausgegraben. Fagan (1990) zeigt demgegenüber die Rekonstruktion einer Hütte, bei der ein Baumstamm von einem kleinen Hang aus schräg auf einer höheren Stütze aufliegt; seitlich wären dann Äste verlegt worden, die wohl mit Häuten abgedeckt waren, rundum mit Erde und Knochen beschwert und abgedichtet. Es fand sich ein Brennofen für Tonfiguren. (Burenhult, 2004; Bosinski, 1989) Sind damit Frauen-Figurinen, die in weit von einander ent-

fernten Regionen entdeckt wurden, für den Export hergestellt worden? Geschirr wurde nicht erfunden, das wird erst tausende von Jahren später andernorts gebrannt.

Bei Prědmot (Slovenien) fanden sich aus dem Gravettin ebenfalls um tausend Skelette von Mammuts. Probst berichtet von der Brillenhöhle der Schwäbischen Alb über zwei aus Steinen aufgebauten mutmasslichen *Wohnräumen*, 30 und fünf Quadratmeter gross. (1991) Zwei 24.000 Jahre alte Gräber aus Sunghir erbrachten jenen mit Perlen überhäuften Mann, die der offenbar an seiner Kleidung getragen hatte, und im etwa zeitgleichen Doppelgrab von Jugendlichen fand sich ein ähnlicher Schmuckbesatz, in den zusätzlich Fuchszähne integriert waren. Auch bei Gräbern geschmückter Kinder in den Grimaldi-Höhlen (Italien) aus der Zeit vor gut 20.000 Jahren musste eine durch solche Beigaben sichtbar werdende höhere Stellung ererbt sein, da Kinder sie noch nicht selbst erworben haben können. (Burenhult, 2004: 93) Andere wichtige Gräber dieser Zeit stammen aus Arene Candide (Italien).

Solutréen

Die *dritte* Phase des Jung-Paläolithikums ist das *Solutréen* (- 17.000 bp; bei 21.500 Jahren eine Kältespitze, bei 19.500 bp die weitestgehende Vereisung). Die Kältezeit kann ein Grund für die steigende Sesshaftigkeit in besseren Unterkünften sein. Jedenfalls verweisen die Funde auf häufigere und grössere Siedlungen. Rohstoff wurde über weite Strecken besorgt, unter anderem Schnecken für Schmuck. Und die fettleibigen Frauen-Figurinen (Typ Willendorf) treten gehäuft auf. In dieser Zeit – vermutet Moreau (2009) – entsteht die *Speerschleuder*, die Bosinski (1989) in der jüngeren Hamburger Kultur (Magdalénien) entstanden sieht, der sagt, sie habe eine erste *Überflussgesellschaft* gebracht. Auch die ähnlich komplexe – bei der Nutzung zweiteilige – *Knochenadel mit Ohr* entstand erst damals.

Für das Solutréen berichtet Fagan (1990) von Forschungen in Mežirič/ Ukraine, am Don, die wiederum Anzeichen für soziale Differenzierung ergaben: aus der Zeit vor 18.000 - 14.000 Jahren fanden sich im Dnjepr-Gebiet ungleich grosse Vorratsgruben, als hätten sozial höher stehende (oder grössere?) Gruppen mehr Nahrungsmittel besessen. Die häufiger und grösser werdenden *Siedlungen* beherbergten 30 bis 100 Menschen und blieben lange bestehen, so dass die Leute Verfahren zur Lösung von Konflikten entwickelt haben müssten.

Manches spricht also dafür, die in der Archäologie mit „komplex“ und bei mir als dem Typus der Jüngeren WildbeuterInnen bezeichneten Gruppen seit gut 20.000 Jahren anzunehmen. Schon sehr früh ist von umfassender Vernetzung und Handel unter jenen Völkern vom Atlantik bis Sibirien und in die Levante auszugehen, wie Funde zeigen. Siedlungen mit festeren Gebäuden boten Vorteile, vor allem für die Frauen, die bei der Sesshaftwerdung sicherlich eine Rolle spielten, sagt Kramer. (1979) Gerät und weitere Gebrauchswerte liessen sich ansammeln. Vorratshaltung gibt der „Hauswirtschaft“ eine neue Dimension! Das ist auch deshalb für die Frauen von besonderer Bedeutung, da neue Möglichkeiten zur *Planung* der Ernährung entstehen. Umfassende Vorratshaltung konnte zur Machtbasis der „Grossen Männer“ werden; dazu später.

Magdalénien

Die *vierte* Phase des Jung-Paläolithikums ist das *Magdalénien* (- 12.000 bp), das also bis zum Ende der Eiszeit reicht. In diese Epoche gehört der Fund des (Teil-) Lagers in Gönnersdorf. Aus der gleichen Zeit vor 15.000 Jahren wurden in Mezhirich (Ukraine) Lang-Häuser aus systematisch verlegten Mammutschädeln und -knochen errichtet. (Fletcher, 2004: 134) Das Magdalénien weist dann – ist meine These – beim Beginn der globalen Erwärmung eine wichtige historische Teilung zumindest am Göbekli Tepe als Sonderform innerhalb des Typus‘ der Jüngeren WildbeuterInnen auf:

ab 14.000 bp lässt sich der Beginn einer *Sozial-differenzierten Gemeinschaft* vorstellen. Bei 13.000 bp kommt es zu einem quantitativen Höhepunkt der „Höhlenkunst“, bei Bildern wie auch der skulpturalen Kleinkunst. Das Ende der Eiszeit wird spürbar, wobei die Menschen natürlich nicht verstehen können, was vorgeht. Dadurch musste grosser *Beratungsbedarf* entstehen! Das Wetter wird wärmer und dabei *feuchter* und fordert festere Gebäude heraus, um die Möglichkeiten der Vorratshaltung zu verbessern. Fauna und Flora – also die bisher genutzten Nahrungsgrundlagen – ziehen sich nach Norden zurück. Und es begann in Nord-Mesopotamien das Wildgetreide in grossen Flächen zu wachsen, während anderswo Wald schnell die Gräser wieder überwucherte. (Uerpmann, 2007) Pfeil und Bogen mit Sehne lösen die Speerschleuder ab. Die Siedlungen mehren sich, besonders im Nahen Osten wurden sie gefunden.

Türkei, Naher Osten

In der **Türkei** sind die archäologischen Funde sehr spärlich. Es gibt auch östlich davon für den hier interessierenden Zeitraum nur wenige, die in Einzelfällen wohl auf Gebäudereste verweisen. Die Funddarstellung ist zudem mässig. (Schyle, 1996^b) Müller-Beck spricht von 30.000 Jahren alten Steinklingen mit Sichelglanz dort, mit denen also vielleicht bereits wildes Korn oder andere Pflanzen geschnitten wurde; die Glanz-Spuren bei beiden Funden gleichen sich. Es wurde dort offenbar wenig gesucht, und heute sind viele zu vermutende ehemalige Wohnstätten in flussnahen Gebieten durch Stauseen unzugänglich geworden; in wenigen Fällen gab es beim Ansteigen des Wassers Notgrabungen (wie in Nevalı Çori, ein Ort aus der Kultur des Göbekli Tepe, 1.000 Jahre jünger als der).

Im **Nahen Osten** wurde – außerhalb der Besprechung im genannten Katalog: Eiszeit, 2009 – der Abri Ksar Akil (Libanon) bereits ab vor 45.000 Jahren von Homo sapiens bewohnt; das verweist auf die Wanderung nach Norden über die Levante. Bar-Yosef/ Belfer-Cohen nennen die Zeit ab vor gut 20.000 Jahren: Epi-Paläolithikum. (2010) Damals könnte dort der Beginn der Zeit *komplexer* WildbeuterInnen anzusetzen sein. In der Kultur *Kebaran* (ab 21.500 bp) fanden sich Reste runder Hütten aus der Zeit vor 20.000 Jahren in Ohalo am See Genezareth, als der 1989 einen besonders tiefen Wasserstand aufwies. Unsicher ist Jilat nahe des 20.000 Jahre alten Kharaneh, wo sich Spuren von Hütten fanden, und dort gibt es neuerdings auch einen Fundplatz des jüngeren Kebaran mit Bestattungen (‘Uyun al-Hammam), was auf eine Siedlung hinweisen kann. (Hinweis: Daniel Schyle; Schyle, 1996)

In der Kultur *Natufien* (ab 13.000 bp) ist möglicherweise Neve David ein langfristig belegter Platz. Im *frühen Natufien* werden *wahrscheinlich (!) ganzjährig bewohnte Fundorte zahlreicher und grösser, bestes Beispiel ist Malla-ha. Im späten Natufien wird das Ganze wieder etwas undeutlicher – das zeigt eine trockene und kühle Zeit, [Jüngere Dryas] die noch bis in das PPNA [Pre Pottery Neolithikum A] hinein dauert, Wirkung, und die Hinweise auf permanente Besiedlung an einzelnen Fundstellen sind weniger deutlich.* (Email: Daniel Schyle) Östlich von Haifa liegt eine Höhle, deren Terrasse im Zeitraum um vor 18.000 - 12.000 Jahren mit Mauern umgeben wurde. Es gab offenbar eine grosse Bereitschaft, die Wohnräume herzurichten. Ein Ort vor etwa 17.000 Jahren am Ostufer des Sees von Genezareth, Ain Gev, kann ebenfalls dafür benannt werden. Dort wurden behauene Steine als mut-

massliche Bodenplatten für runde Hütten gefunden, dazu Sichelklingen und ein Steinmörser zum Zerstoßen von Wildgetreide. Brentjes spricht für die Zeit um vor 15.000 Jahren von Mörsern von 50 Kilogramm Gewicht und von „Silos“ aus der Zeit vor 12.000 Jahren. (1981) Es gab mit Lehm ausgestrichene Vorratsgruben. (Bartl, 2004) Zumindest zur Getreidesaison wurde dieser Ort (und der Mörser) jeweils wieder aufgesucht. Auch Benz betont die Möglichkeit von vergänglichen Behältern. (2010) Schmidt (2008) erwähnt zwei Orte östlich des Göbekli Tepe im Nordirak – Hallan Çemi, Qermez Dere –, die etwa vor 14.000 bis 13.000 Jahren bereits besiedelt waren; damit sei die Monopolstellung der Levante hinsichtlich der „frühesten Sesshaftwerdung“ (im Nahen Osten) aufgebrochen. Für den Ort Körtek Tepe in Nord-Mesopotamien nahe des Tigris gibt es etwa parallel zum Göbekli Tepe ähnliche Ergebnisse. (Benz et al., 2015)

Eine weitere Studie gibt Hinweise auf jüngere Ereignisse. Sie betont nicht nur den wahrscheinlich gleichzeitig an mehreren Orten entstandenen Landbau mit zuerst noch Wildgetreide, das nun angebaut und nicht mehr wildwachsend gesammelt wurde, sondern auch einen sehr frühen Beginn in „*Chogha Golan, einer steinzeitlichen Siedlung am Fusse des Zagros Gebirges im Iran. Dort finden sich zahlreiche Relikte von Gebäuden, Steinwerkzeugen, Tonfiguren und auch viele Mörser und Mahlwerkzeuge aus der Zeit von vor zwölftausend bis vor rund 9.800 Jahren*“; (Scinexx.de, 5.7.13) das beginnt also gerade vor dem Bau des Göbekli Tepe. Der Ort liegt *heute* (nach einem erheblichen Anstieg des Meeresspiegels) 150 Kilometer nördlich der Persischen Golfs am Fuss des Zagros-Gebirges, etwa 1.100 Kilometer vom Göbekli Tepe oder dem Vulkan Karacadağ entfernt, an dem es grosse Bestände frühen Wildgetreides gab (beide Orte trennen knapp 100 Kilometer). Es könnte diese Kultur im Iran natürlich von anderen Standorten in den Süden gebracht worden sein.

Aus der Zeit des Natufien in der Levante finden sich weitere wichtige Spuren der dichter werdenden Besiedlung. Auch Roaf (1998) spricht von schon „*festen Siedlungen*“. Bewohnt wurden sie entweder „*ganzjährig oder nur zu bestimmten Zeiten*“. Zum Beispiel Abu Hureyra und Mureybet. Diese Orte lagen am Euphrat ganz im Süden des nach Westen ausgreifenden Bogens dieses Flusses (heute im südlichen Assad-Stausee, Syrien), in dessen nördlichem Teil Şanlıurfa liegt. Bereits vor 13.500 Jahren bp wird Abu Hureyra besiedelt; 2.000 Jahre vor dem Baubeginn des Göbekli Tepe. Von 50 bis 300 Personen ist am Anfang die Rede, später seien es deutlich mehr. Gazellen, Wild-

schweine, Schafe und Onager (Wildesel) wurden gejagt, sehr viele Pflanzen gesammelt. Es fanden sich schwere rechteckige ortsfeste Behälter aus Gipsmasse, die bei 800 °C erzeugt wird und auf ein hohes Wissen verweist. Auch Körbe zur Vorratshaltung sind hier belegt; die umfassendere Lagerung von Lebensmitteln ist eine der entscheidendsten Entwicklungen für die neue Zeit.

In Ain Mallaha nördlich des Sees Genezareth lebte eine „*Gemeinschaft von 200 oder 300 Menschen*“ wahrscheinlich ganzjährig, der Durchmesser runder Hütten betrug dreieinhalb bis fünf Meter, „*deren Dächer von hölzernen Pfosten getragen wurden*“! Ausgegraben wurden auch Gräber unter den Fussböden und ausserhalb der Hütten. (Roaf) Dort wurde vielleicht der eckige Raum durch Unterteilung von Rundhütten erfunden. (Nunn, 2006) Dieser Übergang zur eckigen Raumvorstellung muss aber keineswegs so funktional entstanden sein. Es kann auch eine generelle geistige Entwicklung vermutet werden, sagt Hallpike, wenn ab einem bestimmten Zeitpunkt das topographische Denken weitergehend entsteht und mit Himmelsrichtungen markiert wird. (1990) Es geht noch profaner: die Erfindung des rechteckigen Lehmziegels ergab später den rechteckigen Raum. (Mellink/ Filip, 1985) Und vielleicht schon parallel zur Kultur des Göbekli Tepe, oder wenig später, entstand der grosse Ort *Jericho*; Mauern und Turm sind jünger.

Das mag für die Kennzeichnung der Kulturen des Jung-Paläolithikums reichen. Die kontinuierliche Entwicklung jener Menschen über den gesamten Zeitraum wird nicht nur durch Siedlungen, Vorratshaltung und Werkzeug/Waffen deutlich. Die Bearbeitung des (Feuer-) Steins ändert sich von bloss geschlagenen oder abgedrückten Klingen zu später auch noch geschliffenen Formen. Und vor allem bei dichterem Zusammenleben in der Region und dann innerhalb der Siedlungen muss immer auch an beginnende soziale Differenzierung gedacht werden, weil die Sesshaftigkeit, auch wenn sie noch keine Domestikation von Pflanzen zur Grundlage hat, das Ansammeln von Dingen und Vorräten möglich macht, und in besonderer Weise das von – *Macht*. Bereits im Natufien sei ein Häuptlingssystem (chiefdom) denkbar, mein Bartl. (2004) Gebel hält das für die in der Levante entstehenden neolithischen Gross-Siedlungen bei existenzgefährdenden Problemen für möglich und auch bereits im Epi-Paläolithikum! (2002) Benz erkennt in den Funden innerhalb der frühen grösseren Siedlungen des Natufien allerdings keine Hierarchisierung, die sich jedoch aus der von ihr beschriebenen besonderen Behandlung

bei Schädelbestattungen nur einzelner Individuen folgern lässt. Eine Hierarchisierung sei dann im anschliessenden Proto-Neolithikum zu beobachten, dazu wahrscheinlich auch eine Differenzierung der Sozialstruktur. (2010) Für die grossen akeramischen Siedlungen – sagt Nissen für Basta und Ain Ghazal (nördlich und südlich des Toten Meeres) – seien bereits soziale Regeln für die Konfliktvermeidung nötig gewesen, (1999) die als Lernprozess nicht unterschätzt werden darf. Mir scheint bereits der Göbekli Tepe ohne solche sozialen Entwicklungen nicht errichtbar gewesen zu sein.

Die Archäologie gibt also – wenn die Belege für dichte Siedlungsentwicklungen insgesamt auch noch schwach sind – ein zeitliches Gerüst vor, an das eine soziologische Differenzierung mit Typen der Lebensweisen anzubinden ist. Die Zeit um den Beginn der komplexen Wildbeuterei markiert einen intensiven Umbruch auch in der *Kompetenz*, weil durch häufigeres Leben in grossen festen Siedlungen vor allem auch die sozialen Beziehungen zwischen einander nahen Orten und die steigende Wohn-Dichte in ihnen weiter entwickelt werden mussten. So bilden sich die Jüngeren WildbeuterInnen heraus, und innerhalb dieses Typus‘ entsteht der eine Stamm – oder wie immer er zu bezeichnen ist –, der vielleicht nach der realen Eiszeit ab vor 14.000 Jahren entstand und dann ab 11.500 bp bis zu 2.000 Jahren hinweg zusammenführte, was wir über den ganzen Zeitraum des Jung-Paläolithikums hier und da fanden: bessere Werkzeuge, Siedlungen, Vorratshaltung, Strategien des engen Zusammenlebens und Gebäude als Vorlage für den Göbekli Tepe. Doch nun der Reihe nach zu den Gemeinschafts-Typen des Jung-Paläolithikums.

Ältere WildbeuterInnen

In diesem Kapitel soll die neue Form der Kommunikation, Malerei, Skulptur und Flötentöne, vor allem an der Höhlenmalerei, als einem der wesentlichsten Themen in der Diskussion des frühen Jung-Paläolithikums, besprochen werden. Die abgebildete Tierwelt verdoppelt sich im Geiste wie die Laute der Welt durch menschlich erzeugte Töne. Hier entsteht zart die „Zweite Natur“, wie viel später die Naturwissenschaften sie ausbilden werden. Genauer hingesehen gilt es zuerst, die Höhlenbilder in ihrer Struktur als mit einfachen *Zeichnungs-Elementen* ausgeführt zu verstehen, wie sie tatsächlich bereits von Kindern verwendet werden. Die sie ausführten, waren jedoch offenbar Erwachsene, die bereits eine ausgeprägtere Feinmotorik als Kinder erworben hatten. Nun gelten die Abbildungen des Jung-Paläolithikums bislang als von Anfang an technisch weitgehend gleich ausgeführt; das wird für die Grotte Chauvet (*ab* vor 32.000 Jahren) und die Höhle Lascaux (*ab* vor 17.000 bp) betont, die zuvor als die „Sixtinische Kapelle“ der Steinzeit galt. Doch manches in der Grotte Chauvet ist später entstanden, etwa 6.000 Jahre lang. Am Abri Castanet ist eine erst kürzlich entdeckte schlichte Zeichnung/ Malerei des Vorderteils eines Rindes um die 37.000 Jahre alt. Neuere Möglichkeiten der Zeitmessungen können noch Überraschungen bringen. Es gibt bislang nur wenige einzelne Messpunkte, die jedoch über die Zusammenhänge von „Kompositionen“ der Bildwände keine „positiven“ Hinweise geben, manche solcher Bildwände entstanden über Jahrtausende.

Auf der Internet-Seite für die Nachbildung der Grotte Chauvet wird sogar von einem Alter von 36.000 Jahren gesprochen, doch damit wohl eine frühe Besiedelung gemeint. Und es bleibt dort unerklärt, dass die ältesten Bilder nicht etwa die berühmten Löwinnen oder die Pferdegruppe sind, sondern relativ schlichte Nashörner; das geht in der Event-Kultur unter. In meiner Studie ist das deutlich auseinander zu halten! Selbst in den wissenschaftlichen Beschreibungen sind diese Bilderhöhlen schon allesamt, wenn auch ohne Begründung: *Heiligtümer*. Ich stelle dagegen in Frage, ob so etwas wie ein Heiligtum mit – völlig selbstverständlich ebenso unterstellten – *SchamanInnen* überhaupt schon gedacht werden konnte. Eher nicht. Jedenfalls gibt es nicht die Spur eines belastbaren Beweises.

Wir müssten sonst etwa bereits für den Beginn des Jung-Paläolithikums von ersten relativ formalen und sozial entstandenen Hierarchie-Formen ausgehen,

die nicht auf natürlichen Differenzen, wie Alter, Kraft, Geschlecht basieren. Weil SchamanInnen – selbst wenn sie das, wegen des Guten im Menschen, wie manchmal betont wird, nicht ausdrücklich anstreben – als WelterklärerInnen *Macht* akkumuliert hätten, die über die Macht der anderen, die kleinen Gemeinschaften mutmasslich geistig führenden „Alten“ hinauswuchs. Dadurch wären schon damals weitergehende entsprechende institutionalisierte Sozialstrukturen entstanden, die durch Ausbildung sozialer Rollen über eine „natürliche“ Differenzierung hinausführten. Die ein Schamanentum notwendig begründenden Riten müssten im Gespräch – und sei es im Selbstgespräch – *erläuterbar* gewesen sein, wozu eine nennenswerte Kommunikationsfähigkeit Voraussetzung ist. Die Kenntnis der Höhlenmalerei und die Herstellung bildhafter „Skulpturen“ belegt das alles *nicht!* Selbst unterstellt, einzelne Personen machten noch ohne erweiterte Kommunikationsfähigkeit und vielleicht angeregt durch Drogen irgendwelchen Hokusfokus: entweder sie beeindruckten damit ihre Leute, dann gewinnen sie Ansehen und Macht, oder sie bleiben wirkungslos und werden bestenfalls ausgelacht, dann sind sie keine SchamanInnen.

Zu den frühen Funden Eurasiens

Die Artefakte, die die Archäologie aus der frühen Zeit des Jung-Paläolithikums in Eurasien vorweisen kann, geben nur ein vages Bild jener modernen Menschen. Wie erwähnt haben sich die Steintechniken durch Homo sapiens verbessert. Wurden vorher von meist scharf absplitternden Flint-Knollen (Silex/ Feuerstein) oder Flusskiesel lediglich die Ränder angeschlagen, um scharfe Kanten zu erhalten, wird später effektiver mit dem Material umgegangen. Dahinter wird das Problem sichtbar, dass es diesen Rohstoff nicht überall gab und er schon sehr früh zum Teil als „Industrie“ – wie es in der Archäologie heißt – gefördert worden ist, um ihn einer „Ökonomie“ zuzuführen. Flint lag – anders als Flusskiesel – nicht an jeder Ecke herum, sondern wurde an vielen Orten organisiert besorgt oder ausgegraben und vielleicht dort auch bearbeitet. Bereits vor gut 75.000 Jahren gab es einen Abbau von Feuersteinknollen in Nordafrika in Kavernen, die mittels enger Schächte erschlossen wurden (möglicherweise schon vor 300.000 bp in Palästina; Vermeersch, 2010) In Swiderien (Polen) wurde ab vor 15.000 Jahren Feuerstein bergwerksmässig aus tieferen Erdschichten geholt; eine viel jüngere Feuersteingewinnung ist durch 8.000 Schächte belegt, aus denen in Arnhofen, Schwäbi-

sche Alb, 90 Tonnen davon gewonnen wurden, ähnlich in Rijckholf (Holland) in jüngerer Zeit. (Hoffmann, 1999)

Wenn auch bei einer noch geringen kognitiven Fähigkeit hinsichtlich der Logik des Weltbildes, die von der alltäglichen Vorstellungswelt natürlich nicht völlig getrennt war, blicken wir mit den heutigen Kenntnissen nicht mehr nur auf Horden von Wilden, die – noch kaum dem tierischen Zustand entwachsen – beständig dem Wild hinterher rennen. Hochmobile SammlerInnen und Jägergruppen, die wöchentlich oder im Monatsrhythmus weiterzogen, wie es zum Teil von rezenten WildbeuterInnen in Afrika bei mildem Klima und ärmlicher Umwelt bekannt ist, hat es im Jung-Paläolithikum wahrscheinlich als Typus nur am Rande gegeben. Es gibt *„keine Anhaltspunkte dafür, daß die Menschen den Tierherden folgten, sondern es gab dauerhaftere Siedlungen“* – schreibt Bosinski – und am *„Wanderweg der Tierherden wurden Jagdlager errichtet“*. (2009; ähnlich Lühning, 1989) Tiere folgen dabei wiederum schlicht der jahreszeitlich wachsenden Nahrung. Unter guten Lebensbedingungen und deshalb wachsenden Familiengruppen mag der Konflikt um Land allerdings bald häufiger geworden sein. WildbeuterInnen benötigen recht grosse Regionen. Es wird kaum eine gleichmässige Verteilung der Menschen in der Region gegeben haben, sondern Clusterbildungen. Selbst Verdrängte blieben in der Nähe der ferneren Verwandtschaft, und niemand zog wochenlang in entferntes unerschlossenes Land, um die Gegend zu erforschen.

Doch wie weit hatte im Geiste dieser Menschen die Verwandtschaft bereits eine halbwegs bewusste institutionalisierte Form, die überhaupt ihre soziale Nähe für sie erkennbar machen konnte? Nichts belegt, dass neben Familiengruppen, die – verbunden durch Mütter und Kinder – in Basislagern gefühlsmässig zusammenlebten, grössere Verbände, wie Sippen oder Stämme, schon im Denken entstanden waren. In kleinen Siedlungen mit nur rudimentären Verbindungen zu jenen von Nachbarn, die gleichwohl über grosse Regionen vernetzt gewesen sind, musste eine familiäre Organisation über solche „natürlichen“ Kleingruppen hinaus nicht ausgeprägt werden. Entsteht sie später aber, wenn die Siedlungen wachsen, dann wird aus solcher Institutionalisierung verwandtschaftlicher Bindungen eine soziale Triebkraft. In dieser Weise gewinnen organisierte Verbände gegenüber anderen an Stärke. Doch dazu kommt es nach den Funden erst später, erst ab vor gut 20.000 Jahren bei langsam regelhaft *grösseren* Siedlungen.

Kleidung und zeltähnliche Behausungen werden den frühen modernen Menschen in Eurasien unterstellt, erste gewebte Stoffe sind durch Spuren in Lehm von vor etwa 30.000 Jahren belegt. In anderer Weise zeigt sich eine neue kognitive Fähigkeit *später* bei der Speerschleuder und ähnlich bei Nadel und Faden; bei denen mit zwei Teilen gleichzeitig *hantiert* wurde, beide stammen etwa aus der Zeit von erst vor gut 20.000 Jahren. Die für die Entwicklung der Kognition wichtigsten Funde im frühen Eurasien scheinen aber jene Dinge zu sein, die oft als „Kunst“ bezeichnet werden; sie gelten dann stets auch mit der erwähnten besonderen Betonung als: symbolisch. Da ich für jene Zeit aber nur von prä-symbolisch spreche, nenne ich diese Artefakte auch noch nicht Kunst, die ich erst von einer bewussten Symbolik getragen annehme, wie sie dann am Göbekli Tepe sichtbar ist. Gleichwohl: die Aufnahme bestimmter natürlicher Formen, wie die von Tier-Umrissen mit ihren typischen Rückenlinien und Formen von Kopf und Gehörn und die Übertragung in zwei- und dreidimensionale Darstellungen, Bilder wie Skulpturen, sind eine bemerkenswerte kognitive Leistung, bei der bislang auch noch nicht hinreichend analysiert ist, für welche Form der Kognition sie stehen können, was also in der Ontogenese nötig war, sie herstellen zu können. Es entsteht die Frage, ob zuerst dreidimensionale Objekte, also Schnitzereien, der Natur nachgebildet wurden? In der Schwäbischen Alb fehlen Malereien. Ist die Zweidimensionalität als Projektion eine weitere kognitive Leistung?

Koch-Grünberg, der um 1903 das Amazonasbecken bereiste, sagt, Erwachsene und Kinder wären dort geschickt im *Formen* von Menschen und Tieren aus schwarzem Wachs, charakterische Merkmale würden dabei stark hervorgehoben. (1923) Heute können Vierjährige mit Knetgummi einfache Formen herstellen, wie Kugeln und Schlangen, ebenso Perlen auf Schnüre ziehen, sie schneiden gern mit der Schere oder kommen mit dem Hammer zurecht. Bereits das zweijährige Kind liebt Stifte; *vierjährig* beginnt es gegenständlich zu zeichnen. (Becker/ Steding-Albrecht, 2015: 23) Die Figuren des frühen Jung-Paläolithikums – wie Pferd oder Mammut – sind meist nur handflächen-gross gefertigt, die Form ist zu flach; sie konnten beiläufig beim Sitzen am Feuer hergestellt werden. Das gilt ebenso für die flachen Frauen-Figurinen. Für deren „dicke“ Formen war ein runder Stein Ausgangspunkt, oder ein Kloss Lehm; von „Bildhauerei“ sind diese Arbeiten noch ein Stück entfernt. Das gilt selbst für eine wahrscheinlich als Löwin zu verstehende Figur, die aus einem langen Stück Elfenbein geschnitzt wurde. Dieser sogenannte und

gleich ins Heilige verschobene (mähenlose) „Löwenmensch“, ist etwa 30 Zentimeter lang; Müller-Beck spricht wie selbstverständlich von: Gott. Aber vielleicht ist es nur ein Tier, dessen Form das lange schlanke Material vorgab; bei Löwen jagen zudem die weiblichen Tiere, betont Wunn. (2005) Bilder entstanden kaum nur in Höhlen, wo sie aber hinreichend konserviert wurden. Und einen roten Fleck zu malen, kann nicht schon die Fähigkeit belegen, auch Tiere wiederzugeben, wenn es auch darauf verweisen mag. Doch die reine Nutzung von Erdfarben ist viel älter, in Südafrika wurde wohl schon vor 500.000 Jahren Ocker (als Farbe?) benutzt.

Höhlenkunst?

Die „Kunstwerke“ aus dem frühen Jung-Paläolithikum können das in der Ontogenese der Menschen jeweils aktuell konstruierte Denkniveau nicht übertreffen; sonst hätten die Theorie Piagets und folgende Forschungen ein extremes generelles Problem. Tatsächlich zeigt die Systematik beim Erlernen des Zeichnens durch heutige Kinder eine universale *regelmäßige* Entwicklung der Linien und Formen. Schon Unger-Dreiling spricht – für spätere Zeit am Beispiel chinesischer Tuschmalerei – davon, einfache frühe *malerische Darstellungen* kämen von Menschen mit nur *simplem* Vorstellungen über den Ursprung der Welt. Sie verwiesen auf mangelnde sprachliche Ausdrucksfähigkeit. Auch Hallpike sagt, in den meisten einfachen Gesellschaften würden häufiger nichtsprachliche Vorstellungen benutzt als in modernen. Kamen solche einfachen geschnitzten und malerischen Darstellungen also aus der Zeichensprache von den kommunikativen Gesten und Gebärden her? Und waren sie zugleich Fortsetzung dieser Gesten in der alltäglichen Unterhaltung, wenn durch wenige Striche in den Sand oder die Luft die aus der Ferne zuerst erkennbare Rückenlinie und das Gehörn eines eben entdeckten Tieres mitgeteilt wurde? Warum malten jene Menschen Tiere, nie Pflanzen, sehr selten Menschen? Wieso konnten sie das? Weil Tiere ihren Alltag bestimmten, sie wissen mussten, welche für sie Bedeutung hatten, als Nahrung und Rohstoff, als Gefahr. Diese Bildnisse wurden vielleicht massenhaft ausserhalb von Höhlen erstellt, sind dort aber lange vergangen. Offenbar boten die Höhlen an ihren Wänden besonders vorteilhafte Bedingungen zum weitergehenden Erlernen dieser Fähigkeiten, weil in die weiche Wände eine „Vorzeichnung“ leicht einzuritzen war.

Bei Arasse finden wir den Hinweis, Leonardo Da Vinci habe davon gesprochen: *Zeichnen heißt: in Wahrheit erkennen.* (2005: 274) Solche Vorstellung lässt sich gut mit der Bedeutung des Zeichnens/ Einritzens der Tierfiguren in den Bilderhöhlen zusammendenken, die dem Ausmalen oft vorausging. Sich der Rückenlinien der dargestellten Tiere (in ihrer Wahrheit) zu versichern, könnte der direkte Ausgangspunkt solcher Darstellungen gewesen sein: etwas wird gezeichnet, dann verschiedene Fehler verbessert... So entstanden zum Teil wirre Linien übereinander, die Lorblanchet, (1997) ein neuerer wichtiger Erforscher der Höhlenmalerei, „Makkaroni“ nennt, aus denen zuletzt eine Tierfigur herausgearbeitet wurde. Arasse formuliert sogar implizit Hinweise auf die Methode des Aneignens: die „tätige Hand“ helfe, mittels des „*graphischen Aktes*“ aus dem Chaos der ersten skizzenhaften Linien (auf dem Zeichengrund) wie ein Archäologe bei seiner Arbeit die schöne Form freizulegen. (291) Aus vielen Linien, mit denen anfangs die Form gesucht werde – heisst das –, ergab sich erst die Ähnlichkeit mit dem Gesehenen. Wer sich mit zeichnerischer Darstellung oder selbst mit Architekturentwürfen befasst hat, wird das Suchen mit dem Stift gut nachvollziehen können.

Die oft vielfältigen Linien als Basis für die endgültige Figur in den Höhlenflächen ergeben dann die „schönen“ Bilder, wie der erste „Höhlenpapst“, Breuil, sie in Aquarellen sehr frei, zum Teil verfälschend, nachempfand. Es gab noch 10.000 Jahre nach dem Jung-Paläolithikum, bis Pompeji, *keine* zeichnerische Perspektive, und selbst dort ist es eine Parallel-Perspektive ohne Fluchtpunkt. Doch auf dem *Titelbild* eines Kataloges zur Höhle Altamira sehen wir einen Bison, bei dem der tief gehaltene Kopf ziemlich perspektivisch zwischen den Beinen zu sehen ist. Dann lesen wir im Kleingedruckten: es handele sich um ein nachempfundenes Aquarell von Breuil, dessen Darstellungen heute in der Höhlenforschung generell nicht mehr anerkannt sind. (Altamira, 1995; Leroi-Gourhan; Lorblanchet)

Schon um die Wende zum 20. Jahrhundert wurden in der Anthropologie grosse Sammlungen von Zeichnungen der Kinder rezenter Urvölker angelegt und auch die Darstellungen Erwachsener untersucht. Etwa gibt Koch-Grünberg von 1903 Beispiele für die Kunstfertigkeit von Indianern am Amazonas. Erwachsene und Kinder zeichneten, gewöhnlich mit Zeichenstäben, Figuren auf Körper und Gegenstände. Ein *Zehnjähriger* erwies sich als genauer und gewandter Zeichner, der nichts vergass und sogar zeichnete, was er unter der Kleidung *nicht* habe sehen können; für gerade Linien nahm er ein Lineal aus

Palmholz-Stäbchen. (1923) Diese Indianer hatten aber bereits lange eine Sprech-Sprache. Abgebildet wurden dort oft Menschen; wir würden solche Zeichnungen, auch die durch ältere Erwachsene hergestellten, allerdings spontan insgesamt als „typische“ Kinderbilder beurteilen. Das gilt auch für das Darstellen des Nicht-Gesehenen, da immer aus dem – bei rezenten Urvölkern äusserst guten – Gedächtnis gezeichnet wird; so kommen nur gewußte Dinge ins Bild und unterschiedliche Blickwinkel (nicht: Perspektiven) auf Profil und Gehörn zustande, die die Höhlenbilder kennzeichnen. Bei einigen Ur-AustralierInnen gibt es „Röntgen-Bilder“, die die Innereien von Tieren zeigen sollen, 10.000 Jahre alt. Menschen mit noch geringer sprachlicher Kommunikation und Kognition können aus einer solchen Sicht tatsächlich die UrheberInnen der *ersten* Höhlenmalereien, zumindest noch in der Grotte Chauvet, gewesen sein. Erst die späteren entstehen dann wohl in der hohen, überall gleichen Qualität.

Exkurs: Modernes Kunstverständnis

Bei der heutigen Beurteilung der „Höhlenkunst“ wirken zwei Vorerfahrungen in uns. Bei ihrer Entdeckung galten die Bilder in den Höhlen als Fälschungen (besonders in Altamira) und keineswegs als Kunst. Erst nach Jahren wurden dann die Bilderhöhlen ziemlich unreflektiert als Heiligtümer besprochen, das geschieht in der Höhlenforschung noch immer, wie jüngst von Lorblanchet. In solchen „geheiligten“ Räumen, die doch stets eine gewisse „Stimmung“ erzeugen, können dann natürlich ausschliesslich „gute“ und „wertvolle“ Werke zu finden sein. Aus den Bildbänden zu den Höhlen und deren Nachbildungen lernen wir ohnehin nur die besonders „schönen“ Darstellungen kennen; mindestens werden sie „schön geredet“ und als „Stimmungsbilder“ gesehen.

Vor allem wird aber eine solche verehrende Einstellung durch die *Moderne Kunst* gestützt, deren Exkurs nicht zuletzt wiederum von „primitiver“ Kunst rezenter Urvölker mit geprägt wurde. (Jaffé, 1974: 12) Sie ist von verschiedenen KünstlerInnen aufgegriffen worden, etwa von Picasso; dessen oft in so besonderer Weise dargestellten Gesichter mit zugleich verschiedenen Ansichten – Frontale wie Profil – allerdings einer anderen Begründung folgen. Es entstand ein neues geistiges „Heiligtum“ in unserem Kunstverständnis, in dem nicht zuletzt sehr *schlichte*, minimalistische Kunstformen verehrt werden („Das können doch Kinder auch“, heisst es bei Ungebildeten dann!).

Aus diesem neuen Kunstverständnis ist die Bewunderung jener Höhlenbilder gut nachvollziehbar – an ihr soll auch nicht gerüttelt werden! Das soll aber am Begriff des: Heiligtums geschehen. Und gerüttelt wird an der übertriebenen Qualitätsbeschwörung einzelner Darstellungen, vor allem an den unterstellten *Bild-Kompositionen*, die manche Wandflächen zeigen sollen. Dabei ist die Wand mit der Tafel der Pferde in der Grotte Chauvet, in der sich auch die ältesten Bilder, die 32.000 Jahre alten Nashörner, befinden, über tausende von Jahren entstanden. Es ist selbstverständlich möglich, dass später auch Kultiges und Rituelles in solchen Höhlen stattfand – so weit es das alles im Verständnis jener Menschen schon gab. Doch die Ausgestaltung bereits im Sinne eines Heiligtums scheint nicht erkennbar und schon gar nicht zu belegen.

Es liegt in der Grotte Chauvet der Schädel eines Höhlenbären auf einem mal aus der Decke herabgefallenen Felsblock. Etwas schräg über den Rand des Steins hinausweisend sieht er eher wie beiläufig hingelegt aus, finde ich. Er lässt sich schwerlich als „Bärenkult“ lesen, wie er früher schon NeanderthalerInnen oft zugeordnet wurde, wovon heute aber Abstand genommen wird. (Auffermann/ Orschiedt, 2002; Wunn, 2005: 73) Clottes, ein Mitarbeiter der Auswertung in der Grotte Chauvet, nennt das jüngst dennoch wieder, der Schädel sei *„eindrucksvoll auf einem großen Stein in der Mitte einer Kammer aufgestellt“*. (in Fagan, 2007: 116) Sollen wir da „Altar“ verstehen? Reine Ideologie. Er weiss auch, dass Schamanen in solchen Höhlen tätig waren und die Bilder im Rausch – analog zu dem von LSD! – erzeugt wurden. (Clottes/ Lewis-Williams, 1997) Schon Lommel (1967) spricht bei der Höhlenmalerei von Schamanismus. Ohne mal plausibel zu machen, woher solche „Berufe“ in jener frühen Zeit einfachster Wildbeuterei gekommen sein sollen. Manchmal wird gar von „Schulen“ gesprochen, in denen diese Kunst vermittelt und (über tausende Jahre) überliefert worden sei...

Die Phasen der Höhlenforschung

Wenn ich nun auf die wichtigsten theoretischen Phasen der Höhlenforschung hinweise, ist das nicht als Bildungsprogramm gedacht. Sie zeigen aber die allgemeine Verunsicherung der ExpertInnen, die bis heute keine überzeugende Interpretation gefunden haben. Sagen sie faktisch selbst: die nachfolgenden WissenschaftlerInnen fangen immer wieder anders von vorn an; und – soweit ich sehe – alle von einem gleichen unreflektierten Vorverständnis, auf

das ich verkürzt mit: „Heiligtum“ verweise. Die Phasen der Bewertung der Höhlenmalerei durch jeweils führende WissenschaftlerInnen lassen sich in der Reihenfolge ihrer Entstehung in Kürze so charakterisieren:

Eine *erste* Sicht nach der generellen Anerkennung verstand die Malerei als unbestimmte kreative Beschäftigung: l'art pour l'art. Sie kann – scheint mir – heute wieder als besonders wahrscheinlich gelten, wenn darunter eine Ausführung im Zusammenhang mit (spracharmer) Kommunikation verstanden wird. An einigen hochliegenden Stellen wurden die Bilder in Lascaux allerdings von Gerüsten aus hergestellt, (Ruspoli, 1998) also mit einem erheblichen Aufwand; aber das war erst ab vor 17.000 Jahren, in einer anderen geistigen Epoche des Jung-Paläolithikums.

In der *zweiten* Phase der Interpretation der Höhlenkunst wurde auf magische Funktionen geschlossen, auf Jagd- und Fruchtbarkeitsmagie, wie sie vielleicht bei den Weinberghöhlen bei Mauern (Heidelberg) zu sehen seien, wo zwei Mammutskelette im Verbund mit Perlen, Röteln und Werkzeugen aus Flint entdeckt wurden; solcher Zusammenhang sei bei Versöhnungszeremonien mit „den“ Tieren auch bei (heutigen) Inuit bekannt. (Probst, 1991)

Eine *dritte* Vorstellung über die Bilder führten zu einer magischen Verbindung von Tieren und Menschengruppen, zum Totemismus, in dem rezente Urvölker ihre Gruppen mit unterschiedlichen Tieren oft identifizierten. Die besondere Herausstellung eines Totemismus durch Lévy-Strauss gehört zu diesen Gedanken. Eine Gens (auf eine Urmutter gegründete Gruppe einer aber wohl erst viel später entstehenden Gentilgemeinschaft) war meist durch ein Totem bezeichnet und geschützt. Eine Verbindung von Totemtier oder -pflanze mit einer Gruppe ist dabei – wie oben angesprochen – im traditionellen Denken als konkrete Verbindung zu sehen, nicht als Symbolik in unserem Sinn.

Viertens wurde nach Zusammenhängen zwischen den Einzelbildern der Höhlen gesucht. Dafür stand lange Zeit der Strukturalismus bei Leroi-Gourhan, (1975) der aber selbst wieder zu weitgehend ins Spekulative geriet, obwohl er mit einer deutlichen *Quellenkritik* gegenüber früheren Ansätzen begann: ob die Bilder einen Sympathiezauber (zur besseren Jagd) darstellten, oder der Initiation dienten, sei völlig unbekannt, auch das Schliessen von Bildern rezenter Urvölker auf die Urgeschichte wies er zurück. Dennoch sah er dann in den Bildmotiven oft ein als (nicht immer

biologisch ausgezeichnetes) männliches und ein weibliches Tier als sexuelle Symbolik miteinander verbunden (die eine andere, nicht so bekannt gewordene Forscherin den gegenteiligen Tieren zuordnete: Anette Laming-Emperaire; *1917 - 1977). Seine statistische Untersuchung mittels elektronisch verarbeiteter Lochkarten erbrachte für ihn solche regelmässigen Gruppierungen vor allem von Bison und Pferd (als weiblich - männlich; anders als Picasso es sah, in: Guernica). Die intensive frühe Beschäftigung der Menschen oder der Männer mit der Geschlechtlichkeit mag diesem Gedanken der Paarbildung eine gewisse Plausibilität verleihen.

Fünftens verbanden andere ForscherInnen Tierbilder zu grösseren Gruppen als zuvor angenommen, um die manchmal lange Reihe von gemalten Tieren in eine geringere Zahl von Motiven zu unterteilen. Ob Datierungen solche Ansichten unterstützen, wird in der nächsten Zeit klarer werden. Das hat Konsequenzen bei der angenommenen Zeitdauer der Bildherstellung in den Höhlen.

Heute gilt, *sechstens*, einer weiteren wissenschaftlichen Strömung die immanente Analyse der Zeugnisse (Bilder) als zwingend; das ist ein bisschen ein völliger Neubeginn der Interpretation, wofür Lorblanchet steht. Moderne Techniken bieten bessere Möglichkeiten der Analysen von Material und Chronologie.

Lorblanchet hat den Zeitfaktor der Entstehung eines Bildes intensiv besprochen und immanent durch *experimentelles* (Nach-) Malen meisterlich untersucht. Dabei hat er für eine Kopie des Schwarzen Frieses der Höhle Pech Merle mit den Umrissen von etwa 25 Tieren (7 x 2 m) eineinhalb Stunden gebraucht; auch farbige experimentelle Malerei führte er durch, wobei er in einigen Tagen zusammen 32 Stunden für die Gepunkteten Pferde dieser Höhle benötigte. Bei ihren Arbeiten hätte die steinzeitliche KünstlerIn von ein oder zwei Hilfskräften unterstützt worden sein müssen, stellte sich heraus; zumindest eine Öllampe musste mit der gerade entstehenden Linie oder Fläche von fremder Hand mitgeführt werden, wenn die KünstlerIn beim Aufspucken der Farbe mit beiden Händen Schablonen bildete. Lorblanchet vertritt gegen den strukturalistischen Ansatz nachdrücklich die notwendige zeichnerische Aufnahme durch die WissenschaftlerInnen vor Ort, um sich in die Kunst einzufühlen („tätige Hand“?). Die KünstlerInnen, die die in Teilen

nachgebildete „Grotte Chauvet“ ausmalten, bestätigen, es seien die *Originale* sehr schnell gezeichnete Tierbilder – von fünf Minuten ist die Rede –, die mit zügigen Linien ausgeführt worden seien; ganz im Gegensatz zur langen Zeit ihrer präzisen *Nachbildungen*, die sie meist besprechen. (www.arte.tv/guide/de/051652-000/steinzeit-und-moderne)

Warum sollte also das Bisonkopf-Mischwesen mit den menschlichen Beinen der Grotte Chauvet nicht eine Frau darstellen, wie die Löwenmenschen der Schwäbischen Alb und am Göbekli Tepe eine (mähenlose) Löwin, eine Jägerin? (Wunn) Doch lebenspraktischer war wohl dieser Kopf eine Jagdmaske, um sich besser an die Tiere anschleichen zu können. (Hoffmann, 1999) Von Indianern kennen wir das. Allerdings gibt es Menschendarstellungen als Vögel, die eher nicht direkt auf Jagdmasken verweisen. (Altamira, 1995) In Lascaux findet sich die Abbildung eines vogelköpfigen Stabes. (Ruspoli, 1998) Und noch am Göbekli Tepe sehen wir tanzende Kraniche mit menschlichen Knien, die auch andere Mischwesen kennzeichnen; sehr spekulativ kommen wir unten noch auf die Interpretation der T-Pfeiler als gesichtslose Wesen mit Armen zu sprechen, wie wir sie aus Comics kennen.

Möglicherweise wurden Bilder in den Höhlen immer wieder mal erneuert, was die Altersbestimmung noch schwerer macht. Es fanden sich in einigen Höhlen auch Schnitzereien („tragbare Kunst“). Möglich scheint, dass die Resonanz der Höhlen eine Rolle für die Bilder spielte, je nach der Tonform, die sich auf den versinterten Wänden durch Trommeln erzielen liess. (Lorblanchet) Angesichts der Flöten von der Schwäbischen Alb ist vorstellbar; solche Musik könne dem zitierten stimmungsgesättigten frühen Weltbild zuzuordnen sein.

Bei einigen der oft abgebildeten Hände, die als Schablonen dienten, geht Lorblanchet, wie schon Leroi-Gourhan, davon aus, es seien *Frauenhände*, weil sie klein sind und Männer ihre Fingerglieder nicht so weit biegen könnten, um die oft „abgeschnitten“ scheinenden Finger darzustellen. Warum denn sollten Frauen nur für Handschablonen tätig geworden sein? Wussten nicht eher sie über Farbpigmente Bescheid, die sie vielleicht fürs Färben nutzten? Dass offenbar 75% Prozent dieser Hände in den steinzeitlichen Höhlen von Frauen stammen, hat nun Snow gezeigt. (Scinexx.de, 16.10.13) Bei rezenten Urvölkern sind Frauen manchmal auch für das Bergen von Erd-Pigmenten zuständig. (Watts, 1999) Vulven, die immer wieder in Höhlen gesehen werden, konnten als Fruchtbarkeitssymbol wohl höchstens Frauen malen, wird

die Panik bedacht, die Vulven und Menstruationsblut bei Männern rezenter Urvölker verursachten. Das gilt analog für die Herstellung der Frauen-Figürchen.

Um den Chor der InterpretInnen dieser kleinen Darstellungen oft sehr fetter Frauen zu ergänzen: WildbeuterInnen konnten im realen Leben kaum so fett sein, da sie beinahe täglich sammelnd durch die Gegend rennen mussten und dabei auch nur begrenzt zum Kindertragen in der Lage waren. Aber in der Erinnerung an die sichere Ernährungsquelle der Kindheit mit einer warmen, umfassenden Körperlichkeit sind solche Vorstellungen nachvollziehbar: die Wichtigkeit der Milch wird prä-symbolisch mit Grösse der Brüste und die Wärme des Körpers durch Fülle anstelle der (oft fehlenden) Arme codiert; auch hier geht es um Leben und Tod, eine Erinnerung an die das Leben spendende Mutter, mit der die Figur identisch war? Aber als ein „gefühlter“ Ausdruck.

Blicken wir noch einmal auf die (originale) Grotte Chauvet. Die grossen Hallen im Fackelschein zu entdecken, müssen erregende Stunden gewesen sein. Vielleicht waren erst Höhlenbären zu erlegen, bevor ein problemloser Zugang möglich wurde. Die Ältesten der Gruppe (und vielleicht schon HeilerInnen) wurden befragt... Grössere „Kompositionen“ entstehen kaum am Anfang, aber nachdem ein Tiergemälde erschaffen ist, sieht eine andere „KünstlerIn“ den Raum daneben nun anders, auch tausende Jahre später, und ihre Arbeit macht beide zu einer gemeinsamen, manchmal allerdings mit der sehr grossen Zeitdifferenz, die Lorblanchet in einer Tabelle der ¹⁴C-Zeitmessungen auflistet.

Auch ohne dieses Wissen, wenn sie in einem Zuge bemalt worden wären, sehen für mich die Bilderwände nach *Skizzenblock* aus. Es lässt sich doch unmöglich die Ansammlung von Tieren mit den berühmten Löwinnen in der Grotte Chauvet als geplante Komposition verstehen. Oder sehen wir auf die Darstellung in der Höhle Altamira mit den vielen Stieren – wo oder was soll denn da eine Komposition sein? (Behn, 1963) In der Grotte Chauvet brannte vielleicht ein grösseres Feuer, dann war nicht viel mehr von der Wand zu sehen, als zusammengedrängt im Tableau der Pferde oder dem der Löwinnen ausgemalt ist. Dort – wie anderswo – gibt es in einigen Flächen Übermalungen, dann allerlei Tiere vermischt, darunter ein ziemlich misslungenes Mammut. Die EntdeckerInnen der Grotte, die nach einem der ihren benannt ist, sehen, wie auch bei den Pferdeköpfen, eine „*perspektivisch dargestellte*

Nashornherde“. (Chauvet u. a., 1995) Die Tiere werden aber nach hinten grösser! Die Nashörner sind mehrfach parallel über oder unter das vorherige gezeichnet; bei den Hörnern ist es andersrum. Keine Perspektive!

Exkurs: Abbildungen von Menschen?

Warum sind nur äusserst selten und dann wenig ausgearbeitet Menschen in den frühen Höhlen dargestellt? Die fehlenden Bildnisse von Menschen – wenn von den frühen Frauenfigurinen abgesehen wird, die ab 36.000 Jahre alt sind – unterstützen die Annahme, Homo sapiens sei am Beginn des Jung-Paläolithikums noch sehr schlichten Geistes gewesen, der sich noch nicht selbst reflektierte. Die bildhafte Fähigkeit war vorhanden. Das zeigen uns auch die frühen Schnitzereien der Schwäbischen Alb, oder später die zum Teil äusserst präzise gearbeiteten Wiedergaben von Tieren an Speerschleudern. Und wir sehen es bei den wenigen Darstellungen von Tiermenschen schon in der Grotte Chauvet und anderen Höhlen, deren Alter wir nicht kennen; Menschen mit Tiermasken könnten dargestellt worden sein, doch werden sie ganz selbstverständlich als tanzende Schamanen behauptet. Eine Zeichnung eines toten, von einem Stier vielleicht getöteten ithyphallischen Mannes (!; erektiertes Penis) findet sich in Lascaux; gegenüber vielen gekonnten Tierdarstellungen ist er eher krakelig ausgeführt (daneben der bereits erwähnte Vogelkopf-Stab).

Fehlen Menschendarstellungen vielleicht, weil sich diese einfachen Menschen noch nicht als abbildbare Wesen verstanden? Weil das Ich oder das Selbst noch fehlte, um Menschen als Wesen zu erkennen? Analog zum erwähnten Spiegeltest? Fehlt den meisten Frauenfigurinen deshalb ein Gesicht? Diese Annahme könnte dadurch unterstützt werden, dass die jüngeren relativ voll durchgebildeten Skulpturen von Menschen oft sehr betonte Augen zeigen; etwa die um 5.000 Jahre alten Beterfiguren Mesopotamiens. (Sumer/..., 1980) Betonte Augen finden sich offenbar bereits vor gut 8.000 Jahren in Figuren der Samarra-Kultur. (Roaf) Schon eine zwei Meter hohe, beinahe realistisch gestaltete Männerfigur, die in Şanlıurfa gefunden wurde und als so alt wie das Monument gilt, hatte wohl eingesetzte betonte Augen. (Abb. Schmidt, 2008) Ähnlich waren bei frühen Schädelbestattungen, wie in Jericho, die Augen manchmal mit Muscheln geschlossen. War das Auge das erste, was Menschen dabei an sich beziehungsweise ihren Gegenübern bewusst feststellten? Der Blick des Anderen als Zeichen für dessen

„Laune“? Tiere reagieren auf Bilder von Augen (von Beutejägern) sensibel. Auch bei Bischof-Köhler ist schon für Tiere von „Augenhaftigkeit“ die Rede, und dass ein junges Kind beim angeschaut werden aversiv reagieren kann. Schon zweijährige Kinder sehen besonders intensiv auf die Augen ihrer Gegenüber, auch bei Masken, wenig auf Nase und Mund. (2011: 104) Wenn ein gefährliches Tier ein Auge auf eine Person wirft, weiss die ebenfalls, es sei besser zu verschwinden; es anzustarren kann seine Aggressivität fördern.

Die erste ziemlich *realistisch* gestaltete menschliche Skulptur, deren Ausführung von den Bildnissen des klassischen Griechenlands diesbezüglich sich nicht nennenswert unterscheidet, ist die Dame (?) von Warka (= Uruk). Ein lebensgrosser Kopf aus weissem Marmor, der fast 6.000 Jahre alt ist. Allerdings fehlen offenbar Teile der Arbeit: die Augen, die Brauen und ein Schmuck auf dem Kopf; auf die beiden letzten verweisen Rillen, in die wohl noch etwas eingesetzt war. Die ägyptischen goldenen Totenmasken, etwa die Tut ench Amuns (vor etwa 3.300 Jahren), zeigen in dieser Weise blaue Einlegestücke für die Augenbrauen, und die Augen sind deutlich ebenso umrandet und wirken hervorgehoben; im Leben war wohl Schminke verwendet worden. In der alt-ägyptische Malerei sind Menschen im Gesichts-Profil meist mit einem von vorn gesehenen Auge dargestellt, das entsprechend gross wirkt und an die Darstellung des Gehörns der Tiere von einem anderen Blickwinkel als der Körper in der Höhlenmalerei erinnert.

Entstand jeweils vor der Herstellung der Höhlenbilder Beratungsbedarf? Brauchten die SchöpferInnen der Werke eine Art Generalerlaubnis, sich in diese mystischen Dinge einzumischen? Den Genie-Status mittelalterlicher KünstlerInnen vorwegnehmend, der ja, wie der viel spätere *Bilderstreit*, dem traditionellen Denken entstammt? Siehe heute: Schleifung von „Götzenbildern“ im Islamismus. Waren sie (nur) Abbilder oder identisch mit dem Abgebildeten? Sties die Bildherstellung überwiegend auf Gleichgültigkeit? Verbote auszusprechen war kaum Stand der sozialen Regeln vor fast 40.000 Jahren. Doch der „Indianer-Maler“ Catlin bekam mächtigen Ärger mit den Frauen, als er einen Häuptling im Halbprofil malte und ihm dabei „das halbe Gesicht nahm“. (1982)

Wir müssen uns auch klarmachen: die vielen *bekannt*en Höhlenbilder sind für den langen Zeitraum ihres Entstehens dennoch nur Randerscheinung. Für die Höhle Lascaux, die als besonders qualifiziert ausgemalt galt, bis die Grotte Chauvet entdeckt wurde, lässt sich statistisch sagen: alle sieben Jahre

ihrer realen Nutzung seit vor 17.000 bp entstand ein Motiv, meist ein einzelnes Tier. Gab es also vielleicht nur sehr wenige Leute, die das konnten? Doch viele durch die Witterung gelöschte Felsmalereien (=draussen) und der Boden vor dem Feuer, um das herum die Menschen sassen, werden das Übungsfeld gewesen sein. Eine „Massenbewegung“? Wie es in Gönnersdorf gefunden wurde, wo sehr viele Ritzungen in Steinplatten den Boden bedeckten; um 15.000 bp. (Bosinski) Manches spricht dafür, diese Darstellungsformen als alltäglich anzusehen, auch in der einfachen Qualität; nur manchmal wurde besondere Mühe aufgewendet, oder begabte Leute waren am Werk. Welche Fähigkeiten mussten nun die „KünstlerInnen“ besessen haben? Reichte die prä-operative Kognition des Typus: Fünfjährige dafür aus?

Kinderzeichnung

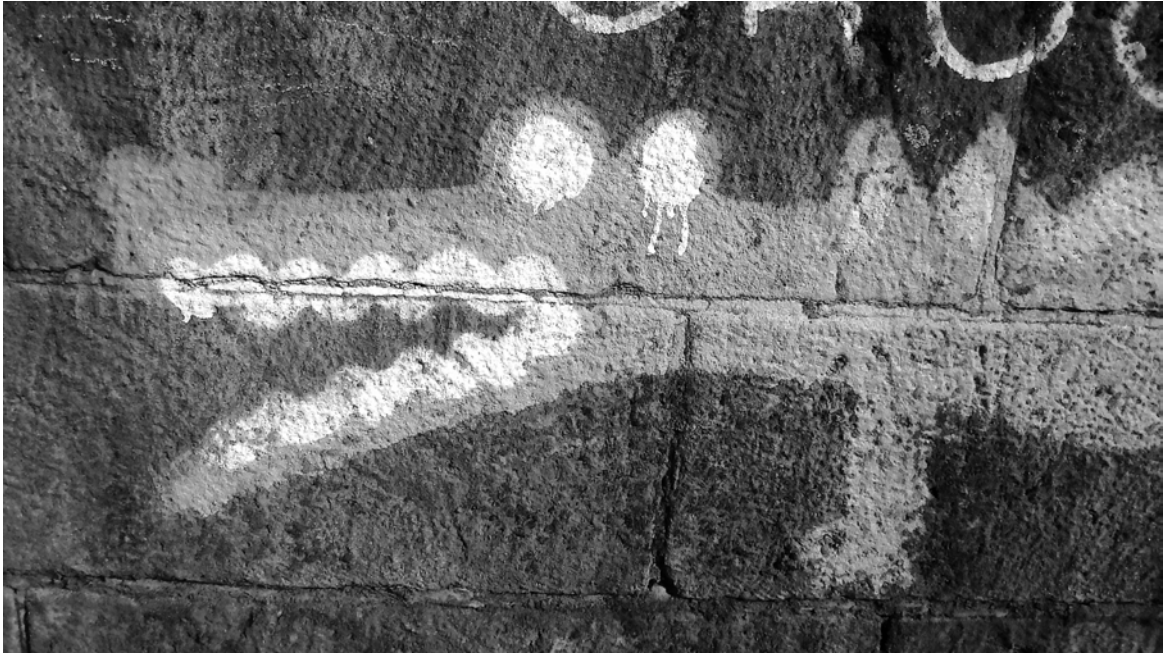
Heutige Kinder von dreieinhalb bis vier Jahren entwickelten ihr Zeichnen und Malen über verschiedene „Kritzelformen“, die jedoch weltweit gleichermaßen als kontinuierliche Weiterbildung erkennbar sind. Dabei haben sie sich zu eher rundlichen Formen vorgearbeitet, etwa wenn sie ein Quadrat zeichnen, das noch dem Kreis ähnlich wird. (Row, 1988; Lange-Küttner, 1989) Das Zeichnen eines Kindes ist bei Vierjährigen heute so systematisch entwickelt, dass sich daraus die Intelligenz zehn Jahre später voraussagen lasse, heisst es. (Scinexx.de, 20.8.14) Die aufeinander aufbauenden Formen sind aus der wachsenden Möglichkeit abzuleiten, die Hand frei zu bewegen: zuerst mit aufgestütztem Ellenbogen zirkelförmig rechts - links, dann vor - zurück, zuletzt beides, was wieder besonders krakelig aussieht; um nur das Wichtigste zu nennen. In den Höhlen kennzeichnen vor allem „schöne“ Bogenführungen die Tierdarstellungen.; da kam wohl der Arm als Zirkel zum Einsatz. Durch intensive Übung konnte bei jenen Menschen zudem der Rahmen des traditionellen Denkens hinsichtlich des Zeichnens und Malens ausgeweitet worden sein; eine in einzelnen Bereichen über die typischen prä-operativen Grundkenntnisse hinausgehende Kompetenz erkannte bereits Piaget. Früher wurde das: angeborene Begabung genannt.

Kinder sind nicht zur Perspektivdarstellung in der Lage, die sie erst in Schulen lernen, malen aber eine Art „Landkarte“ ohne topologische Bezüge auf einer Zeichenfläche verteilt; dies sei auch bei Stammeskulturen auf Neuguinea gefunden worden, sagt Schuster. (1993; siehe Wolfradt, 2011) Wir kennen sie aus der jüngeren Felsmalerei, wenn etwa eine ganze Herde in dieser

Weise ohne eine Raumandeutung dargestellt wird. (Vialou, 1992: 120) Auch Bilder in Gebäuden von Çatal Hüyük (8.000 bp) zeigen dies, wo kleine Jäger riesige Hirsche einkreisen, ohne dass ein Landschaftsbezug dargestellt ist. (Mellaart, 1967) Tatsächlich gibt es in der Höhlenmalerei keine Umgebung, keine Landschaft; manchmal scheinen in Lascaux aber Kanten in den Höhlenwänden als Bodenlinie verstehbar zu sein, sagt Ruspoli. (1988)

Es fehle den Kindern noch – heisst es bei Schuster weiter – die Fähigkeit zum Geschichtenerzählen in oder mit Zeichnungen, weil sie das auch verbal noch nicht in logischer Folge könnten. Vor allem die flächigen Farbgebungen in den Bilderhöhlen führen ja auf den ersten Blick scheinbar über einen einfachen qualitativen Stand der Zeichnung hinaus. Bekämen Kinder nicht Stifte zum Zeichnen und Malen, die Linien fördern, würden sie eher Flächen malen, schreibt Widlöcher. (1993) Eine typische Besonderheit in einem Kinder-Bild – heisst es dann noch – sei die Verschiedenheit der *Blickwinkel*, weil es letztlich aus dem Gedächtnis wiedergegeben werde (auch wenn sie vor dem Motiv sitzen), etwa ein Gesicht von vorn und die Frisur von der Seite. Wieder wie in den Höhlen! Selbst das hier dargestellte Graffiti eines Krokodils entspricht dem: der Körper im Profil, die Augen – als bemerkenswerte Kennzeichen eines gefährlichen Tieres – von vorn, wie auch die Nasenlöcher, die typischerweise mit aus dem Wasser ragen; der Farbumschlag dieses Buches zeigt auch die Vorzeichnung mit noch je zwei gezeigten Beinen vorn und hinten.

Obwohl die Forschungen zu Kinderzeichnungen unter einem ganz anderen Gesichtspunkt entstanden und (wie manches mehr) für die Höhlenbilder genauer analysiert werden müssen, sind diese Bilder als nicht in einem Grenzbereich zu höherer Kognition angesiedelt zu verstehen, wenn die Altersangaben auch schwer vergleichbar sind. Als Fazit ist daher zu ziehen: die Höhlenbilder waren generell mit einer geringen prä-operativen Kognition ausführbar, und deshalb konnte dies bereits von sehr schlichten erwachsenen Älteren WildbeuterInnen getan werden, die ich ergänzend als Sonderform: Fünfjährige benenne. Das bisher Gesagte erlaubt den Anschluss an die Schnitzereien aus den Höhlen vom Beginn des Jung-Paläolithikums. Diese älteren handgrossen steinzeitlichen Skulpturen können ebenfalls auf schlichte Formen zurückgeführt werden, die mittels der qualifizierten feinmotorischen Fähigkeiten jener erwachsenen Menschen herstellbar waren. Sie können auch schlicht während eines Zusammensitzens nebenbei entstehen; dies bestätigt ein Fund mit der Einkerbung eines spatzenähnlichen Vogels von vor 35.000



Kinderzeichnung im Profil, doch Augen, Nase von vorn; Graffiti Berlin, 2016

Jahren in Frankreich (Cantalouette II), sogar die Art sei erahnbar; stimmt, Kranich scheidet aus. (Scinexx.de, 24.3.16) Es könne „Spielzeug“ sein („Backform“?); das sehen andere bereits in einem Kinder-Grab von Neander-talerInnen. (Spiegel.de, 28.4.14)

Exkurs: Neuere Höhlen-Forschung

Ein gutes Argument dafür, bei den ausgemalten Höhlen sei von Heiligtümern auszugehen, fand ich bisher nicht, es gilt als selbstverständlich. Natürlich spricht manches dafür, ein besonderes, ehrfürchtiges Gefühl mit ihnen zu verbinden. Fussspuren zeigen manchmal einen Zugang auch für Kinder an, das seien vielleicht InitiandInnen, heisst es dann; doch warum sollten junge Menschen nicht mit durch die Höhlen spaziert sein? Ich verweise nun auf Lorblanchet, dessen Buch „Höhlenmalerei“ den jüngeren Stand der Forschung darstellt. Denn er beginnt mit einem *Exkurs* persönlicher Eindrücke und nutzt den, um Heiligtum, Malerei nach vorgefasstem Plan, magische Kraft, damals vorhandene verschiedene religiöse Systeme, vermengt mit der australischen Traumzeit, ohne Begründungen einzuführen. Die auf uns gelangten Bilder seien „häufig das Resultat jahrtausendelanger Ausarbeitung und Entwicklung“, sagt er, um den Gedanken einer Komposition zu stützen.

Zugleich sei die Wandkunst keineswegs nur religiös zu verstehen; Profanes in einem Heiligtum?

Selbst auf das im Freien liegende jüngere „Heiligtum“ Fornols in den östlichen Pyrenäen wird von ihm verwiesen, es sei „*mit Sicherheit [!] die ganze Zeit über einem Kult geweiht*“ gewesen, (1997: 20) da es einige hergestellte Näpfcchen gäbe; ich erwähne das, weil solche beim Göbekli Tepe auf den grossen Stelen auch vorkommen. Selbst von drei *weiblichen Gottheiten* ist – in der Höhle Pech Merle, vor 25.000 Jahren – anhand einer spielerisch mit einem oder zwei Fingern in den Deckenlehm eingekratzten Zeichnerie wie selbstverständlich die Rede. Es bleibt auch hier die Frage ungestellt und unbeantwortet, woher das Wissen oder jedenfalls eine intelligente Spekulation über Denken und Glauben jener Menschen stammen soll, sie hätten eine Vorstellung von einem Heiligtum mit Gottheiten gehabt, weiblichen gar.

Eine solche Vorstellung sei heute – sagt auch die Religionswissenschaftlerin Wunn (2005) – generell nicht mehr zu halten, sie hält die Ausübung dieser Kunst als *l'art pur l'art* für möglich. Selbst die Existenz von SchamanInnen (oder – bei mir – HeilerInnen) belege nicht die Existenz einer „Kirche“. Auch das Bildnis eines Mischwesens in der Höhle Chauvet kann einfach eine Verbindung Mensch-Tier ohne tiefergehende explizite religiöse Aufladung zum Ausdruck bringen. Die wird auch bei den beiden kleinen Skulpturen von „Löwenmenschen“ in den schwäbischen Höhlen des Aurignacien angenommen. (Conard, 2006; Probst, 1991) Zeigt dieses Mensch-Tier-Bild das konkret gedachte Totem der Gruppe? Gab es diese Vorstellung schon? Andere sprechen in diesem Sinn über Kraft und Aggression, die die Kleinkunst des süddeutschen Aurignaciens vermittele. (Hahn, 1986) Was sagt uns das?

Die vor allem von Leroi-Gourhan ins Gespräch gebrachte sexuelle Symbolik der Tierdarstellung werde heute nicht mehr anerkannt, sagt Lorblanchet. (15) Das hindert ihn nicht, selbst eine andere Symbolik in der Kombination von Wisent und Mammüt herauszustellen und dies auch für Frau und Mammüt, die zusammen eine geheimnisvolle Verbindung zwischen den Kunstwerken stifteten. Die Symbolik wird so wieder aus der Konkretion ins Geheimnisvolle, Nichtbenannte und undefinierte verschoben, ins nicht Überprüfbar, nur zu Glaubende. Dabei zitiert Lorblanchet – auf die in den Höhlen recht oft zu findenden („abstrakten“) Zeichen bezogen – Vialou mit dem Satz, *die paläolithischen Menschen hätten keinen einzigen Gegenstand in unzweideutiger Weise dargestellt*. (64) An anderer Stelle spricht Vialou von *natur-*

getreuer Darstellung. (1992: 41) Anati berichtet von frühen Forschungen, die die paläolithische Kunst als „sensorische Kunst“ verstanden hätten, es wurde: *genau das produziert, was das Auge gesehen hat* (mit Herbert Kuhn, Louis Pericot). (2002: 238)

Das ist eben das von traditionellen Menschen erwartbare: es gibt keine Abstraktion oder Symbolik mit verschlüsselter Botschaft, alles Denken und also auch Darstellen ist konkret, wie auch die Geistwesen *real* um jene Menschen herumschwirren. Auch die – viel später – erzählten Mythen mit ihren skurrilen Themen, wie der „Heiligen Hochzeit“ Sumers, wurden gerade nicht symbolisch gedeutet; das kommt uns nur spontan in den Sinn, weil wir das Konkrete der Darstellungen nicht nachvollziehen können, weil für uns das damalige konkret gedachte nicht Konkretes, sondern „Spinnerei“ ist.

Manchmal sind Darstellungen in den Höhlen nur beiläufig in die weiche Wand oder Decke geritzt worden, oder sie entstanden schlicht ohne Talent, welches andere dieser Menschen aufwiesen, wozu Übung unerlässlich ist (Makkaroni). Die hin und wieder von Lorblanchet eingestreuten Zweifel – am Religiösen oder an einem Dekor – verlieren gegenüber dessen einleitendem Exkurs ihre Wirkung. Interessant sind dabei dessen Ausführungen zu anderen, besonders den strukturalistischen Theorien, gegen die er Einwände formuliert, da die sich viel kritischer lesen und meinen Zweifeln teilweise nahekommen. Er betont die Erforschung der Chronologie, die statistische Verteilung und die immanente Analyse von Bildgruppen als jene Elemente, die nach gut 100 Jahren Höhlenforschung übrig geblieben seien, alles andere sei mittlerweile überwunden. Doch selbst wenn es mehr Zeitmessungen für die Bildwerke gäbe und die Messgenauigkeit auf wenige Jahrzehnte einzuschränken wäre, bliebe die Möglichkeit völliger Zufälligkeit und insofern die Willkürlichkeit der Behauptung dieser „Kompositionen“ bestehen. Ob Bilder einer Tiergruppe in einem Zug oder mit etlichen Jahren Abstand gemalt wurden, ist nicht mehr feststellbar; die plus-minus Fehlertoleranzen der Messungen betragen manchmal Jahrhunderte. Auch die Entzifferung der Farben mit neuen Methoden kann keine enge Chronologie liefern, weil selbst diese Werte viel zu grosse Messbreiten aufweisen. Ohne eine Untersuchung mit der Berücksichtigung der traditionellen Logik ist diese Kunst kaum weiter zu entschlüsseln. Offenbar sind alle früheren Annahmen über eine Komposition später widerlegt oder jedenfalls kompetent bestritten worden.

Aus der Sicht der hier vorgetragenen Argumente mit Lévy-Bruhl, Piaget, Hallpike oder Dux ist allerdings das Mystische durchaus eine wahrscheinliche Grundlage der Bilder und Skulpturen, auch wenn es weder Vorstellungen von Heiligtümern gab, noch Jagdmagie oder Totemismus. Selbst wenn die aus reinem Spass entstanden, können die Menschen nur aus einer mystischen/ animistischen oder wahrscheinlich zuerst prä-animistischen Denkungsart heraus gearbeitet haben. Das Wissen über die „Kunst“ in den Höhlen ist also immer noch gering, wenn es auch technische Fortschritte zu ihrer Beurteilung gibt.

Jüngere WildbeuterInnen

„Wer war die Rote Königin, deren Knochen in der Altsteinzeit von ihren Hinterbliebenen mit rotem Glitzerpuder bestäubt wurden? Warum war sie auf Gewächse gebettet, die in der Gegend um ihr Grab herum gar nicht wuchsen? In der jüngeren Altsteinzeit gab es keine Könige oder Königinnen – anderes ist bisher jedenfalls nicht bekannt. Die sozialen Hierarchien waren flach, kaum jemand stach aus der Gesellschaft hervor oder spielte eine Sonderrolle. Doch die Dame, die von ihren Hinterbliebenen vor rund 18.700 Jahren in der spanischen Höhle von El Mirón [Ost-Kantabrien] begraben wurde, muss etwas ganz besonderes gewesen sein. Ein Grabstein mit Ritzungen markiert die Stelle, an der sie ruht. Und ihre Knochen bepuderte man über und über mit leuchtend rotem Eisenoxid-Pigment. Der Farbe war sogar gemahlener Hämatit beigemischt, so dass der Leichnam im Fackelschein glitzerte und funkelte“. (Franz, in Spiegel.de, 28.5.15) Diese Meldung ist ein schöner Aufhänger für ein Kapitel, das eine beginnende sesshafte Zeit ab vor gut 20.000 Jahren beschreibt, als Typus. Gab es seinerzeit doch Hierarchien? Wie bereits die 24.000 Jahre alten Kindergräber mit den Perlen in Sunghir es nahelegen?

Zumindest war eine relativ grosse zusammenhängende Gruppe oder ein Stamm in einer Region mit einem gemeinsamen Dialekt nötig, um eine solche „Königin“ zu bestatten. Wahrscheinlich auch dichtere Siedlungen, die wiederum zu neuen sozialen Formen des Verhaltens führen mussten, die unter anderem durch „Grosse Männer“ entwickelt wurden und auf Macht beruhten; dazu später. Nun also eine *Grosse Frau*! Oder die Frau eines Grossen Mannes? Jedenfalls verweist auch dieser Fund auf entwickeltere Kulturen als sie bislang für jene frühen WildbeuterInnen gedacht wurden. Vor 18.700 Jahren. Und wir werden weitere Funde solcher Art aus weiten Teilen Eurasiens noch ansprechen. Nicht nur im Westen und dann in Nahost gab es deutliche Entwicklungen in diese Richtung.

Mit der Analyse des Typus der Jüngeren WildbeuterInnen will ich von jetzt an generell von Menschen sprechen, die das *traditionale*, das *prä-operative Stadium* vollständig erreichten, das wären dann in aller Kürze: *Siebenjährige*; die Eliten des Göbekli Tepe konnten vielleicht schon für einige Bereiche ihres Denkens darüber hinaus gelangt sein, zum konkret-operativen Denken. Behalten wir also den hilfswise eingeführten Typus: *Fünfjährige* künftig als pointierten Hinweis auf den *Prozess* der Kognition in Erinnerung. Jedenfalls ab

vor gut 20.000 Jahren – seit dem in der Archäologie komplexe SammlerInnen und Jäger gesehen werden (Noll, 2002; Bar-Yosef/ Belfer-Cohen, 2010) – ist durch die Sesshaftigkeit in grösseren Siedlungen der neue *Typus* der Jüngeren WildbeuterInnen vorzustellen.

So wie im Kapitel zu den Älteren WildbeuterInnen die Höhlenmalerei als wichtiger Parameter diente, geschieht es in diesem Kapitel mit den Emotionen im Bezug auf grössere Siedlungen. Gegenüber einfachen WildbeuterInnen mit kleinen Basis-Camps und Jagdlagern musste das alltägliche Leben dort neu organisiert werden, von einem Lebensmittelpunkt aus, den sich mehrere Familien/ Sippen teilten. Der Typus der Jüngeren WildbeuterInnen basiert also wesentlich auf den in der Archäologie so genannten komplexen SammlerInnen und Jägern in bereits mehrere hundert Quadratmeter umfassenden Siedlungen, wie es oben hieß. Die neuen Bedingungen gelten nicht nur für die Nahrungsbeschaffung am Siedlungsrand, sondern jetzt musste sich eine Reihe von kognitiven und sozialen Lernprozessen entwickeln, um das Zusammenleben in den komplexeren Verhältnissen möglich zu machen. Und so etwas wie eine weitergehende Höflichkeit durch Beherrschung von Emotionen war zu lernen, wenn sich alltäglich (relativ) Fremde „auf der Strasse“ trafen, die sich nicht mehr als „identisch“ empfanden. Wachsende Institutionalisierung der Verwandtschaften zu grösseren Verbänden konnten ebenfalls Ursache wie Folge sein. Solche Siedlungen entstanden wahrscheinlich dann, wenn zuerst eine Sippe sich an einem guten Ort mit Wasser, Schutz gegen Witterung und Fremde, sowie mit reichlichem Pflanzen- und Tierangebot niedergelassen hatte, und dann weitere zuzogen, die akzeptiert wurden. Weitete sich dieser Prozess aus, konnten die Vorteile des Ortes allerdings schwinden, und vielleicht entschieden Kämpfe, wer bleiben konnte. Oder es gab freiwillige Abwanderungen.

Zur grösseren Siedlungsbildung kam es vielleicht auch, wenn sich gemeinsam eine weite Region gegen Fremde sichern oder gewinnen liess. Ebenso wenn durch neue Methoden, etwa beginnender Arbeitsteilung, in Gruppen mehr Nahrung zu sammeln war, die dann geteilt wurde, oder bestimmten Tieren sich flexibler in Jagdzügen über auch mal Tage hinweg mit einer Jägergruppe folgen liess. Das Sammeln von Pflanzen ist normalerweise tageweise auf die engere Umgebung des Lagers konzentriert, nicht zuletzt wegen der mitzunehmenden Kinder. WildbeuterInnen, die sich zur Errichtung fester Siedlungen entschlossen beziehungsweise deren Lebensweise sich irgendwie

in diese Richtung entwickelt hatte, waren dann nicht mehr frei, bei drohender Übernutzung einfach weiter zu ziehen, nachdem viel Mühe aufgewandt worden war, um feste Gebäude zu errichten, die auch geschützt werden mussten. Von einer grösseren Siedlung her sind die Tagesmärsche zum Sammeln der täglichen Nahrung irgendwann begrenzt (Tortenstücke). Manches spricht dafür, in solchen Prozessen der grösseren Siedelungen – nach langen Jahrtausenden – einen Grund zur *Entwicklung der Landwirtschaft* zu vermuten, unter anderem durch die zwingend werdende Aufteilung des Bodens am Siedlungsrand. Also wäre die grosse Siedlung deren typischer Ausgangspunkt, nicht das kleine Lager/ Camp oder Dorf.

Tatsächlich gibt es Anhaltspunkte dafür, schon sehr lange vor dem Neolithikum hätten sich Spuren in diese Richtung gezeigt. Watkins (2012) geht davon aus, es habe bereits früh das *Ernten* von (wildem) Samen gegeben, also offenbar mehr als nur einfaches Sammeln in Kleingruppen. Ronen (2010) – der aber ebenso von sehr frühen geistigen Fähigkeiten ausgeht (2012) – spricht schon für die Zeit vor 23.000 Jahren, also über 10.000 Jahre vor dem Bau des Göbekli Tepe, von speziell ausgebildeten *Arbeitern*, die *Getreide-Mörser* aus Stein hergestellt hätten, und hält eine sozioökonomische *Elite* damals für möglich. In der Levante wurden in einer ganzen Reihe von Orten fünf bis zehn Kilo schwere Mörser und auffallend kleine (= rituelle) Handäxte aus seltenem *Basalt* gefunden, weshalb ein grösserer Verbrauch von Getreide angenommen wird, vielleicht bei (Verteilungs-) Festen oder Riten, was bereits auf Lagerung verweisen könne. Eine symbolische Macht des Steines und eine mächtige sozioökonomische Gruppierung und dazu auch ausgebildete Arbeiter, die für die Bearbeitung des sehr harten Basaltsteins viel Zeit benötigten, seien denkbar; vielleicht wurden die Mörser importiert, sagt Ronen, da Arbeitsspuren an den Fundort nicht entdeckt wurden.

Entscheidend für die Bildung grosser Siedlungen waren soziale Prozesse. Ich sprach bereits von der erst langsam sich im Jung-Paläolithikum ausbildenden formalen Institutionalisierung steinzeitlichen Lebens, zuerst wohl die der Verwandtschaft, die von einer nur gefühlten Zusammengehörigkeit zur organisierten Form verdichtet wurde. Das mag ein wichtiges Element für die Entwicklung von regionaler Macht gewesen sein; und für das Denken. Dabei entstanden Regeln für das miteinander Umgehen in grösseren Gruppen und mit denen von Nachbarn. Konflikte konnten institutionell bewältigt werden, wenn bereits (alte) Vorleute, die noch nicht Häuptlinge oder dergleichen gewesen

sein müssen, die Kontakte übernehmen konnten; die Kommunikation verdichtet sich. Darin bestanden wiederum die Möglichkeiten eines engeren Zusammenlebens...

Die Sesshaftigkeit wird – wie erwähnt – von einigen Forschern im Jung-Paläolithikum generell angenommen. Zuerst kleine Siedlungen oder Lager/Camps verbunden mit Jagdlagern werden dabei gedacht. (Bosinski, 2009) Nicht Höhlen waren die typische Örtlichkeit, die auch klimatisch nicht angenehm sind, sondern eher Abris, Felsvorsprünge, und dazu Freilager, die aber nur sehr schwer als Fundstätten auffindbar sind. Zu leicht wurden sie schon zeitnah durch Erosion zerstört, oder sie liegen heute unter dicken Erdschichten und werden hin und wieder bei Bauarbeiten entdeckt. Entsprechend sind die Funde zur Sesshaftigkeit für die ersten 20.000 Jahre des Jung-Paläolithikums noch schwach, die anzunehmenden leichten zeltartigen Behausungen überdauern selten (siehe aber Bilzingsleben, ein Lager des Homo erectus, und frühere in Afrika).

Für einen langen Zeitraum kann wohl eine Siedlung der Zeit um vor 15.500 Jahren bp – 4.000 Jahre vor dem Göbekli Tepe – als typisch verstanden werden: Gönnersdorf/ Bonn. (Bosinski, 1981) Dort und in Andernach bei Neuwied/ Oberrhein wurden Orte mit nicht nur Spitzzelten, sondern auch grossen runden zeltartigen Bauten gefunden, die mit senkrechten Pfosten errichtet waren, in der die Generalidee des Bauentwurfs des (weit entfernten) Göbekli Tepe schon enthalten ist; er ist funktional sinnvoll. Es fand sich ein Grillspieß und eine Kochgrube, in die heisse Steine zum Erhitzen der Suppe geworfen wurden; die erhitzten Steine sind heute physikalisch erkennbar. Und viele kleine Bildtafeln mit Einritzungen in Schiefer wurden gefunden, oft weibliche Hüften darstellend; waren sie „nebenbei“ hergestellt? Die frühere Grösse der Siedlung ist nicht bekannt, da die Fundstelle sich in einem Baugebiet zwischen Häusern befindet. Die Region bestand damals vor allem aus eiszeitlichen Grassteppen. Allerdings war diese so pflanzen- und wildreich, dass nur relativ kurze Zeiten der täglichen Jagd und zum Sammeln benötigt wurde. (Bosinski, 1981) Essbare Pflanzen waren Eicheln, Wacholderbeeren, Haselnuss, Gräser, Süßgräser (Mannagras), Blüten von Kamille und Scharfgarbe, Blätter vom Löwenzahn, Wurzel und Blätter der Wegwarte (Zichorie), Melden-Arten, Wurzeln von Nelkengewächsen, ganzer Beifuss und ganzer Topfnambur. Für die halbwegs ausgeglichene Ernährung ist solche Kost nötig. Inuit essen deshalb den Mageninhalt gejagter Rentiere. Über den

konkreten pflanzlichen Konsum gibt es keine erhaltenen Spuren. Die Steine für das Werkzeug wurden von den Leuten aus über 100 Kilometer Entfernung beidseitig des Rheins geholt.

Die Jagd, besonders die auf Pferde und zu anderen Zeiten auch sehr viel auf Ren, war in solcher Umwelt wichtige Ernährungsform. Ob sie die primäre war, wird immer öfter hinterfragt, von Forscherinnen vor allem, die die Frauenarbeit männerorientierten Darstellungen gegenüber stellen. Der Zusammenhang mit wandernden Herden war im hohen Norden wohl von grösserer Bedeutung als 4.000 Jahre später in der Region am Göbekli Tepe in einer deutlich wärmeren, aber auch an *Regen* reicheren Umwelt; ein Grund mehr, *festere Gebäude* zu errichten. So lässt sich das Leben nördlich Afrikas – oft in zeltartigen Unterkünften am schützenden Hang (Sessellage, Bosinski) – offenbar nicht als durchweg extrem unangenehm für jene Leute verstehen, da sie nichts anderes kannten. Frühe Steinbauten sind dann eher typisch für den Nahen Osten.

Übermässig gesund scheinen Menschen der Eiszeit – nebenbei bemerkt – nicht gewesen zu sein, von Verletzungen abgesehen. Zahnschmerzen als Volkskrankheit? Schon für NeandertalerInnen sind sie bezeugt. (Auffermann/Orschiedt, 2002) Allerdings weniger als Karies, wie es bei Getreide essenden Menschen dann häufig wird, deren Zähne auch unter dem Staub der Mahlsteine/ Reibschalen litten. Ebenso führte das Kauen von Leder, um es geschmeidig zu machen, zu schwerem Zahnabrieb. (Meller, 2005) Was bedeutet es nun, wenn in grösseren Siedlungen *Höflichkeit* ausgebildet, die Emotion also weitergehender als zuvor beherrscht werden musste?

Ein neues Fühlen

Wenn sich in den ersten Jahrtausenden des Jung-Paläolithikums die Kognition deutlich erweitert hat, dann gilt das ebenso für die Emotion. Der Weg von den Älteren WildbeuterInnen oder „Fünfjährigen“ zum geistig voll entwickelten *traditionalen* Menschen bot auch die Möglichkeiten, mit dem Fühlen bereits tendenziell individuell reflektierter umzugehen als zuvor. In diesem Abschnitt geht es besonders darum, das bei traditionellen Menschen auffallende *aggressive Handeln* als eine spezielle Emotion genauer als oben hinsichtlich ihres möglichen Entstehens in der Ontogenese zu reflektieren, um es – als ein wichtiges Kennzeichen jener Leben – in die Steinzeit zurückdenken zu können. Es drängt eine ganz neue Menschlichkeit ins Bewusstsein.

Aggression ist allein über erlernte, insofern rational scheinende Verteidigungsfähigkeit kaum erklärbar, die sich dann ebenso im „Angriff“ auf Nachbarn zeigt. Diese Eigenschaft hat für das traditionale Bewusstsein eine so grosse Bedeutung, dass da wohl „mehr“ dahinterstecken muss; ohne schlicht von „genetischer Anlage“ auszugehen, mit der zudem nur wenig erklärt werden kann! Wie konnte es historisch zu einer so deutlichen *Aggressions-Fähigkeit* bei Homo sapiens kommen? Und wie kam es in jener Zeit zu deren Beherrschung?

Vier Bereiche werden dazu angesprochen: 1. die Emotionen, 2. die quasi-paranoide psychologische Grundhaltung und als herausragendes Beispiel 3. die primär *männlich* konnotierte Ehre, die noch vor wenigen Jahren – und manchmal noch heute – von besonderer Bedeutung ist, und deren Verletzung gerächt werden muss. Ihre Kränkung wird immer wieder als Ursache für Gewalt bei rezenten Urvölkern genannt und lässt sich als Problematik besonders anschaulich nachvollziehen; sie steht in meiner Studie wiederum stellvertretend auch für andere Emotionen, wie Wut oder Angst, die wohl alle eng verbunden sind, wie wir noch sehen. Dann spreche ich 4. über Kriegslust.

Emotionen

Gefühle werden oft als der Kognition unterworfen verstanden, nicht zuletzt, um sie der Biologie, „den Genen“ zu entziehen; darauf wird unter dem Abschnitt der Grund-Emotion zurückzukommen sein und bei der Besprechung der *Person* in Mesopotamien. Diese Tendenzen einer rationalen *Bändigung der Emotionen* findet sich dort bereits vor um 5.000 Jahren *reflektiert*. In allen Epochen mit zivilisatorischen Höhen ist offenbar eine solche Entwicklung zu finden, die im Kern bereits für jene Zeit erwartbar ist, als vor gut 20.000 Jahren die Sesshaftigkeit in der wachsenden und relativ engen Siedlung neue Verhaltensweisen erfordert und den Typus der Jüngerer WildbeuterInnen hervorbringt. Es geht um Höflichkeit als oberflächlichem Umgang zur Vermeidung spontaner Aggression, nicht um „Herzlichkeit“, und dient der sozialen Selbstkontrolle in differenzierter werdenden Gemeinschaften, insbesondere wenn verschiedene Gruppierungen/ Sippen zusammenkommen. Zu fragen ist, wie Kognition und Emotion miteinander und wie beide mit dem *Körper* der Individuen verbunden sind. (Eitler/ Scheer, 2009) Emotionen steigen ja situationsbedingt unkontrolliert von innen auf, durch Herzklopfen etwa, oder durch einen „roten Kopf“. Und das geschieht letztlich auf

Basis materialer Prozesse, wenn Botenstoffe über das Gehirn unbewusst ausgeschüttet werden. Ab wann wurde in welcher Weise die Fähigkeit erworben, Emotionen nicht urtümlich „ausbrechen“ zu lassen, sondern sie kulturell zu codieren. (Frevert, 2000) Bei rezenten Urvölkern kennen wir beispielsweise ganz ausgeformte Trauerriten im Todesfall, deren Emotionalität bestimmten Normen folgt, ohne dass wohl von „rational“ gesteuert zu sprechen ist; eher ist an die berühmten Spiegelneuronen zu denken, die bei handelnden Menschen gemessen, aber eben auch bei ihnen Zusehenden gespiegelt werden; wie wären fremde Handlungen sonst erkennbar?

Da sich offensichtlich Eltern in den letzten Jahren gegenüber Säuglingen und Kindern schon deutlich anders als noch vor wenigen Jahrzehnten verhalten (können), kommen wir zu anderen Prozessen des entstehenden *Vertrauens* und der Entwicklung der *Bindung* des Kindes in der Individuation oder der Findung des *Selbst*, auf die ich nun noch einmal aus anderer Sicht als zuvor zu sprechen komme. Nicht zuletzt ist heute die allgemeine Bildung sehr gewachsen und dazu die Literatur. Wir haben jedoch – erinnere ich wieder – bei den kommenden Überlegungen an die ganz frühe Zeit zu denken, als die Sozialität noch im ersten Werden war.

Wie entwickeln sich die Prozesse von Kognition *und* Emotionalität? *Vertrauen* ist einer der Schlüsselbegriffe im Zusammenhang mit Emotionen. Ur-Vertrauen, wenn es in der frühen Kindheit entstand, wird zur Basis des Selbst-Vertrauens und zum wichtigen Bestandteil auch des sozialen Handelns. In diesem Zusammenhang ist zugleich *Misstrauen* von grosser Bedeutung, das in den hier besprochenen Gemeinschaften wahrscheinlich von erheblicher Bedeutung war, wieder ohne wohl reflektiert oder formuliert werden zu können. Die Ausbildung von (Ur- oder Grund-) Vertrauen wird als eine *Basis-Erfahrung* in der frühen Ontogenese angenommen. „*Vertrauen*“ – schreibt Scherke in ihrer *Soziologie der Emotionen* (Barbalet folgend) – „*ist nicht nur ein Hoffen auf eine günstige zukünftige Entwicklung, sondern gewissermassen eine aus bisherigen Erfahrungen abgeleitete (Selbst-)Sicherheit, die die Basis für künftiges Handeln bildet. Ausgehend von in der Vergangenheit gemachten Erfahrungen und dem daher in der Gegenwart herrschenden Gefühlszustand wird also eine Projektion in die Zukunft vorgenommen, und zwar derart, dass eine prinzipielle Weiterführung des bisherigen Verhaltens angenommen und als möglich erachtet wird*“. (2009: 74) Es ist zu berücksichtigen, dass und in welcher Weise Emotionen durch das Soziale geprägt

werden, und wie das Soziale durch Emotionen. Hinzu kommt generell: wer sich weitgehend von Geistwesen fremdbestimmt versteht, verstehen muss, der kann schwerlich ein ausgeprägtes *Selbst*-Bewusstsein ausbilden.

In den frühen Phasen der kognitiven Entwicklung des Homo sapiens muss es einen Lernprozess gegeben haben, um Vertrauen, Ehre und andere Emotionen überhaupt erst einmal als solche erwerben und erkennen zu können, die wir bei Tieren, auch Schimpansen, nicht in gleicher Weise wie bei Menschen unterstellen können; auch die Angst kann bei Tieren anderen, nur instinktiven Abläufen oder genetischen „Programmen“ folgen, während Menschen Möglichkeiten entwickeln, mit solchen Emotionen umzugehen. Initiationen bei rezenten Urvölkern haben zum Teil solche Funktion der (meist männlichen) Angstüberwindung (nicht nur vor den Frauen). Generell können wir unsere Emotionen eben bändigen oder unterdrücken. Genauer: wir können es lernen, onto- und damit phylogenetisch.

Der vielleicht wichtigste Faktor dieser (extrem kurz dargestellten) Prozesse sei, nun *psychologisch* verstanden: *Vertrautheit*, sagt Bischof-Köhler. „Bei kleinen Kindern kann eine unvertraute Person eine Reaktion von ‚Fremdenfurcht‘ [!] hervorrufen [...] Für Erwachsene ist Vertrautheit in einem viel umfassenderen Sinn ein Zeichen dafür, ob eine Person würdig ist, Hilfe zu empfangen“. Und: „Die wunderbare Fähigkeit, Mitleid zu empfinden, hat ihren Preis. Empathie kann auch die Grundlage für **sozial negative** Emotionen sein“. Schadenfreude, Sensationslust, Missgunst, Neid könnten eine Rolle spielen. Vertrautheit trete auch mit *Aggression* verbunden auf, bis hin zu *Sadismus*; (2006: 19f) ich denke dazu bei Kindern an: Tierquälerei, bei Erwachsenen etwa an die bekannten Phänomene der Kopfjagd (die wir im Moment im Nahen Osten wiederfinden). Sogar von der Kopfjagd einfach nur zum Stressabbau ist bei rezenten Urvölkern die Rede. (Plamper, 2012; Ramstedt, 2013) „Haben wir“ – schreibt Bischof-Köhler im Anschluss an das oben Gesagte – „zuvor den positiven Einfluß von Vertrautheit auf Empathie und Mitgefühl hervorgehoben, so müssen wir nun hinzufügen, daß der Mangel an Vertrautheit einen positiv-empathischen Impuls in einen negativen verwandeln kann. Fremde aus anderen Kulturen werden oft als moralisch minderwertig oder sogar als nicht menschlich betrachtet“. (2006: 20) Das finden wir in den Berichten über rezente Urvölker immer wieder! Und es gehe bei diesen Erscheinungen primär um – oben bereits angesprochene – *Reifungsvorgänge* der Kinder und erst einmal nicht um (von aussen wirkende) Sozialisation,

deren Zusammenhang aber diesbezüglich noch wenig untersucht sei. Selbst die *generell* phasenweise entstehende Aggression hat dabei positive wie negative Aspekte, die einer entsprechenden Formung unterliegen und mit Vertrautheit verbunden sind, sie können in der kindlichen Entwicklung für das spätere Leben verstärkt oder verringert werden.

Auch die *Bindung* zur Bezugsperson spielt eine wesentliche Rolle für die Entwicklung des *Selbst*. Bischof-Köhler – die aber schon von Alleinerziehenden nicht viel hält – gibt ein Beispiel zum Problem mit der Bindung als Grundlage für das *Selbst*, das in einfachen Gemeinschaften bei rezenten Urvölkern mit der erwähnten desinteressierten Haltung zu den Kindergruppen verbindbar scheint: in einer Situation, in der Kinder Tag und Nacht in Kinderhäusern erzogen wurden, von der Mutter nur zweimal täglich besucht, würde diese deshalb relativ oft nicht als zuverlässige Sicherheitsquelle wahrgenommen. Dann werden Kinder relativ ängstlich, weil keine gesicherte Bindung vorliegt. Doch Kindergärten oder Säuglingsgruppen scheinen heute, in anderer Situation, eher bekömmlich als schädigend zu sein, es sind eben mehrere Prozesse, die zusammenspielen, um ein „friedlicher“ Mensch zu werden, damals wie heute (was auch ohne betonte *Mutter*-Bindung klappen kann).

Ausdrückliche *Sozialisation* kann in diesen Reifungsprozessen – schreibt Bischof-Köhler später (2011) – eine gewisse Rolle spielen: wenn beispielsweise die Mutter erkennbar empathisch ist, werden es auch die Kinder oft. Ebenso gebe es *kulturelle Differenzen*, heisst es in für uns wieder besonders wichtigem Zusammenhang: im heutigen Vergleich zwischen einmal Deutschland und Israel gegenüber Malaysia und Indonesien, und ähnlich zwischen Berlin und Indien, zeige sich: *pro-soziale* Ausprägungen entwickeln sich stärker in *Individuum-orientierten* Gesellschaften als in solchen *sozial-orientierten*, bei denen Respekt vor hierarchischen Strukturen von grösserer Bedeutung ist; der kulturelle Aspekt wirkt also deutlich. Oder – ergänze ich für mein Thema –, in denen eine individuelle Sozialität überhaupt noch wenig ausgebildet wird, wie in prä-operativen Gemeinschaften. Generell bekommt das Hierarchische für Säuglinge eine besondere unbewusste Form bereits durch die (gottähnliche) Autorität der Bezugsperson. Zusätzlich spielen – heisst es bei Bischof-Köhler weiter – die *jeweils* bereits im Hin und Her entwickelten *Persönlichkeitsfaktoren* eine Rolle: Aggressivität, Autoritätsabhängigkeit und Angewiesenheit auf Anerkennung und übermässige Konkurrenzmotiviertheit. (2011: 295)

Das sind viele Parameter für die psychischen Prozesse, und ergänzend zu diesen Ausführungen ist die mögliche frühe *Anleitung* zur Aggression, wie beim Krieg, mit zu bedenken, wobei die untersuchten beziehungsweise beschriebenen rezenten Urvölker längst durch starke Nachbarn und Kolonisatoren „ruhiger“ geworden sein können, und wir für das Jung-Paläolithikum noch „wildere“ oder unbeherrschtere Verhaltensweisen annehmen müssen, als es solche Berichte zeigen.

Zu berücksichtigen sind für die rezenten Urvölker und hochwahrscheinlich erst recht für die Steinzeit also 1. die erwähnte gleichgültigere Haltung gegenüber Kindern (in den Kindergruppen), 2. die in der frühen Ontogenese als „naturwüchsig“ erlebte Autorität der Bezugspersonen, die noch nicht reflektierbar ist, 3. die generell geringere emotionale Bindung, die auch – von Seiten der Erwachsenen – wegen einer sehr hohen Säuglingssterblichkeit anzunehmen ist und durch die relativ leichte Entscheidung zur Tötung von auffälligen oder nur unerwünschten Kindern ausgedrückt wird, und 4. die fehlende Ausbildung einer konkret- oder gar formal-operativen Kognition, weshalb damals noch keine „pädagogische“ Vorstellung mit Kleinkindern verbunden werden konnte. Mit diesen Grundlagen kommen wir immer deutlicher zu Persönlichkeitsstrukturen jener frühen traditionellen Menschen, die die bekannten Erscheinungen von Aggression und Gefühllosigkeit – auch vermittelt durch entsprechende Formung des Präfrontalen Kortex – nachvollziehbar machen. Es führt das distanzierte Erziehungsverhalten rezenter Urvölker gerade nicht zu prosozialer, speziell also: friedlicher Entwicklung, die bei wichtigen Aspekten im Prozess der Ontogenese bei prä-operativen Menschen noch nicht in unserer Weise ausgebildet werden kann! Wie auch nicht bestimmte Merkmale von Individualität, die heute in einer ganz anderen Form körperlicher und geistiger Pubertät entwickelt werden.

Quasi-Paranoid?

Eine *Psychologie* der Steinzeit – insbesondere in der frühen Zeit des Jung-Paläolithikums bei unterstellten noch kleinen Gruppen – würde also wohl ergeben: jene Menschen können nicht anders als misstrauisch gewesen sein und leicht erregt. Zumal wenn sie oder ihre Sippe sich von anderen Menschen bedrängt und beleidigt (oder gar angegriffen) wähnten. Nicht nur neuerungs-, sondern auch fremdenfeindlich waren sie! Weil die Anderen eben anders waren, *nicht-identisch* mit den eigenen Ahnen. Oft werden rezente *Wildbeu-*

terInnen als generell friedfertig angesehen. (Müller, 1989) Doch jene frühen Zeiten waren kaum solche friedlichen, in denen Menschen in ihrer Freizeit vor den Höhlen oder Behausungen allein Kultur und Kunst, dem Gesang und Flötenspiel frönten, wie der Filmemacher Ruspoli es für die Höhle Lascaux annimmt, (1998) oder Meller für Mittel-Europa. (2005) Wir kommen unter dem Kapitel zur Kriegslust darauf zurück.

Warum sollten Menschen einer ausdifferenzierteren Entwicklungsform, den einfachen rezenten Gartenbauvölkern, bei denen wir von ausgeprägter Gewalt hören, aggressiver sein als einfache SammlerInnen und Jäger in Umwelten, die nicht durch stärkere Nachbarn oder gar den Kolonialmächten geistig wie militärisch kontrolliert waren, die die traditional üblichen gegenseitigen Tötungen unterbanden? Bei Lévy-Bruhl (wie anderen AutorInnen) hören wir, es seien vor allem *Ehrverletzung* und *Geistglauben* die Ursachen für Gewalt. (1959: 304) Es kam – stelle ich mir allerdings vor – auch schon bei Älteren WildbeuterInnen zu Auseinandersetzungen um Ressourcen der Umwelt, also um den Boden, um die „eigene“ Region insgesamt, wenn ein guter „Platz“ gefunden und gegen andere verteidigt wurde (ohne den Begriff des Privateigentums schon zu kennen). Erst viel später entstanden durch die wachsende Grösse der Stämme „Armeen“. Die grosse Zahl der Männer, die die ersten Monumente am Göbekli Tepe und in Jericho bauten – Roaf spricht für Jericho von einem *Heer* von Arbeitern – bestand aus Jägern. Und Jäger waren zugleich: *Krieger*! Wir werden noch über rezente Gartenbauvölker sprechen, die wahrscheinlich als „Kopfjäger“ mit grossen Kanu-Flotten fremde Inseln überfallen haben, wenn wir unten über mutmassliche „Friedens-Strategien“ reden, die solche Kriege abgelöst haben, vielleicht auf Druck der Kolonialbehörden erst.

Die psychische Struktur der Menschen des Jung-Paläolithikums war also wohl im *heutigen* Verständnis: *quasi-paranoid*, geprägt von ständiger Wachsamkeit, Misstrauen und ähnlichen Empfindungen. Gerade auch gegenüber fremden Stämmen an den Grenzen der in Anspruch genommenen Region! Eine Art „Verfolgungswahn“ musste zur alltäglichen psychischen Grundstimmung jener WildbeuterInnen werden; wieweit ein solches Gefühl bereits reflektiert werden konnte ist wieder offen. Das machte sie vielleicht gerade überlebensfähig in einer Umwelt, in der nicht nur andere Stämme gefährlich sein konnten, sondern hinter jedem Busch, hinter jedem Kraut Gefahr steckte. Kleine Tiere, Schlangen oder Insekten, selbst giftige Pflanzen konnten Unheil

bringen. Grosse Tiere, Löwen, Bären, angriffsfreudige Nashörner und Rindviecher beherrschten das Land wie die Wasserstellen, noch eine Gazellenherde konnte Menschen überrennen. In jeder Verletzung schien der Tod auf, wie in jeder Geburt. Und jede nachbarschaftliche Gruppe konnte spontan zum Todfeind werden, selbst jedes Mitglied der eigenen Gruppe, wenn plötzlich ein Zauber es sich unterwarf oder eine Ehre sonst irgendwie verletzt wurde.

Nicht bei knappen Ressourcen, sondern gerade bei viel *freier Zeit* und materiellem *Überfluss* sehen wir heftige Überfälle bei rezenten Urvölkern. In diesem Kampf ums Dasein – hier stimmt der Begriff – war die Sippe der einzige Halt, vor allem war die *Gewohnheit*, in sie hineingeboren zu sein, auch Basis der Formen allen Fühlens; so wie Kinder ihre Familien bevorzugen, selbst wenn sie dort misshandelt werden. Und doch mussten die *einzelnen* Menschen sich alltäglich behaupten. Ehre und Ehrverletzung werden zu bedeutenden emotionalen Werten. Das: respektiere meine Ehre und sei höflich, war eine bedeutende Funktion für das engere Zusammenleben. Doch ab wann mag ausdrückbar gewesen sein: meine Ehre wurde verletzt, oder: ich nehme Dir Deine Ehre? Dazu gleich.

Bereits Unger-Dreilink sieht in den Berichten zur Psychologie der Urvölker: „*Das Bewußtsein des primitiven Menschen, daß sein Leben bedroht ist, also ‚Schuld‘ auf ihm lastet, ist ungeheuer. Das ‚Böse‘ ist für ihn kein abstrakter oder sittlicher Begriff, sondern substantiell empfundene Gefährdung seiner gesamten Existenz. Der Glaube an das Böse, an böse Geister und Dämonen, ist die schrecklichste Krankheit der Menschen. Angst ist wirklich eine Weltkrankheit*“. Und die konkrete Krankheit des Körpers zeige das Wirken der bösen Geister schlechthin. Das gelte nicht nur für die Urvölker, sondern auch für die Hochkulturvölker, etwa Chinas oder Sumers. (1966: 52f; zur Angst: Koch, 2013).

Ehre, Befriedung

Die *Ehre* – hier als Komplex einer Reihe ähnlicher Empfindungen verstanden – ist ein wichtiges traditionales Fühlen, das schon zusammen mit der Scham für Mesopotamien belegt ist, besonders für Männer. (Steinert, 2012) Sie ist schwer zu bestimmen und nicht nur verletzbar, sondern kann auch aufgehäuft werden, durch Tapferkeit etwa. Ehre gewinnt, wer die Macht des Unterlegenen seinem Ich und dem Ruhm der eigenen Sippe hinzufügen kann, indem vielleicht menschliche Trophäen erbeutet werden, seien es Hände,

Köpfe, Skalps, seien es bloss dem Fremden wichtige Gegenstände, wie später dessen Rüstung als Zeichen seiner Lebenskraft, oder es geht um dessen Demütigung. Die Ilias als Kriegsberichterstattung (von vor knapp 3.000 Jahren) ist noch eine vielfältige Quelle dafür. Aber war das schon zur Zeit der Ausgestaltung der Höhle Chauvet so, oder am Monte Castillo, in den ersten Jahrtausenden des Jung-Paläolithikums?

Gab es also bereits so etwas wie Ehre und deren Verletzung im Bewusstsein jener Menschen? Generell gilt für rezente Urvölker wohl: gegenüber den Leiden von Nachbarn besteht Gleichgültigkeit, gegen Fremde gibt es (im besten Sinn des Wortes) keine Rücksicht. Aber die eigene Ehre ist substantiell! Aufkommende aggressive Reaktionen in den Gruppen werden dann beim Typus Jüngerer WildbeuterInnen vielleicht schon *bewusst* befriedet, wenn sie zu heftig werden; selbst bei Schimpansen gibt es deeskalierendes Eingreifen. (Henke/ Rothe, 1999) Einem Tötungsakt, aus welchem Grund auch immer, folgt die Blutrache, endlos: wie Du mir, so ich Dir, ist die zentrale Logik. Die Verpflichtung einer Sippe (!) zum „Schadensausgleich“ fand sich weit verbreitet. Das nächste Opfer muss nicht unbedingt der erste Töter sein, ein höherstehendes Mitglied der feindlichen Sippe ist eher besser, ein Bruder, oder ein wenigstens erreichbarer Verwandter tut's auch. (Lévy-Bruhl, 1959: 304; Godelier, 1987; Malinowski, 1979^b) Ein Recht gibt es nicht, ausser dem sogenannten Recht des Stärkeren. Nimmt der Stärkere sich eine Frau des Schwächeren, muss der zusehen und leiden, wie Dux von den Inuit berichtet. (1997) Vielleicht weniger wegen des Verlustes der Gefährtin als wegen der verletzten Mannes-Ehre. Auch aus solchen Problemen heraus entsteht die Institutionalisierung von Friedensregeln, wenn diese Auseinandersetzungen die Gruppe gefährden. Es beginnt die soziale Verarbeitung von Emotionen.

Bei der Behandlung des Gefühls der Ehre scheint es in der Literatur – etwa bei Lévy-Bruhl – selbstverständlich zu sein, dass diese Ehrverletzung, die Beleidigung, oft stattfindet. Doch was genau ist oder bedeutet sie, warum empfindet ein Mensch sie? Warum erleben gerade (und noch heute) einfache Menschen so intensiv die Ehrverletzung in einer eher äusserlichen Form? Um Mord und Totschlag einzusetzen, die (Familien-) Ehre wieder herzustellen. Meier definiert: „*Ehre haben*‘ heisst, sich selbst als zugehörig zu betrachten, als Zugehöriger geachtet zu werden und geachtet werden zu dürfen – eine Berechtigung, die man sich durch entsprechendes, den Normen der Gruppe angemessenes Verhalten erwirbt und aufrecht erhält, die aber auch von den

anderen anerkannt werden muss, was eben durch Geachtetwerden erfolgt“. Es genügen Handlungen, aus denen der Beleidigte folgern könne, dass der Beleidiger ihn in den für die Selbsteinschätzung relevanten Aspekten geringer bewerte als er beanspruche. Das war nicht gleichgültig zu nehmen, denn im – vorerst individuellen – Akt der Missachtung lag der Ausstoss aus der Gruppe rudimentär geistig bereits vor, bis „alle“ so dachten, wenn die Ehre nicht wieder hergestellt werden konnte... (2007: 28f)

Es geht, sagt Lévy-Bruhl, in erster Linie um *mystische* Abrechnung: Leiche um Leiche. Denn es stehen „*die Personen einer Familie in einem geradezu organischen Zusammenhang, so daß der einzelne gleichzeitig die Gesamtheit und die Gesamtheit gleichzeitig das Einzelwesen vorstellt*“. Es geht also um *Identität*: was dem einen der Familie passiert, sei zugleich allen anderen widerfahren. (1956: 98) Es geht aber auch ein wenig in Richtung Individualisierung; die Kränkung wird auch als gegen sich selbst gerichtet erlebt. Primär muss der Entehrte *seine* Ehre wieder herstellen, dabei die seiner Sippe, die auch selbst darauf achten muss. Wir sehen erneut auf eine ontogenetische Entwicklung durch Erfahrung, die universell entsteht und nicht tradiert werden muss; wie die Malerei keinen gemeinsamen Ursprung in Afrika haben muss, wenn sie auch in Ostasien auftritt.

Grund-Emotionen?

Gibt es so etwas wie eine Reihe von *Grund-Emotionen* wie: Freude, Furcht, Wut, Traurigkeit, Scham? (Mitmansgruber, 2003) Oder sind auch sie weitgehend auf der *Kognition* gegründet? Es scheint möglich, dass der Körper in bestimmten Momenten immer gleich (aufgeregt) reagiert und die Betroffenen selbst darauf aufbauend erst unbewusst oder sogar bewusst zu „bestimmen“ lernen, welche Grund-Emotion jeweils vorliegt. Dieser Grund-Vorgang der auftauchenden Emotion wäre dann zu den Reflexen zu zählen, da alle diese Prozesse sich – so oder so – bio-chemisch im Gehirn/ Körper manifestieren müssen. Ein roter Kopf und/ oder Herzklopfen kommt ja von innen und muss bearbeitet werden; aber denken wir uns die Menschen nicht zu einfach, mit Hinweisen auf angeborene Instinkte können wir leicht zu kurz greifen und nichts erklären.

Röttger-Rössler hat unter anderem die Körperbildung der Emotion ausführlich erläutert; sie differenziert Emotion und spricht von 1. *Sensibilität* als auf Psyche und Biographie in der kulturellen Modellierung beruhend, und 2. von

Empfindung als sozialer Interaktion und physiologischer Erregung: *Gefühl* könne je nach Kontext andere Zustände annehmen. Emotion sei auch kein statisches Phänomen, sondern ein relationaler Prozess. (2004) Und bearbeitet wird er – schon wieder – wesentlich im Präfrontalen Kortex (während Gefühle selbst im limbischen System konstituiert werden).

Impulsive Emotionen sind heute von vielen Menschen bewusst eingrenzbar. Doch wie weit war das steinzeitlichen modernen Menschen bereits möglich? Fielen sie im Konflikt zuerst weitgehend spontan übereinander her, bevor das bewusste Steuern solcher Emotionen erlernt wurde? Offenbar gab es diese gewalttätige emotionale urtümliche Äusserung, die abreagiert werden musste, wenn eine solche Emotion entstand, also als – generell – steuerbare Reaktion auf eine Situation, nicht als Trieb. Warum haben heute, in nach-modernen Gesellschaften, (Beck u. a.) Menschen typischerweise eine andere Vorstellung von Ehre als noch vor einigen Jahrzehnten? Wie entsteht die Kontrolle solcher Emotionen? Wie die jeweils historische Form? Zum einen in der frühen Ontogenese noch relativ unbewusst, zum anderen in der Erziehung. Ich fragte oben schon, ob das Empfinden des Schmerzes des Ichs eines Gegenübers, das für die Ausbildung „*moralischen Verhaltens*“ bei Kindern wichtig ist, nicht die Fähigkeit zur Empfindung des eigenen Ichs voraussetzt und sie sich wechselseitig erzeugen?

Eine Zeit, in der das Zerschneiden von Tieren Alltag ist, fördert kaum entsprechende Empfindsamkeiten. Wenn wir also davon ausgehen, dass die konkrete Ausprägung einer Emotion wesentlich eine kognitive Dimension hat, wobei ein Reflex wahrscheinlich Auslöser ist, (Ramstedt, 2013) wird damit über ältere Vorstellungen hinaus gegangen. Etwa jenen, wie sie Darwin (1871) formuliert, der zwischen Menschen und höheren Säugetieren keinen fundamentalen Unterschied hinsichtlich ihrer geistigen Fähigkeiten sieht, für ihn gehören noch Emotionen zum archaischen Inventar der Menschen wie gleichermassen der Tiere; im kriegerischen 19. Jahrhundert ist das nicht überraschend, so wie wir heute bei SoldatInnen oft von einem Belastungs-Syndrom hören. Mit dem von mir herausgestellten Systemwechsel in der Kognition geht jener Ansatz einher, der auch der Emotion einen hohen sozialen und historischen Anteil an einer entsprechenden Reaktion zuordnet. Bender hat das aktuell noch für die Unterschiede des Ärgers in Deutschland und Tonga skizziert: in der Südsee wird Ärger zu zeigen negativer als bei uns beurteilt, vor allem gegenüber ranghöheren Personen. (2009) Auch darin ist

eine Strategie der *Befriedung* zu sehen; auf sie werden wir noch manchen Hinweis finden. Vielleicht ist die Befriedung sogar ein ganz wesentlicher Auslöser für die kognitive Schulung in der Phylogenese!

In sehr frühen *komplexen* bis hin zu *sozial differenzierten* Siedlungen wurde die Verletzung der Ehre wahrscheinlich zu einer häufigen Konfliktsituation. Dafür geben schon kleine rezente dörfliche Gemeinschaften Anschauung genug (und noch bei den alten „Germanen“ war das ein ausgesprochen wichtiger Lebensinhalt; Grönbech, 1909). Das enge Zusammenleben grösserer Gruppierungen musste eingeübt werden. Es entstanden *soziale Rollen* im Zuge der Institutionalisierung, die horizontale wie vertikale Differenzierung zu „bewältigen“ hatte und sie zugleich formte. Eine hohe Position verlangte nach entsprechender *öffentlicher* Ehrbezeugung; eine private Entschuldigung half da nicht weiter.

Nicht zuletzt wird das Geschlechterverhältnis in den grösseren Siedlungen neu definiert worden sein, wie es der Göbekli Tepe mit den oberen Männer-Göttern nahelegt, die als Symbol „starker/ grosser Männer“ der Gemeinschaft erscheinen, während unter den kleineren Statuen um sie herum vielleicht auch Göttinnen waren. Später in Sumer wurde eine starke Göttin *neben* dem Palast herausgestellt; Gilgamesch reibt sich an deren Macht. Die Geschlechter-Frage wird langsam bewusst, also nun auch gelernt, vermute ich, während zuvor nur unbewusst, wesentlich durch Imitation, die Konstruktion eingeübt wurde, die die Geschlechter (meist) unzweideutig unterscheidet. Gestik, Mimik, Sprache, Kleidung, Tätigkeit und Paarbeziehung nennt Swanhilt- Haeger als Beispiele. (2005; mit Villa)

Und es wurde früh der (Tausch-) *Handel* entwickelt. Neue Funktionen – ist anzunehmen – entstanden durch Arbeitsteilung, gewisse Formen des Handwerks für andere erhalten eine Chance, wenn ein Kundenstamm in der Gross-Siedlung anwächst. Handel bekam eine neue Dimension mit schon einer nennenswerten Zahl an AbnehmerInnen, zumal dazu in den Nachbar-Siedlungen weitere Kunden leichter erreichbar sind. Und Handel muss stets *friedlich* umsetzbar sein. Dafür müssen Emotionen beherrscht werden. Der „*ehrbare* Kaufmann“ entwickelt sich als soziale Rolle. Nun wurden zwar bei Beginn des Austauschs von Dingen im frühen Verständnis wohl noch *Gaben* hin und her gegeben, im eigentlichen Handel dann jedoch bald Äquivalente getauscht, wie Gebel es für das Neolithikum skizziert. (2010) Ich spreche dafür von *Kommerzialisierung*, die den von ihm betonten Wertewandel impli-

ziert. Aber das konnte nur langsam entstehen und die allgemeinen Aggressionen früher Menschen nicht stoppen.

Kriegslust?

Gewalthandlungen im allgemeinsten Sinn des bewaffneten Konflikts zwischen den Familiengruppen oder Sippen spielen bei rezenten Urvölkern eine grosse Rolle. Der bewaffnete Kampf wird meist nicht als Feldschlacht, sondern durch kleine Gruppen aus dem Hinterhalt heraus geführt, um etwas zu rächen beispielsweise. Auch den Tod des eigenen Häuptlings durch Unfall oder Altersschwäche, der aber feindlichen Geistwesen zugewiesen wird. Denn Zufälle gibt es im traditionellen Denken nicht, insofern auch nicht Unfälle oder Tod wegen des Alters, weshalb für Alles Gründe gefunden werden müssen. Oft im nachbarschaftlichen Zauber. Offenen Krieg gibt es bei rezenten Urvölkern allerdings ebenfalls, wie mit *Farb*-Fotos, also in jüngerer Zeit, beispielsweise von den *Jalé* und *Dani* auf Neuguinea belegt scheint, deren Hauptbeschäftigung das Kriegführen sei, wie es heisst. Ein Toter – der auch abgebildet ist – reiche oft aus, um die Ehre durch die Blutrache erstmal wieder herzustellen. (Koch, 1974-1: 82)

Die Kriegshäufigkeit bestätigt also, was wir bisher über die Psyche und die Lebenssituation jener Menschen hörten, und das scheint durchaus auf die Zeit des Jung-Paläolithikums übertragbar, als Prozess in sich verändernden Formen. Es gibt in den Höhlen Cougnac und Pech Merle Bilder mit von Speeren durchbohrten Menschen. (Altamira, 1995) Schild/ Wendorf (2010) sprechen von Gräbern im Nil-Tal vor 25.000 und vor 16.500 Jahren von einem jungen Mann, der von hinten mit dem Speer getötet worden war, bei einem anderen zeigten sich entsprechende Verletzungen durch in den Knochen eingedrungene Steinspitzen. Nur Krieg und die physische Beseitigung von Konkurrenten hätte dort Platz für Nachgeborene schaffen können, heisst es; etwas spekulativ hinsichtlich der wenigen genannten Quellen. Bei einem „Massaker und Gemetzel am Turkana-See“ (Kenia) von vor 10.000 Jahren seien 27 Männer, Frauen und Kinder ermordet worden, wie Verletzungspuren an den Skeletten zeigen. Damit seien diese Toten der bisher älteste Beleg für eine kriegerische Auseinandersetzung bei unseren Vorfahren, schreibt Scinexx.de (22.1.16).

Exkurs: Gewalt bei rezenten Urvölkern

Zu den *Baruya* auf Neuguinea finden wir bei Godelier (1987) Hinweise darauf, Kriege gegen Nachbarstämme würden schlicht auch mit falschen Begründungen nach Beratungen im Stamm/ Dorf gegen Nachbarn angezettelt. Dort waren Kriege vor allem die Kämpfe von einzelnen Grossen Kriegern und solchen die es werden wollten. Diese Helden gingen, unterstützt von einer kleinen Hilfsgruppe, Mann gegen Mann aufeinander los. Der Sieger suchte Arme oder wenigstens die Hände des Unterlegenen mitzunehmen, um davon (rituell) zu essen.

Die *Yanomamo* am Rio Orinoko im Grenzbereich von Brasilien und Venezuela scheinen mit einer der am aggressivsten Stämme zu sein, die bekannt geworden sind. Das beginnt im eigenen Dorf mit heftigen Kampfspielen, aus denen dennoch weitergehende Auseinandersetzungen entstehen können. Farbfotos (!) zeigen auch schon *stählerne* Beile in diesen Kämpfen. Peter-Röcher (2007) diskutiert aber die meisten Berichte über sie sehr kritisch. Auch die Darstellung von Chagnon, (1974-5: 14) von dem der hier als Grundlage verwendete Text stammt – das sei nicht verschwiegen –, wird entsprechend kommentiert. Aus dessen Schriften entnimmt Sanday, die generell eher Frauen als gleichberechtigt betont, eine extrem heftige Beschreibung der Gewalt gegen Frauen. (1981)

Herzog-Schröder (2000) bestätigt die meisten Hinweise auf Gewalt bei den *Yanomamo* noch aus ihren Feldstudien um 1993 beiläufig, obwohl sie die besondere Stärke der Frauen dort untersuchte. In ihrer Darstellung erscheinen sie den WildbeuterInnen noch nahe. Sie leben nur etwa die Hälfte des Jahres in ihren abgeschlossenen kreis- oder ellipsenförmigen Lang-Häusern für etwa 200 Personen, die andere Zeit in Waldlagern. Neben im Brandrodungs-Verfahren gewonnenen Gartenfrüchten sammelten diese Leute viel, betrieben jedoch keine Vorratshaltung. Die Arbeit sei ziemlich gleichmässig zwischen den Geschlechtern beim Sammeln und Jagen verteilt, doch: die Frauen jagten eher kleinere Tiere! Männliche Gewalt gegen Frauen komme vor, auch von Frauen gegen Frauen, und die Kinder beiderlei Geschlechts würden zur aggressiven Reaktion im Konflikt *erzogen*. Ebenso gab es Frauenraub, durchaus mit der Absicht, dabei Männer zu töten und auch mal, die geraubte Frau kollektiv zu vergewaltigen. Doch sei manche dieser Aktionen auch im Einvernehmen der Frau mit einem Bräutigam zu sehen. Bei der Jagd würden – was wiederum zur behaupteten egalitären Position der Frauen etwas aufzeigt –

erlegte weibliche Tiere mit einem Stock penetriert. Es würden auch nie Fallen aufgestellt, weil dann das beliebte Töten entfielen. Und die um eine Frau konkurrierenden Männer entschieden unter sich (!) mit dem Stock-Duell, wer sie bekommt. Selten kämpften auch Frauen mit Keulen.

Die informellen Anführer – erwähne ich noch vorab für eine weitere Besprechung unten – hätten die grösseren Gärten, bekämen dafür aber keine (?) Anerkennung und müssten viel verschenken, so dass sie ärmer als andere sein könnten. Es werde bei den Yanomamo das grosszügige Geben als Tugend gepflegt, wer hat der muss (!) geben; es käme deshalb zu deutlichen (Gegen-) Forderungen, und auch Raub sei eine solche. Zum universal gefundenen System des Gebens komme ich später unter dem Stichwort: Macht zurück.

Es ist ja nicht davon auszugehen, solche gewaltgewohnte Gemeinschaft lebe aktive Gewalt jeden Tag und auch ständig untereinander aus. Die Frage ist immer: was passiert im Konfliktfall. Mit den Yanomamo sehen wir also auf eine gegenüber anderen simplen Völkern, wie den Mbuti des Kongo-Regenwaldes, ganz anders befindliche Gruppierung. Die Dörfer/ Langhäuser der Yanomamo haben schon deshalb selten mehr als 200 Personen, da sonst die interne Gewalt unbeherrschbar werde. (Chagnon, 1974-5) Vor allem mit den Nachbarn (des gleichen Volkes) gäbe es permanente Kriegshandlungen. Das geht so weit, dass Dorf A Dorf B dafür gewinnt, Dorf C einzuladen, um plötzlich über die Gäste herzufallen; Flüchtende werden dann von draussen lauern den Mitgliedern des Dorfes A erschlagen. Gibt es keinen direkten Rachegrund, wird der leicht auf Zauberei gegründet erfunden.

Die Nahrung ist dort reichlich, Platz ist ebenfalls genug vorhanden, *und doch* seien die Feindseligkeiten grausam und mörderisch. (Chagnon, 1974-5: 15) Das „und doch“ müsste allerdings durch ein „deshalb“ ersetzt werden. *Weil* sie nicht permanent sich um Nahrung kümmern müssen, haben die Männer Zeit zu Kriegen; die arbeitslosen jungen Männer sind überall und bis heute das grösste Problem gegen eine friedliche Welt („Islamischer Staat“). Anders als von einigen nordamerikanischen Indianern gesagt wird, deren Überfälle eigentlich nur Handberührungen, oder die mit speziellen Stäben sein sollen, die – von den Kumpanen bezeugt – zu weiteren Adlerfedern und dergleichen führen, zu Ruhm oder Ehre also, geht es bei den Yanomamo neben dem Ansehen für die Krieger auch ums Töten selbst. Wenn es nach einer Tötung auch Reinigungsrituale gibt. Bündnisse wechseln, oft basieren

sie auf Handel, bei dem es aber auch schnell Streit und Entehrung gibt, wenn über die (ideellen) Wertigkeiten keine Einigkeit erzielt wird.

Die *Jivaro* in Peru und Ecuador sind Kopffjäger. Ihre Kriegshandlungen sind ähnlich permanent. Ohne dass sie sich durch eine Mangelsituation bedroht fühlen müssen, gibt es ständig Konflikte und Blutfehden untereinander und sogar – wie es heisst – Ausrottungskriege gegen entferntere Stämme. Einzelne erbeutete Köpfe werden mitgenommen und bereits eingekocht, sobald die Krieger sich nicht mehr verfolgt fühlen. (das Rezept: Rivière, 1974-5)

Oft wird drastische Gewalt als Kampfspiel regelhaft in das Sozialleben rezenter Urvölker integriert. Bei den *Hausa* im Sudan binden Kämpfer sich grosse Knochen an eine Hand, um damit den Kopf des Gegners zu treffen. Oder es werden schwere scharfkantige Kupferscheiben (!) am Arm zu diesem Zweck getragen, wie bei den *Nuba*; ein Schiedsrichter stoppt den Kampf vor einer Tötung möglichst. Bei den *Danakil* am Roten Meer sind Blutfeden geradezu nötig, um die stählernen (!) Armbänder zu erhalten, die es für zehn (zwei Hände voll) getötete Feinde gibt; ohne ein solches Armband sei die Brautsuche schwierig. (Lewis, 1974-2) Tauchmann berichtet von den *Kankanaey*, Philippinen, ein junger Mann müsse einen Kopf erbeutet haben, bevor er heiraten könne; auch dort gab es ein Rangordnungs- und Verteilungsfest zum Prestigeerwerb der Gruppen. (1983)

Wir sehen ähnliches in Sparta, wo die jungen Leute angehalten wurden, ständig Holeten, die unterworfenen Nachbarn, zu überfallen und zu töten – zu Trainingszwecken. Und alles ist erklärbar – betone ich noch einmal – ohne von einem Aggressionstrieb auszugehen! Solche Aggressionen gab es kaum erst nach der neolithischen Revolution. In diesen Handlungen kann wohl sogar ein Zeichen besonders schlichten, unreflektierten Geistes gesehen werden, sahen wir oben zur Psychologie. Wir kommen aber auch noch auf ein besonderes System möglicher Deeskalation zurück, wenn von den Trobriand-Inseln die Rede sein wird.

Diese Schilderungen scheinen Extreme darzustellen (die mittlerweile wohl nicht mehr vorkommen). Doch haben solche Grundeinstellungen universal das Leben rezenter Urvölker bestimmt, auch wenn meine Beispiele regional nicht ausgeglichen sind und besondere Fälle betonen. Da mag oft eine Zurückhaltung gegenüber den BerichterstellerInnen eine Rolle gespielt haben, solche aggressiven Sitten zu offenbaren. Nur in seltenen Fällen liegt den Berichten eine Notwendigkeit in unserem rationalen Verständnis zugrunde,

dass etwa Land erobert werden musste (wie bei den *Baruya*, nachdem die selbst vertrieben wurden). Es gibt Beispiele, die zeigen, hinter solchen Kriegsspielen, die durchaus auch eine rationale Begründung in der Verteidigungsfähigkeit haben, spielt eine generelle Aggressivität eine grosse Rolle. Etwa gegen die eigenen Frauen.

Bei den *Kamayurá* am Xingu in Brasilien – auch sie haben Feinde, die in Schlachten möglichst getötet werden sollen – spielen die Männer heilige Flöten, die die Spieler beim Musizieren selbst zu Geistern machen (wie im typischen Ritual). Sie werden auf dem Dorfplatz (!) in einem Schrein aufbewahrt. Frauen dürfen sie nicht sehen, geschieht das doch, werden sie vergewaltigt oder sogar getötet. Dazu heisst es auch: „*Wenn eine Frau die Flöten zufällig sehen sollte, sei es daß die Instrumente unter freiem Himmel gespielt werden oder die Frau von den Männern dazu gezwungen wird, so kann sie von den Männern des Stammes vergewaltigt oder verbannt werden*“. (Brecher, 1974-5: 48; Hv. h.) In verwandten Gruppen, den *Mundurucu*, ist von Trompeten die Rede, die für Macht und für den Penis stehen, bei ähnlichen Sitten gegen Frauen. (Sanday, 1981) Schwirrhölzer, deren Geräusch den Frauen gegenüber als Beweis für Geister ausgegeben wurden, waren ebenso bei den *Baruya* vor Frauen geheim; auch die konnten getötet werden, falls sie dies Geheimnis zufällig entdeckten. (Godelier, 1987) Bei den *Mbuti* im Kongo-Regenwald gibt es ebenfalls vor Frauen geheime Instrumente, jedoch wohl ohne ähnliche Straf-Aktionen gegen Frauen bei der Entdeckung. (Dux meint, die Frauen täten bloss unwissend; 1997) Für Gruppenvergewaltigungen finden Männer jedoch auch andere Gründe, etwa bei den *Aranda* Australiens. Dort wurden Mädchen mit 14 bis 15 Jahren durch Beschneiden der Vulva initiiert und von den beteiligten Männern (ohne den zukünftigen Ehemann) vergewaltigt. (Sanday, 1981; Krebs, 2001) Manchmal sei die Vergewaltigung auch ein Weg, eine Ehe zu erzwingen. (Krebs, 2001) Unter anderem zeigen solche Vergewaltigungen sich stets als Macht-Ausdruck, nicht als sexuell begründet, und sicher geht es nicht um „Fruchtbarkeit“. Die Sexualität jener Menschen war wohl anders empfunden als heute.

Bei der Betrachtung des möglichen sozialen Umfeldes der Jüngeren WildbeuterInnen kommen wir nun zuerst zur Begründung für oft „ewig“ lange historische Stabilitäten in der strukturellen Neuerungsfeindschaft bei rezenten Urvölkern. Für die dennoch stattfindende Entwicklung steinzeit-

lichen Lebens gilt es dann, nach den zugrundeliegenden „kleinen“ Triebkräften des Alltags zu fragen, ohne pauschal von Veränderungen durch „die Produktion“ auszugehen (wie es in der Debatte in Folge von Marx/ Engels typisch wurde). Die Wildbeuterei als Produktionsform ändert sich ja sehr lange nicht.

Neuerungsfeindschaft

Lévy-Bruhl (1922: 288) und andere haben von rezenten WildbeuterInnen und einfachen Gartenbauvölkern eine Menge Belege dafür zusammengetragen, bei ihnen generell von einer „*Neuerungsfeindschaft*“ auszugehen, sich immer wieder den Ahnen anpassen und gerade nicht ihre Gemeinschaften „modernisieren“ zu wollen. Es gäbe einen Widerwillen, alte Gebräuche aus Furcht vor Ahnen und Geistwesen für neue preiszugeben, sagt ebenso Müller. (1983) Doch auch Neuerungsfeindschaft konnte in älteren humanen Phasen noch gar nicht gedacht werden. Erst musste etwas von Ahnen bekannt sein und von Zukunft und einem Zeitbegriff. Begräbnisse als Zeichen dafür zu werten, es müssten Menschen auch etwas über Zukunft und Vergangenheit denken können, überzeugt mich wieder einmal nicht; eine rein gefühlsmässige und zweckmässige Entsorgung von Leichen ist viel einfacher zu denken. Oder es heisst, dass doch Menschen besonders wissbegierig seien, also dem Neuen zugewandt, wenn etwa über die Wanderungen durch die Welt philosophiert wird: Neugier zog Menschen nach Australien und anderswo hin, oder liess sie den Schritt in fremde, neue Ökosphären wagen, wie schon Homo erectus nachgesagt wird. (Mania, 1998)

Doch Neugier betrifft nur Kinder, kleine Kinder, sonst könnten sie nicht „ihre“ Welt entdecken. (Gopnik u. a., 2005) In der Ontogenese wird nicht „die Welt“ erkundet, sondern versucht, schnell an die Welt der Bezugspersonen Anschluss zu finden, mehr nicht. Imitation ist wichtiges Bemühen schon von Säuglingen, hörten wir; wie sollten sie sonst komplex zu handeln lernen? Es gibt in der traditionellen Gemeinschaft eine gewisse mystische Neugier, wie jeweils die Beziehungen zu den Geistwesen sind, was die vorhaben. (Lévy-Bruhl, 1926: 338) Das zu fragen, ist für traditionale Menschen ein alltäglicher Vorgang. Es ist also nicht so, dass es keine Erklärungsansätze für einen scheinbar Jahrtausende währenden weitgehenden Stillstand gäbe. Dennoch zeigen sich alltäglich neue kleine Probleme, die zu lösen sind. Das gelingt meist mit den bekannten Instrumenten; aber nicht immer, dann können sich

erhebliche Veränderungen „ergeben“. Und manchmal entstehen sehr grosse Probleme.

Schon 1910 (1926) beschreibt Lévy-Bruhl – mit Bezug auf Frank Hamilton Cushing –, warum beispielsweise Anfertigungen bei einfachen Völkern bis ins *mystische* Detail stets gleich bleiben wie bei den Vätern und Ahnen. Das sei nicht bloss Gewohnheit, sondern das „*unmittelbare Resultat eines aktiven Glaubens an die mystischen Eigenschaften der Gegenstände, Eigenschaften, die an ihre Form geknüpft sind und die einem mit Hilfe dieser zur Verfügung stehen, die aber sofort der Kontrolle des Menschens entgehen würden, wollte man das kleinste Detail der Form an ihnen ändern*“. (27) Eine Änderung – so befürchteten die ProduzentInnen solcher Arbeiten – könne sie selbst und die zu ihnen Haltenden, wie die Sippe, ins Verderben stürzen; wir erkennen die ständig gleichen Muster bis heute in der Tradition touristischer Souvenirs (und die Leute sind stolz darauf).

Für die Monumentalarchitektur des alten Ägyptens spricht Assmann in gleicher Weise: nichts darf weggenommen, nichts hinzugefügt werden, um das *kulturelle Gedächtnis* für die Ewigkeit zu bewahren. (1988^b) Ebenso könnte eine Veränderung, die die Menschen am Zustand des Bodens vornehmen, durch neue Bauten oder auch dem Niederreißen eines Gebäudes – oder allgemeiner, die Änderung an der festen Ordnung der Dinge –, furchtbare Konsequenzen haben. Manche Indianer Nordamerikas würden es deshalb *für eine Freveltat halten, den Boden zu bearbeiten*. (Lévy-Bruhl, 1926: 26) Damit hatten vielleicht die ErfinderInnen der Landwirtschaft im Nahen Osten auch zu kämpfen, dass sie nun diesen Boden mit Hacken aufreissen müssten; und die noch wildbeuterischen Nachbarn erst, die überzeugt werden mussten, die Frucht als Eigentum zu erkennen und zu respektieren! Diese Furcht, das kleinste Detail bei mystischen oder rituellen Dingen zu ändern, wird auch bei der Interpretation der Kunst am Göbekli Tepe zu bedenken sein. Und doch entstanden dort, oder zuvor, Götter! Der Klimawandel scheint als einzige Begründung in Frage zu kommen, sehen wir noch; dennoch mussten zuvor die Jüngeren WildbeuterInnen die Fähigkeit erworben haben, ihn überhaupt als Kraft der Veränderung zu erkennen. Und dass ein „Tempelbau“ dagegen helfen könne.

Wie sollte hinreichend mit den Ahnen kommuniziert werden, zumal wenn die Ältesten deren Meinung teilten; da bleibt es besser wie es ist. Schliesslich haben die Alten Macht dadurch bewiesen, dass Geistwesen oder andere gute

Kräfte ihnen ein so hohes Alter schenkten. Einzelne NeuerInnen oder erfolgreiche Leute mussten sich vor dem Verdacht der Zauberei fürchten, und das war ein dramatischer – und leicht zu erhebender – Vorwurf. Lévy-Bruhl zitiert, ein Häuptling im Kongo habe einem Schmied verboten, aus Fassreifen (!) gute Messer herzustellen, er würde ihn sonst der Zauberei bezichtigen; dort heisst es auch, eine erfolgreiche Heilerin wurde als Zauberin verdächtigt, denn woher sollte sie sonst so gut Bescheid wissen, so dass sie diese Tätigkeit aufgeben musste, um nicht getötet zu werden. (1959: 120, 300) Die Verehrung der Ahnen und der Alten – deren Vertretung auf Erden – als Richter über Gut und Böse schafft eine generell *konservative Struktur*. Die Ältesten reden zuerst auf Versammlungen (und die nächsten sagen dann womöglich immer zuerst: mein Vorredner hat recht, denn er ist älter als ich...). Doch solche Beispiele sind jüngerem Datums. Die erste nennenswerte „selbst gemachte“ Veränderung der Umwelt ist offenbar die grosse Siedlung, die aber ebenso irgendwie „entstand“.

Soziale Triebkräfte in der Steinzeit

Wie kam es, trotz der Neuerungsfeindschaft, zur Entwicklung von Älteren WildbeuterInnen hin zur Sozial-differenzierten Gemeinschaft? Welche Triebkräfte überwandener einigermassen permanent die Neuerungsfeindschaft, mal hier, mal dort? Wenn auch über beinahe endlose Zeiträume, so dass ein genereller Wandel aktuell kaum wahrnehmbar gewesen ist? Ich bespreche Prozesse, die alle auf 1. Macht und deren Konzentration beruhen, die als erstes erläutert werden. Dann geht es 2. um das Geschlechterverhältnis, in dem die Frauen von Anfang an unterlegen waren, worin schon damals ein beständiger Kampf (bis heute) gesehen werden kann, sonst müsste dieser nicht ständig thematisiert werden. Dann folgen 3. Hinweise zum sozialen Wandel durch Institutionalisierung; jedenfalls bilden sich bereits bestimmte soziale Rollen aus, wie HeilerInnen. Zu diesen Triebkräften gehören 4. religiöse Veränderungen, die immer von Menschen getragen werden, die wiederum solchen Prozessen ausgesetzt sind und in ihnen agieren, weil sie beispielsweise als HeilerInnen unter Konkurrenz stehen. (Godelier, 1987) Ab wann mag das gedacht worden sein, dass es gute und schlechte unter ihnen gab, dass es also auch mit den Einzelnen zu tun hat, mit deren Beziehung zu den Geistwesen?

Nach diesem Kapitel folgt die Beschreibung einer *äusseren* und singulären Triebkraft: das Ende der Eiszeit. Einen anders gelagerten Prozess zur Ent-

wicklung der höheren Kultur bespreche ich erst im Kapitel: die Gross-Siedlung – das „Städtische“ – als Entwicklungslinie.

Macht

Bei der Macht haben wir es mit einer sich ebenfalls in der Geschichte entwickelnden Handlungsweise zu tun, also mit einer *sozialen* Komponente alltäglichen menschlichen Zusammenlebens. Sie bedeutet die Fähigkeit, ohne *formale* Berechtigung – das ist dann: Herrschaft – eigene Interessen durchzusetzen. Jedes menschliche Wesen muss sich darum kümmern, seine Interessen hinreichend durchzusetzen oder zur Geltung zu bringen, um genügend Lebensmittel zu erhalten. Lebensmittel im weiten Sinn von Nahrung, Kleidung, menschlicher Wärme, Schutz. Macht entsteht als Schema in der Ontogenese als Macht der Bezugspersonen. In der Soziologie ist Macht also vielfältig verstehbar und nicht schon als „politische“ Macht oder ein „rücksichtsloses Machtstreben“, womöglich mit Gewalt durchgesetzt, zu denken, wie es wohl umgangssprachlich heute oft geschieht. Beim Säugling beginnt es mit dem Weinen, wenn ein Problem empfunden wird, und die Erfahrung sich verfestigt: dann wird mir geholfen; im ritualisierten Weinen werden Machtansprüche formuliert. Beispielsweise wird bereits durch alltägliche Machtausübung die Position der Frauen durch männliche Dominanz beschränkt, sehen wir gleich.

Dux hat die Macht treffend als „*das schlechterdings konstitutive Organisationsmoment in der Gesellschaft*“ betont. (1997: 77) Allein schon durch das Phänomen der Macht entsteht gesellschaftliche Dynamik. Sie bezeichnet also einen Prozess, der zuerst zwar schleichend „irgendwie passiert“, aber nicht verhindert werden kann, auch nicht in sogenannten egalitären Gemeinschaften. Immer gibt es soziale Ränge schon aus freiwilliger Akzeptanz oder Anerkennung, etwa nach Alter, Kraft, Verstand, Geschlecht...

Bei besonderem Erfolg – der gar nicht ausdrücklich angestrebt werden muss, wie ich es oben bereits zu „SchamanInnen“ ansprach – entsteht in einfachen sozialen Verhältnissen als besonderer Wert durch Macht: *Ansehen*, das als „göttlich“ gegeben erscheint. Doch bald wird von Einzelnen/ Gruppen zumindest intuitiv geprüft, was mit Ansehen erreicht werden kann, um beispielsweise erst einmal die eigene Familie besser zu stellen, ein wenig jedenfalls; zuviel könnte das Gegenteil bewirken, etwa den Verdacht der Zauberei, oder Spott wird auf sich gezogen (bei den Mbuti). Für die frühe Zeit

kommen drei Bereiche besonders in den Blick, in denen Autorität und Ansehen erworben wurde: 1. Nahrungssicherung, 2. Krieg und 3. Heilkunst/ Weltklärung, also auch schon die zaghafte Teilung in körperliche und geistige Arbeit, wenn auch noch nicht als „Klassenbildung“. In den frühen Gemeinschaften und Gesellschaften ist ausgeprägte Macht zudem wohl immer durch Werte legitimiert worden: als heilige HeilerIn, als König von Gottes Gnaden...

Für einfache Gemeinschaften ist oft von *Grossen Männern* die Rede, die schon eine herausragende Stellung erworben oder ererbt haben, die jedoch noch nicht genauer institutionalisiert ist, wie dann etwa klar umrissen ein: *Häuptling*. Eine besondere Form Grosser Männer beschreibt Godelier bei den Baruya. (1987) Diese Grossen kumulieren nicht primär Macht in vordergründig politischen oder ökonomischen Sinn; das sind bei Godelier: „Big Men“, diese Differenzierung ist hier nicht nötig. Sondern sie bewahren vererbte hochheilige kleine Päckchen, die anderswo vielleicht als Totems oder Talisman des Stammes bezeichnet würden. Diese Männer sind jene, die in der Initiation den Jungen per Magie ihre zukünftige Rolle vorhersagen, die die jungen Männer, von dieser Bewertung inspiriert, dann auch meist einschlagen. So werden nach den Vor-Kenntnissen über sie spätere Lebenswege prognostiziert, als Krieger, Schamanen oder besondere Jäger von Kasuaren, strausenähnlichen Laufvögeln; in letzterem steckt eine spezielle Form des Erhebens der Männlichkeit gegenüber Frauen, die von der Beute nicht essen dürfen, die Tiere, die erwürgt werden müssen, werden von den Männern als „Frau“ verstanden! (Godelier, 1987: 174)

Ein relativ typischer und nachvollziehbarer, halbwegs reflektierter Einsatz von Macht und Ansehen dient bereits der Lebenssicherung von Eltern, die ihre „natürliche“ Macht über die Kinder nutzen, um sie zu verpflichten, sie hinreichend im Alter zu versorgen. Da entsteht in einer Kultur mit meist grosser Bedeutung von Gabe und Gegengabe – als Vorform von profanem Tausch – ein hoher moralischer Druck, eine gewohnheitsmässige Selbstverständlichkeit. Das funktioniert nicht nur individuell, sondern wird oft durch Stammesregeln verbindlich gemacht, mit einer rituellen Bedrohung bei einer Weigerung. Etwa bei einer Heirat ausserhalb der gebotenen Teilungen der Gruppe, oder gar einer inzestuösen Verbindung; die Verbindung zweier ohnehin schon versorgungspflichtiger Kinder bringt für die Eltern keinen zusätzlichen Nutzen. Lange zuvor muss sich aber der Gedanke gebildet haben, Menschen sei-

en für andere Erwachsene zuständig, in Gruppen, in denen Individuen nur eigene Nahrung und die für Kinder suchen, ist das kaum schon der Fall.

Ein solcher Prozess zu hohem Ansehen/ Macht könnte also damit beginnen, dass ein guter Jäger/ Krieger eine Gefolgschaft um sich sammelt, deren Mitglieder sich ihm gern zur Jagd oder zum Kriegszug anschliessen, weil er sich bewährt hat, mehr Beute heimbringt als andere. Ebenso ist die ausdrückliche Bemühung um Ansehen möglich, vor allem auch über die Umverteilung von Gütern. Das Potlatch der Nord-West-Indianer ist wahrscheinlich der bekannteste Name dafür, wo in Berichten bereits mehrere Grosse Männer um das höchste Ansehen wetteiferten. (Josephy, 1998) Solche Feste gab es ebenso in anderen Weltteilen, etwa bei den Nuristanern in Afghanistan. Bei den gar „armen“ Vorleuten der Yanomamo, wie wir von Herzog-Schröder hörten, werden die wohl dennoch, oder gerade deshalb, ein besonders grosses Ansehen erfahren haben, weil sie viel gaben, bis hin durch Verzicht auf eigenen „Reichtum“; Macht ist wichtiger (und muss nicht unbedingt protzend dargestellt werden).

Ein Grosser kann jüngeren Männern die Mittel für die Hochzeit vorstrecken, er bekommt Gefolgschaft und Gegengaben zurück. Ein anderer Weg in die Richtung Ansehensgewinn ist für Männer die Polygynie, die Mehr-Frauen-Ehe, da mehrere Frauen unter günstigen Bedingungen, wenn eine Person bereits mehr Lebensmittel erarbeitet als sie selbst verbraucht, mehr Überschuss erbringen als für die Familie selbst nötig ist. Zuerst muss aber die Möglichkeit geschaffen sein, mehrere Frauen zu unterhalten, wozu ein guter Jäger eher in der Lage ist als andere. Mehrere Frauen zu haben zeigt selbst schon reale Macht, und der Kreisel zur Gewinnung von weiteren Frauen beginnt, wenn auch nur für einige wenige. Bei wachsenden Gruppen kann das ziemlich aufwendig werden, wie wir noch bei den TrobrianderInnen sehen werden.

Beim Tausch freiwilliger – aber oft auch institutionalisierter – Gaben geht es darum, für *grosszügiges* Geben Ansehen zu gewinnen und dennoch mehr (!) als den „Gegenwert“ zurück zu erhalten. Das scheint auf den ersten Blick ein Nullsummenspiel zu sein, aber einigen gelingt es, weil es vielen Gebenden wichtig wird, sich dem erfolgreichen Mann anzudienen, woraus sich langsam eine herausragende Stellung im Stamm bildet, vielleicht über Generationen einer Familie. Geschenk und (erwartbares) Gegengeschenk sind offenbar die typische „Währung“ früherer Zeiten – es geht nicht um Kauf und Verkauf,

nicht um präzise Äquivalente. Auf den Standpunkt kommt es an. Auch Sesshaftigkeit und damit mögliche Vorratshaltung bekommen in solchen Entwicklungen eine grosse Bedeutung.

Exkurs: Trobriand 1 - Gabe und Macht

Ein ausgeprägtes Modell von Gabe und Macht fand Malinowski (1979) um 1912 auf den Trobriand-Inseln; ich behandle dieses Volk schon hier, weil es bereits für die Jüngeren WildbeuterInnen einen illustrativen Erklärungswert haben kann, wenn wir dessen Lebensbedingungen vorsichtig mitbedenken. In den *Strukturen* der Kognition können die Leute Trobriands jedenfalls für die Sozial-differenzierte Gemeinschaft vom Göbekli Tepe wohl stehen, wie noch weitergehend zu zeigen ist. Ich erinnere daran, mit solchen Modellen, Hinweisen und Vergleichen *nicht* anzustreben, ein ganzes Volk, wie die TrobrianderInnen, die IrokesInnen, die Baruya oder die Yanomamo, insgesamt als Modell für jene frühe Zeit zu setzen, die hier behandelt wird. Weil noch einfachere soziale Verhältnisse geherrscht haben als alles noch im ersten Werden der Weltgeschichte begriffen war. Zu berücksichtigen ist ebenso eine bereits denkbare differenzierte historische Entwicklung rezenter Urvölker. Auf Neuguinea wurde die Süsskartoffel offenbar sehr früh von Spanien oder Portugal eingeführt; brachten sie auch „Kultur“? Was kam zusammen mit dem in Afrika weit verbreiteten Mais, der aus Südamerika stammt?

Auf Trobriand geben die verheirateten Männer in einer komplexen sozialen Umverteilung die Hälfte ihrer Ernte an ihre in anderen Dörfern lebenden Schwestern, für deren Kinder sie die Vormünder sind, genaugenommen auch die der Schwestern. Mit dieser Gabe zeigt der *matrilineare* Stamm (mit dennoch Männervormacht), dass diese Frau weiterhin zum Clan ihrer Mutter gehört, obwohl sie in diesem Fall *patrilokal* wohnt, im Dorf des Mannes. Die gegebene Nahrung ist das Erzeugnis „ihres“ Anteils am Ertrag des *Bodens* des mütterlichen Clans, mit dem sie *identisch* bleibt. Der Ehemann bei den Trobriand-Leuten spielt als biologischer „Vater“ seiner Kinder diesbezüglich keine Rolle; die biologische Zeugung sei unbekannt, haben sie Malinowski eingeredet, der sie intensiv zu überzeugen versuchte, wie er betont, weil sie wohl nur an der parallelen geistigen Geburt interessiert waren. Sondern der Vater soll seinen Kindern Freund sein, während er mit seinen Brüdern die Kinder seiner Schwestern erzieht. Die Familie bleibt als „Organismus“ untrennbar.

Die Nahrungsverteilung geht reihum als theoretisches Nullsummenspiel aus; durchschnittlich gibt jeder an Schwäger, den Männern der Schwestern, und bekommt von anderen Schwägern, den Brüdern der Ehefrau, entsprechend zurück; Probleme, wie verschiedene Zahl der Geschwister, bleiben in meiner Skizze aussen vor. Allerdings bekommen Männer mit mehreren Frauen nun auch mehrere solcher Gaben. Auf den Trobriand-Inseln gilt das vor allem für die Häuptlinge, da die von den Gruppen/ Sippen des Dorfes Frauen erhalten, um ihm verwandtschaftlich nah zu sein. Dort gab es bereits einen Ober-Häuptling, der auch von den anderen Dörfern Frauen bekam, um Einfluss bei ihm zu gewinnen. Dadurch wurden diese Häuptlinge zu grossen Verteilungsfesten fähig und blieben in der Lage machtvoll Oberhaupt zu sein; bis die Kolonialverwaltung die Polygynie verbot – wie Malinowski beklagt –, die Häuptlinge ihre Macht verloren und die traditionellen Sitten sich auflösten. Es gibt auch die Möglichkeit für einzelne Familien, besonders gut zu gärtner, das ist eine sehr stark ritualisierte Handlung. Allerdings darf das nur in Grenzen geschehen, sonst droht auch dort der Vorwurf der Zauberei.

Zurück zum allgemeinen Prozess der Macht. Gelingen Umverteilungsfeste, kann für den Initiator eines „Fonds“ Ansehen, Autorität und Macht nun schon auf „politischer“ Ebene entstehen. Die Gefolgschaft gibt vielleicht nicht nur Nahrungsmittel, sondern auch andere wichtige Gegenstände in den „Fonds“, der dem Grossen zur Verfügung steht, etwa gute Waffen, vielleicht einfach nur Zierwerk fürs Haus. Oder die Gunst, dazu gehören zu dürfen, wird durch hochwertigen Hausbau erbracht – auf eine weitere denkbare Entstehung von „*arbeitsteiligem Handwerk*“ neben der alltäglichen Werkzeug- und Waffenproduktion will ich verweisen; manchem Gefolgsmann muss vielleicht auch „Arbeit“ gegeben werden. Wichtig ist bald, eine Möglichkeit zur Lagerung der zu verteilenden Güter zu schaffen. Besondere Bedeutung bekommen solche Verfahren dann, wenn sie helfen, Phasen schwieriger Nahrungsbeschaffung zu überbrücken, weil diese Vorleute des Stammes vorsorgen konnten.

Die Gefolgschaft erhöht nicht nur die Summe der Güter, sondern ermöglicht immer stärker auch direkte Machtausübung, weil eine starke Gruppe sich institutionalisiert, die beispielsweise besondere Arbeiten für die Gemeinschaft übernehmen kann, oder eben nicht (noch Achill steigt mit seiner Gefolgschaft aus der höheren Ebene der Gefolgschaft des Oberhäuptlings Agamemnon aus,

den er zudem heftigst beschimpft, als er eine geraubte Frau an diesen zurückgeben muss). Das System kann auch umschlagen von freiwilligen Geschenken an den „Fonds“ eines Grossen hin zu institutionalisierten Abgaben an einen Häuptling. In der Folge hätten sich wahrscheinlich durch solches alltägliche Machtstreben, das zur individuellen Sicherung des eigenen Lebens selbstverständlich ist, soziale Unterschiede verstärkt, wenn auch lange noch ohne Herrschaft. Frauen würden mutmasslich hinsichtlich der Entscheidungen für die ganze Gemeinschaft gegenüber den Männern weitgehend machtlos werden. (Harris, 1991)

Für manche dieser Mechanismen der Macht ist *Vorratshaltung* eine Bedingung. Das gilt bereits für das Jung-Paläolithikum. Wir sehen sie in dieser Epoche relativ früh durch Funde als verbürgt. Sie kann vielleicht bezüglich der Kultur-Gemeinschaft um den Göbekli Tepe am nahen, aber 1.000 Jahre jüngeren Ort Nevalı Çori in schon ausgreifender und „kommunaler“ Weise gesehen werden. Dort fanden sich neben einer kleinen Kultanlage mit T-Pfeilern steinerne Häuser, die an Vorratslager denken lassen. (Schmidt, 2008) Diese Gebäude hatten auf Streifenfundamenten aus Steinen liegende unterlüftete Platten-Fussböden. An gebrannte Tontöpfe muss nicht schon gedacht werden, sie werden später erst erfunden, Gefässe wurden damals unter anderem aus Stein hergestellt, wie sie auch am Göbekli Tepe gefunden wurden.

Bereits im Natufien fanden sich Lagermöglichkeiten, seien es Gruben im Fels oder mit Lehm oder auch Bitumen ausgekleidete Körbe in Abu Hureyra, oder in der Hayonim-Höhle im Nordwesten Palästinas wahrscheinlich Getreidegruben im Fels, oder lehmverputzte Gruben in (Ain) Mallaha nördlich des Toten Meeres. (Bartl, 2004) Aus etwas jüngerer Zeit sind Vorratslager ebenso in der nördlich davon liegenden Euphrat-Region, in Mureybet und Jerf el Ahmar südlich und in Cayönü und Hallan Çemi nordöstlich des Göbekli Tepe bekannt. Bosinski vermutet für die Hamburger Kultur (Magdalénien, deutlich vor dem Göbekli Tepe) Kenntnis von Konservierungsverfahren, die eine Vorratshaltung ermöglichten, erläutert sie aber nicht. (1989) Bartl spricht von getrockneten Fleischstreifen, die sehr lange haltbar zu machen waren. Es gab also neben der Neuerungsfeindschaft den permanenten Druck zu Veränderungen, die zu Gruppenbildung und Institutionalisierung drängten.

Geschlechterverhältnis

Wenn beim frühesten bislang bekannten grösseren Monument, dem Göbekli Tepe, offensichtlich zwei ausdrücklich als Männer bezeichnete heilige Figuren im Mittelpunkt des Rituals stehen, die ich – in Anlehnung an die übliche Besprechung des Altertums – Götter nenne, wird nicht nur die Darstellung einer sozialen Differenz der Geschlechter aus Sicht der herrschenden Männer nötig gewesen sein. Sondern auch die Triebkraft aus diesem Konflikt ist damit erkennbar. Hier ist – scheint mir – die Religion als primäres Projekt einer betonten Unterdrückung der Frauen erstmals in der Geschichte ablesbar; wenn sie sich nicht vielleicht eines Tages tatsächlich bereits in der Höhlenmalerei entschlüsseln lässt, wie es ja früh angenommen wurde. Und darin ist Triebkraft zu sehen, und sei es, dass die Verhältnisse immer wieder als instabil verstanden wurden – von den Männern, die die Gemeinschaft deshalb patriarchal gestalten wollten. Erst später, wenn die Frage der Männermacht ausdrücklich, institutionell hinreichend geklärt war, ergaben sich wohl Freiräume für weibliche Gottheiten, wie Inanna in Sumer, stelle ich mir vor. Frühe Auseinandersetzungen um die Machtposition der Frau konnten in einer Zeit geschehen, in der die Frauen viel Nahrung beibrachten, etwa in dem sie besondere neue Pflanzen dafür erschlossen, wie Eicheln oder Yams, die entgiftet werden müssen, um geniessbar zu sein, und daraus Ansprüche ableiteten. Oder Männer waren oft auswärts, zum Krieg vielleicht, und die Frauen bekamen „natürliche“ Macht, weil sie nun noch mehr als sonst die Lager unter sich hatten (etwa bei den IrokesInnen). Auf die Kraft der Mythen zugunsten der Männer verwies ich schon.

Frauen leben – wo immer über sie diesbezüglich überhaupt etwas gewusst wird – unter der Macht der Männer, auch bereits bei einfachen WildbeuterInnen. Das gilt bis heute in prä-operativen Gemeinschaften und Männergruppen: *„Das Thema des sexuellen Missbrauchs war schon ein Schlüsselthema in Stammeskonflikten“* – schreibt Miral al-Tahawy in Spiegel.de (15.2.16) zu den sexuellen Übergriffen im „arabischem Frühling“ – *„bei denen Frauen vergewaltigt und lebendig begraben wurden. Der Körper der arabischen Frau ist in der von Männern dominierten Gesellschaft allen Arten von Unterdrückung unterworfen: Er ist anfällig für Vergewaltigung, Beschneidung, für Entehrung, Entblössung. Diese Unterdrückung wurde mit dem Anstieg konservativer religiöser Gruppen und dem Einfluss auf den religiösen Diskurs noch verstärkt“*. Das gilt mehr oder weniger generell in traditionellen Gemein-

schaften. Doch zeigt die organisierte Gewalt im Krieg des Nahen Ostens speziell gegenüber Frauen, durch Massenmord und Sklavinnen-Markt, das Geschlechterverhältnis noch einmal deutlich als eine wesentliche Bewegungskraft der Geschichte. Die grosse Scheidung der Kulturen besteht im Verhältnis zu Frauen.

Dabei ist allein die biologische Unterscheidung der Geschlechter für die Unterdrückung der Frauen „von Anfang an“ als *Erklärung* nicht zu akzeptieren, selbst wenn wir eine entsprechende Dominanz bereits bei Tieren sehen. Es geht schon damals um soziale Differenzen, um die Konstruktion von: Geschlecht. Also ist nach alternativen Gründen zu fragen. Männer haben generell mehr Kraft, lernen eine grössere Aggressivität. Zu erinnern ist auch an den Boden, der im traditionellen Denken mit jenen identisch ist, die ihn gewinnen und verteidigen: Männer. Und eine gewisse Ehrfurcht vor mütterlichen Frauen bedeutet nicht gleich eine Muttergöttin, die selbst, wo es sie gegeben haben mag, nicht gleich Macht über Männer ausdrückt; noch heute wird die „Ehre“ zu schützen als Grund für „Aufsicht“ über die eigenen Frauen in patriarchalen Gruppen betont.

Die Erscheinungsweisen der Geschlechterverhältnisse sind weit gestreut. Von der Unterdrückung und der hysterischen Abgrenzung von den Frauen bei den Baruya bis zu einer angenäherten Gleichheit bei den IrokesInnen zu einer bestimmten Zeit (!) reicht wohl die Bandbreite. (Sanday, 1981) Letztere lebten in dieser für Frauen vorteilhaften Weise womöglich erst als Ergebnis der europäischen Eroberung, als die Männer oft zum Krieg auf Seiten der britischen Truppen abwesend waren. Sie waren schon ab etwa 1800 in Reservate gezwungen worden, nachdem sie von den „Amerikanern“ besiegt wurden. (Wesel, 1980) Die Hinweise bei rezenten WildbeuterInnen auf eine gewisse Gleichberechtigung der Frauen sind zahlreich für den *inneren* Bereich, aber nur dort; das *Aussen* ist immer Männersache (Boden, Verteidigung, Eroberung, Rache). Die Khoisan, Hadza und /Kung gelten, wie die Mbuti und andere, bis in unsere Zeit (!) als sehr einfache egalitäre wildbeuterische Gruppen. Doch die Männer dort setzen ihre Vorstellungen gegenüber Frauen gegebenenfalls heftig durch. (Dux, 1997)

Anstelle eines Matriarchats hat es allerdings in verschiedenen Teilen der Welt „*Matrifokalität*“ gegeben: nicht die Frauen stehen im Fokus jener Gemeinschaften, die aber matrilinear *und* matriloal organisiert sind, der Mann zieht zur Schwiegermutter, und die Frau bleibt in der Gruppe ihrer

Mutter; ein guter Zusammenhalt für sie. Bei Matrifokalität kann (!) sich eher eine halbwegs ausgeglichene Machtbalance zwischen den Geschlechtern ergeben. Später, wenn die feste einzelne Hofstelle die Basis des bäuerlichen Wirtschaftens geworden ist, gilt es primär, Hof und Felder als umgrenzte Lebensbasis über die Generationen am Leben zu erhalten, und der Besitz gehört dann – als Ausdruck des Bodens – wohl typisch den Männern.

Ich gehe davon aus: in den Lagern/ Camps der hier besprochenen früheren Zeit bilden die Frauen mit den Kindern einen beständigen Kernbereich. Die Männer übernehmen die äussere Welt, auch die Jagd auf grössere Tiere haben sie monopolisiert, sie verteidigen die Gruppe, führen Krieg und Racheaktionen durch und fertigen ihre speziellen Werkzeuge/ Waffen. Und sie treiben vielleicht externen Handel, der durch das Erzielen direkter „Handelsgewinne“ bei Fremden schon anders funktionieren kann, nach Äquivalenten, als der interne, der aus Gabe und Gegengabe besteht. Die Frauen in traditionellen Gemeinschaften besitzen ihr Gerät und was sie im Lager und beim Sammeln erarbeiten, die Männer ebenso ihr eigenes Sammelgut, wohl auch die Jagdbeute, die aber oft den Frauen zum Kochen und Verteilen übergeben werden musste. Das geschah durchaus im Gegenzug zu Arbeiten für die Männer. Im Inneren des Lagers entwickelt sich ein anderes soziales Gefüge zwischen Frauen und Kindern, aber auch Alten und Kranken, die erst mit relativ dauerhaften Siedlungen als Lebensmittelpunkt eine längere Überlebenschance bekommen. Und diverse Fertigkeiten werden entdeckt, wie die erwähnte Zubereitung bestimmter Nahrung. Frauen erkunden die nähere Umgebung zur Nahrungssuche, sammeln Kenntnisse über Pflanzen und Kräuter der Region und jagen Kleintiere. Dass Frauen bei grösseren Jagdunternehmungen mit hinaus zogen, um die Beute zu verwerten, kann ebenso unterstellt werden; zum Teil fielen ja riesige Fleischmengen an, die wahrscheinlich primär von Frauen geschleppt wurden, während die Männer den Tross ständig kampfbereit gegen Feinde und wilde Tiere schützen mussten, klar!

Interessant ist, dass in der Forschung die Jagd der Frauen auf kleinere Tiere als *Sammeln* und nicht als Jagen bezeichnet wird, um Sammeln und Jagen, wie Frau und Mann, deutlich zu trennen; dazu gleich im Exkurs. Solche Hinweise lösen aber das generelle Problem nicht: es gab universell eine typische Arbeitsteilung, kann unterstellt werden. Ob nun aus mystischen Ängsten der Männer heraus oder aus anderen Gründen. Die Funktionalität hat dabei ein starkes Gewicht, ohne stets prägend zu sein; Macht zählt allemal mehr. Alle

denkbaren Formen hat es irgendwann irgendwo wahrscheinlich mal gegeben. Dabei haben die um den Lagerplatz herum Nahrung sammelnden Frauen oft mehr davon bereitgestellt als die nicht immer erfolgreichen Jäger, selbst wenn die durch das Fleisch in Kilokalorien mehr herbeigeschafft haben sollten. Die Frauenforschung trägt dies seit Jahren vor. (Fuchs u. a., 2001)

Roaf verweist für Palästina der Zeit 13.000 bis 11.300 bp auf überwiegend vegetarische Ernährung. (1998) Godelier schreibt zum Beispiel von den Mbuti-Pygmäen am Kongo, die Frauen sammelten mehr als die Hälfte der Nahrung. (1973) Owen zeigt, wieviel mehr organische Lebensmittel und nützliche Dinge als gemeinhin angenommen die Frauen und älteren Kinder sogar im hohen Norden sammeln. (1995; Fedigan, 1986) Sie bringen auf tagelangen Sammeltouren ohne die Männer riesige Mengen an Beeren ins Lager, um sie für den Winter als Vitaminspender in Öl einzulegen; auch viel Holz wird gesammelt. Für manche Frau ist aber auch Jagen eine normale Beschäftigung, belegt Owen für jene Völker, und sei es für Töchter, wenn eine Familie keine Söhne hat. (2005; 1998) Für die nördlichen – „eiszeit-ähnlichen“ – Gebiete Amerikas und für das europäische Magdalénien hat sie zusammengestellt, was an ess- und nutzbaren Pflanzen und Kleintieren zur Verfügung stand, die überwiegend von Frauen eingeholt und vor allem auch bearbeitet wurden. Sie problematisiert auch den Gebrauch von Werkzeug als oft von beiden Geschlechtern benutzt. (2005) Das muss jedoch auch immer erlaubt sein! Doch schon, wenn wir die frühen Steinwerkzeuge betrachten, sehen wir neben Speer- und Pfeilspitzen überwiegend Schaber, Stichel, Ahlen und Klingen, alles Werkzeug zumindest *auch* für Frauenarbeit, das Frauen wahrscheinlich selbst für sich herstellten, schon im frühen Afrika, der Aterian-Kultur.

Exkurs: Trobriand 2 - Frauengleichheit?

Wir kommen nun erneut zu jenem rezenten Urvolk, dessen Geschlechter – den IrokesInnen ähnlich – von Malinowski als weitgehend gleichberechtigt beschrieben wurde: zu den TrobrianderInnen. Zuvor mache ich eine kurze Bemerkung zum Geschlechterverhältnis der Baruya, das ebenfalls zur Darstellung im Rahmen meiner Arbeit geeignet wäre, weil es eine besonders strenge Form der „Männerherrschaft“ darstellt, wie Godelier sie nennt. (1987: 31) Mir scheint aber die Beziehung der Geschlechter auf Trobriand interes-

santer für dieses Thema, und ebenso die Widersprüchlichkeit Malinowskis dazu.

Godelier erläutert die Basis der Macht über die Frauen der Baruya: 1. Frauen sind vom Bodenbesitz ausgeschlossen, haben 2. kein Werkzeug zur Rodung des Waldes, 3. keine Waffen für Jagd und Krieg, 4. ist ihnen die Salzherstellung, ein Handelsgut, nicht erlaubt, ebensowenig 5. Besitz und Nutzung der „heiligen Gegenstände“, und 6. haben sie wenig Einfluss bei der Verwandtschaftsbildung. (1987: 53f) Werkzeug, wie selbst der Grabstock – ergänze ich aus seiner Studie –, wird ihnen von Männern geschenkt (Väter, Brüder, Gatten). Godelier betont zugleich einen „*Zustand von Konkurrenz und Kampf zwischen den Geschlechtern*“. Es ginge den Frauen (eher versteckt) durchaus um *Autonomie*, (86f) aber nicht um eine generelle Infragestellung der Männerherrschaft. (69)

Nun zu den Gemeinschaften auf den *Trobriand-Inseln*. Sie haben seit den Berichten Malinowskis vom Anfang des 20. Jahrhunderts einen besonderen Ruf, nicht zuletzt wegen der betonten Gleichheit der Geschlechter und der sexuellen Freizügigkeit ihrer Jugendlichen, die aber unter Kontrolle der Erwachsenen blieb. Und die den jungen Männern mehr zustand als den Frauen. Ging eine Braut auf Abenteuer aus und wurde von ihrem Bräutigam erwischt, war kollektive Vergewaltigung durch dessen Kumpel möglich. Die Gleichberechtigung der Frauen zeigt sich beim genauen Blick generell als eingeschränkt: sie hätten – sagt Malinowski zum Schluss – nur einen *eigenen* (also: inneren) Einflussbereich. (1979) Zudem konnten ihm, einem verklemmten Europäer, wie aus seinem Tagebuch für jene Zeit um den Ersten Weltkrieg hervorgeht, als Massstab für Gleichheit nur die gebildeten EuropäerInnen dienen; da mochten die nackten Brüste auf Trobriand schon Wirkung zeigen. Sie seien, anders als die Frauen in Nachbarstämmen, herzlich und freundlich, und viele von ihnen sehr hübsch; immerhin! Dabei übersah er noch eine Verbindung der Frauen untereinander, die dem Kula der Männer – zu dem wir noch kommen – im Kleinen entsprach, wie ein Herausgeber seiner Arbeiten, Kramer, schreibt. (in: Malinowski, 1981: 420) Die Vormacht der Männer steht ausser Frage. Viele der Frauen übernehmen Gartenarbeiten, das sei ein Vorrecht und eine Pflicht, und auch andere angesehene Aufgaben, selbst im rituellen Bereich. Zumindest bei einer bestimmten Festspeise essen aber die Männer zuerst, bevor die Frauen den Rest bekommen. Ist ein Kanu draussen auf See zu langsam oder passiert sonst ein Unglück, liegt es wahr-

scheinlich an der Untreue oder einem anderen Tabubruch der Frau zu Hause! Frauen dürfen ein neues Kanu nicht vor der ersten Fahrt betreten.

In einem weiteren Band über das „Geschlechtsleben der Wilden in Nordwest-Melanesien“ hat Malinowski die Situation der Frauen der Trobriand-Inseln erläutert. (1979^b) Beinahe ist es eine Regel bei ihm: erst wird die Freiheit, Bedeutung, Gleichberechtigung der Frau betont, dann kommen die Einschränkungen, um vielleicht abschliessend nochmal die Bedeutung der Frau heraus zu stellen. Um das Verhältnis der Geschlechter nur anzudeuten: „er“ macht, wenn nötig, die besonders schwere Arbeit im Garten, ruht sich jedoch immer vor dem Essen aus, das „sie“ – nach ihrer Arbeit – inzwischen zubereitet, die auch allein für das Wasserholen zuständig ist; das macht sie am manchmal einen Kilometer entfernten „Klatschzentrum“. Küchengeräte und Baströcke gehören ihr, Waffen, Werkzeuge und die „hochbewerteten Gegenstände“, wie die Halsketten und Armreifen des grossen Tauschhandels Kula über viele Inseln, ihm, der immerhin auch seine eigenen Sachen ausbessert (ein Bananenblatt als Schurz). Dass sie seine rituellen Dinge oder gar Waffen nicht berühren darf, ist kaum erwähnenswert.

Frauen können auf Trobriand, auch bei hohem Adelsstand (!), nie Häuptling werden, und haben „*natürlich kein entsprechendes Vorrecht auf Polyandrie*“, wie Männer auf Polygynie. (41) Frauen sind (natürlich) ausgeschlossen von der politischen Macht und haben auf Stammes-Versammlungen keine Stimme auf dem Dorfplatz (kein: Klatschzentrum). Der ist im Alltag der Platz der Männer, der durch die repräsentativ gestalteten Lagerhäuser für Yamswurzeln begrenzt ist. Frauen und Kinder bleiben normalerweise auf der Strasse dahinter und vor den ganz aussen stehenden einfacheren Wohnhütten. (weitere Fotos: Young, 1974-1: 100) Bestimmte Magie dürfen Frauen ausüben, das gilt auch für die nicht-öffentliche Gartenmagie, die sehr komplexe öffentliche ist Männersache. Die Hexerei einiger Frauen zeigt die Differenz noch einmal: Zauberer arbeiten gegen Belohnung öffentlich, gewerblich; ordentlich, füge ich hinzu. Doch die fliegende Hexe ist wild, frisst die Eingeweide ihrer Opfer; sie ist eine reale Frau im Dorf, die sich dazu bekennt, hat geschlechtliche Beziehungen mit übermächtigen, höchst böartigen Wesen (das hört sich auffallend deutlich an, wie das bei uns bei der Hexenverfolgung viele Frauen unter der Folter zugaben). Als ihre eigene unsichtbare Doppelgängerin fliegt sie weit umher; „*meist ist sie auch eine starke Persönlichkeit, denn das scheint zum Stande einer Hexe zu gehören*“. (48) Aber sie werden dort nicht

verbrannt, sondern sind gefürchtet und deshalb geachtet. In einer unbekanntenen Nah-Ferne zu Trobriand gibt es auch „Amazonen“ auf einer Insel, auf der sich dorthin verirrende Seefahrer per Geschlechtsverkehr getötet werden, um den Frauen Nachwuchs zu ermöglichen; das klingt sehr nach Kenntnis der Griechischen Epen, auf die manche Berichte über rezente Urvölker offensichtlich zurückgreifen, wie es schon Humboldt sah. (1967)

Bei den für sie öffentlichen Festen (!) ist es den Frauen auf Trobriand *„nie verboten [!] zuzusehen oder sich zwanglos unter die Männer zu mischen auf Grund einer vollkommenen Gleichberechtigung [!]; Neckereien und Scherze werden ausgetauscht und eine lebhaftige Unterhaltung findet statt“* (44; der Ethnologe spricht, wie sich Malinowski im Buch gern nennt, aber für Europa um 1915 mögen diese Frauen relativ frei gewesen sein). Und ganz hinten erfahren wir beinahe beiläufig, der Bruder sei auch der *Vormund* der Schwester, nicht nur der von deren Kindern. (1979^b) In seinem Tagebuch, in dem er immer wieder über die „Niggers“ schimpft, erwähnt Malinowski ganz nebenbei eine heulende junge Frau, die gerade von ihrem Mann verprügelt worden sei. Wir kommen auf Neuguinea und Umgebung noch zurück, wo es etwas südöstlich, in Melanesien, drastische Geschlechter-Beziehungen gab: *„Ehefrauen müssen häufig Schläge und das in sexueller Hinsicht auch oft gewalttätige Verhalten der Männer hinnehmen“*. (Forge, 1974-1: 106)

Zurück zu den Gemeinschaften der Steinzeit. Viele lebenswichtige Dinge werden von den Frauen gewonnen und bearbeitet, wie unter anderem das Gerben durch Kauen und wohl auch das Nähen, das besonders in kälteren Zonen von elementarer Bedeutung ist, bis oft hin zum Hüttenbau, der sich aus dem Errichten eines Windschutzes im Lager entfaltet haben mag. Das alles erfordert vielfältiges Werkzeug. Haben sie womöglich sogar frühe Schriftzeichen als Mittel im Haushalt entdeckt? Dass Landbau und Viehhaltung von ihnen entwickelt wurde, gilt offenbar allgemein als gesichert – bewiesen (und beweisbar?) scheint das nicht. Doch wer sollte sich um in der Wildnis aufgefundene Jungtiere gekümmert haben, wenn nicht Frauen und Kinder?

Bei allen wichtigen Errungenschaften der Menschheit, sei es Werkzeug oder „Kunstproduktion“, sind es meist wie selbstverständlich die Männer, die Männern als Schöpfer gelten, obwohl es keinerlei Belege dazu gibt. Immer wieder werden frühe Menschengruppen nur als „Jäger“ gedacht, nicht nur weil sich vom Frauenleben weniger über die Jahrtausende erhält, sondern als

grundsätzlich männliche Sicht auf die Welt. Kenntnisse über Tiere hatten auch die sammelnden und die Jagdbeute verwertenden Frauen, die beispielsweise den Höhlen ständig nahe waren und vielleicht das Malen begannen. Oft sind Frauen gerade bei „Fummel-Arbeiten“ geschickter. Sollten Männer die sehr kleinen Perlen als Schmuck in Serie gemacht haben, die sich in den Gräbern von Sunghir fanden? Sie waren wohl an die Kleidung genäht. Eine Perle herzustellen habe zwischen 45 Minuten und zwei Stunden gebraucht, zeigten Experimente. Das dortige Doppelgrab zweier Jugendlicher von vor 24.000 Jahren enthielt 10.200 Stück davon – mindestens 7.650 „Mannstunden“, oder für eine Person 319 mal durchgehend Tag und Nacht, mindestens! Und dazu das Herstellen von „Nähgarn“ und das Annähen. Noch etwas älter sind übrigens erste Spuren gewebter Stoffe in einer Tonschicht in Pavlov, Tschechien. Auch eine typische Männererfindung.

Ohne die Sicherheit, bei der Heimkehr von der Jagd ein Lager vorzufinden, Kleidung zu haben, Kleinvieh, Obst, Gemüse und Salat auch, und das Dach überm Kopf, liesse sich nicht nur schlecht Kunst machen. Wenn es ab irgendwann auch eine generelle Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern gegeben haben wird, ist wohl von einer sehr breiten Überlappung der Tätigkeiten auszugehen, fast alle machten alles. (Owen, 2005) Wenn nicht schon über tabuisierte Bereiche Männer sich – etwa wegen der Angst vor der Menstruation, die für Leben *und* Tod steht – ihre besondere Machtstellung gesichert haben. Nicht zuletzt auch, um den Frauen die regelmässig schwerste Arbeit und die längste Arbeitszeit aufzubürden. Die Frage ist nicht, ob Frauen alles können, was Männer tun, sondern was sie *dürfen*.

Manches Tabu wurde offenbar in diesem Sinn gegen sie erfunden. Die geschlechtliche Arbeitsteilung mag schon sehr früh weniger von den Fähigkeiten und Funktionalitäten als von männlichen Machtinteressen bestimmt worden sein, zuerst die der *Väter* über ihre Töchter. Wir sehen ja durchaus die prinzipielle Möglichkeit für Frauen, durch intensive Arbeit und die Garantie der Reproduktion des Lebens einen Anteil an der Macht zu gewinnen, was aber insgesamt selten gelingt, weil über die „Werte“ in der Gemeinschaft „höhere“ Positionen den Männern vorbehalten sind, beziehungsweise aktiv mythisch „definiert“ werden. So wie es schon bei WildbeuterInnen eine geschlechtsspezifische Behandlung der Kinder in der Initiation gab, mit der die Macht ebenfalls „zugeteilt“ wird, oder auch die Empfindung der Angst. (Kanz, 2013)

Es gab wohl auch mal Frauen, die mit in den Krieg zogen, wie offenbar bei den Blackfoot. (Lee/ Daly, 1999) Childe, der den Begriff der Neolithischen Revolution formulierte, und der bereits bei WildbeuterInnen die Frauen unter Männerherrschaft stehend für möglich hält, spricht von Gräbern am Baikalsee, in denen Frauen mit Kindern und ihrem Bogen begraben wurden. (1958) In einer Katalogbesprechung über die ersten Bogen als Waffen wird davon ausgegangen, lange Bogen, deren Gebrauch relativ weniger Kraft (aber einen längeren Auszug) brauchen, deuteten auf Verwendung durch Frauen hin. (Junkmanns, 2009: 198) Es wird auch deshalb mal kämpfende Frauen gegeben haben, weil vielleicht die Zahl der Männer dezimiert war. Bei den Skyten, also erst um 3.000 bp, finden sich einige Frauengräber mit Waffen, einige, aber nicht alle (und nicht die Gräber der Männer womöglich mit Tontöpfen). Von ihnen kam die Amazonen-Chefin Penthesilea in der griechischen Mythologie, die – wieder eine mythische Frauenmacht-Vernichtung – von Achill erschlagen wurde. (Grimal, 1977^b) Vielleicht wurde eine Änderung der Matrilinearität zum Patriarchat damit beschrieben. Auch am Amazonas entdeckte ein spanischer Priester im 16. Jahrhundert langhaarige Frauen, die das Boot der Eindringlinge mit Bogen und Pfeil angriffen hätten – Amazonen! Dem verängstigten, an den edlen Griechen ausgebildeten Priester, fiel nichts besseres ein.

Die Wahrscheinlichkeit, dass die Menschen in Kleinfamilien leben, wenn auch zusammen in grösseren Einheiten, ist hoch; allerdings gibt es bei rezenten Urvölkern oft *Polygynie* wie es bei manchen auch *Frauentausch* auf Zeit gibt. Das verweist noch einmal ganz elementar auf Machtverhältnisse, auf solche von „Besitz“ auch. In welcher Weise sich das dann jeweils real entwickelte, ist nicht erschliessbar. Eine solche mögliche Herausbildung eines Kerns der Gruppe im Lager wäre in der idealisierten Form eines Typus ein urwüchsig entstandener, ein organischer Prozess, der weitgehend der Funktionalität aus der *Mutter-Kind-Beziehung* folgt. Wie obskur seinerzeit auch immer dazu über die Welt gedacht/ geglaubt wurde, welche Tabus auch immer erfunden wurden. Und religiöse Ordnungen stellen wohl immer die Frauen zurück, scheinen gerade dazu erfunden; weshalb ich *nach* dem Bau des Göbekli Tepe eine relative Gleichberechtigung der Geschlechter dort für völlig unwahrscheinlich halte.

In Sumer – mit einer göttlichen geschlechtlich gemischten Doppelspitze von Tempel und Palast – waren Frauen eindeutig den Männern unterworfen, sehen

wir noch. Da konnte Inanna zur wichtigsten Göttin des Krieges und der Liebe werden, sie blieb: *Männnergöttin*. (Balz-Cochois, 1992) Die fortschrittliche Bewegung passiert hier und da in Zeit und Raum und überall in homöopathischen Dosen. Wir sehen schon bei WildbeuterInnen vielfältige Hinweise auf konfliktreiche Geschlechterverhältnisse. Mit den nach meinen Thesen relativ späten Institutionalisierungen – die ich nach dem folgenden Exkurs anspreche – muss es für möglich gehalten werden, dass bereits die Verwandtschaftsbildung auch den Zweck hatte, die männliche Position als führende zu betonen. Allerdings ist es besonders schwer, für diese permanente Auseinandersetzung der Geschlechter direkte Belege zu finden, noch in unserer Zeit wird ja mit zum Teil obskuren Behauptungen um Männervormacht gerungen. Extrem noch die im frühen 20. Jahrhundert in Europa gebrauchten geistlosen Begründungen gegen Frauenemanzipation, wie beim Kampf der Frauen um den Zugang zur Bildung oder zu Wahlen. (Beauvoir, 1949) Andere Weltregionen folgen nur langsam.

Exkurs: Geschlecht in der Wissenschaft

Zum Geschlechterverhältnis ist an dieser Stelle auch ein Blick auf die Wissenschaft zu werfen, die dieses Problem ja mit zu bearbeiten haben sollte. Doch es amüsiert immer wieder, wie leichtfüßig in den hier besonders interessierenden archäologischen und ethnologischen Texten die Geschlechterfrage als völlig geklärt erscheint. Männer sind die Helden der Weltgeschichte, Frauen nur Beiwerk – jedenfalls in den Augen mancher Wissenschaftler. Doch die Männerzentrierung bei den Interpretationen diskreditiert geradezu solche Wissenschaft, solange diese Problematik nicht einmal reflektiert wird. Manche Äusserung wäre ja ganz putzig, blieben solche gelehrten Auffassungen nur „Meinung“. Doch sie berühren durchaus die *methodische Qualität* von Wissenschaft, zeigen fehlende Quellenkritik und mangelnde Reflexion. Wenn an aufgefundenen Artefakten keine Spuren erkennbar sind, wer sie herstellte und nutzte, sind Aussagen eben nicht möglich. Wird eine daran anschließende Spekulation unternommen, muss erwartet werden, dass sie die verschiedenen Möglichkeiten diskutiert. Wer über Gruppen, Gemeinschaften oder Gesellschaft fabuliert, ist gehalten, eine Lebensweise zu bedenken, die eine Überlebensmöglichkeit zeigt. Die Phantasie vom „Grosswildjäger“ als Grundtypus des frühen Homo sapiens ist das eher nicht. Wie sollte gerade diese Lebensweise sich ohne eine Basis im Frauenlager entwickeln können?

Ein solches Lager als Zentrum einer sammelnden und Kleintiere jagenden Gruppe ist dagegen lebensfähig. Erst die von *Wissenschaftlerinnen* durchgesetzte Debatte hat eine realistische Sicht auf historische Gemeinschaften möglich gemacht.

Diese Kritik richtet sich ebenso an gegenteilige Einseitigkeiten, in denen beispielsweise ein *Matriarchat* (als „Frauenherrschaft“ oder primäre Frauenmacht gegenüber Männern) behauptet wird, für das es in der Geschichte keinerlei Belege gibt.

Wir haben es also mit einer Vielzahl an Elementen zu tun, die schon ab der frühesten Zeit der hier besprochenen Gemeinschaften das Geschlechterverhältnis als zähen Kampf um Ausgleich der Kräfte nachvollziehbar machen. Deren – auch wissenschaftliche – Beschreibung diente bislang allzuoft dem Unterdrücken dieser permanenten Auseinandersetzung. Deshalb sind die Leistungen der Frauen in Richtung Sesshaftwerdung bis hin zu einer zumindest „häuslichen“ Kulturentwicklung weitgehend verschüttet geblieben. Und doch zeigt sich für jene, die den Geschlechtergegensatz zur Kenntnis nehmen, bereits in der frühen Geschichte, dass er für ihren Verlauf substantiell ist; aus dieser Sicht ist die menschliche Geschichte neu zu analysieren.

Institutionalisierung

Während das Geschlechterverhältnis schon in einfachsten Gemeinschaften von Bedeutung ist, vielleicht schon in den Höhlenbildern durch Paarbildungen abgebildeter Tiere und Vulvendarstellungen „bearbeitet“ wurde, sind wohl erst relativ spät *formale Institutionalisierungen* grösseren Ausmasses für jene Leben nötig. Selz sieht noch in Sumer und Akkad, dass seinerzeit „*die Götterwelt erst im Laufe des 3. Jahrtausends [v. Chr.] in Genealogien und Familien organisiert wurde*“. (2010: 111) Da auch er meint, es würden „*die gesellschaftlichen Ordnungen in die Götterwelt übertragen*“, wäre die Sumerische Institutionalisierung der Verwandtschaft zu diesem Zeitpunkt dort zu einer neuen Form gelangt. (109) Recht spät also.

Wie funktioniert die Institutionalisierung? Mit dieser Frage kommen wir zu einigen Bemerkungen zur gesellschaftlichen *Konstruktion der Wirklichkeit*; das ist eine treffende Formulierung von Berger/ Luckmann (1969) für solche Prozesse. Sie finden in allen Gruppen und Gemeinschaften sehr früh einfach durch die Eingewöhnung in eine vorerst alternativlose Welt statt. Erst dann

als relativ bewusste reflexive *formale* Institutionalisierung; informelle Spuren gibt es – wie bei der Macht – in jedem Zusammenleben: sie ist die Typisierung immer wiederkehrender Handlungen in einer Gruppe/ Gemeinschaft/ Gesellschaft, durch die zum Beispiel der Zugriff aufs Essen, der Ritus, oder ein Heiligtum als Institution entsteht, oder aus der bloss gefühlten eine organisierte Verwandtschaftsordnung. Alltag werde durch Wissen und Sinngebung, die das Ganze, die objektive (Um-) Welt, strukturieren, überschaubarer (mit Hilfe von Mutterbruder und Kreuzkusin(e) beispielsweise, letztere sind Onkeltochter oder Tantensohn).

„*Alles menschliche Tun*“ – schreiben Berger/ Luckmann – „*ist dem Gesetz der Gewöhnung unterworfen. Jede Handlung, die man häufig wiederholt, verfestigt sich zu einem Modell, welches unter Einsparung von Kraft reproduziert werden kann und dabei vom Handelnden als Modell aufgefasst wird*“. (1969: 56) Diese Habitualisierung, etwas zur Gewohnheit machen – wie bestimmte Handlungen, oder Tänze bei besonderen Anlässen –, gehe jeder Institutionalisierung voraus. Die finde statt, „*sobald habitualisierte Handlungen reziprok typisiert werden. Jede Typisierung, die auf diese Weise vorgenommen wird, ist eine Institution*“. Die wechselseitige Typisierung gelte für Akte (etwa Riten) und Akteure (etwa als anerkannte HeilerInnen). Das Handeln der Akteure werde zur *sozialen Rolle* (in der bereits Arbeitsteilung aufscheint). Eine Institution könne auch als Wissensvorrat verstanden werden, der einen *Sinn* repräsentiere.

Für sich individuell, und Frauen dazu für die eigenen Kinder sammelnde Frühmenschen waren strukturell wahrscheinlich nicht sehr verschieden von Schimpansen in ihrem Hordenleben. Es gibt für biologisch ähnlich gebaute Säuger bei ähnlicher Lebensweise, nämlich vom Wege zu sammeln, was sich findet, nicht so sehr viele Alternativen. Speere gab es schon vor 400.000 Jahren, das sagt auch nicht viel, Affen (und ähnlich schon Vögel) nutzen Zweige zum Termiten-Angeln. Autonome Mitglieder einer frühen Menschengruppe vereinen sich theoretisch freiwillig, schon Schimpansinnen wechseln manchmal die Gruppe. (Henke/ Rothe, 1999) Doch Menschen mit ihren weitergehenden geistigen Möglichkeiten sind in anderer Weise mit ihren Gruppen und auch emotional intensiver verbunden, weil sie sich identisch „wissen“ und auch noch beim hinein „heiraten“ in eine fremde „Familie“ der ihrer Geburt verbunden bleiben. Immer noch sorgen alle älteren Personen für sich selbst. Alle verrichten notwendig ähnliche Tätigkeiten, auch beim Ausschlachten

von Aas und dem Jagen von Kleintieren. Gelegentlich gibt es gemeinsame Jagden auf grössere Tiere mit allen Mitgliedern, bevor der organisiertere männliche Jagdzug über grössere Distanzen und längere Zeiten entwickelt und monopolisiert institutionalisiert wurde. Die Erwachsenen sind untereinander weitgehend gleichgestellt, manche sind besonders stark, andere ausdauernd, einige klüger als andere, andere nur älter und deshalb von grösserer Erfahrung und Selbstsicherheit oder nachdrücklicher beim Einfordern von Ehrbezeugungen. Soziale Beziehungen entwickeln sich, zwischen Individuen wie hinsichtlich von Vereinbarungen zur Teilung der Lebensmittel in Gruppen, die irgendwann nicht mehr individuell nur angeeignet und verzehrt werden. Ältere und Kranke können dann aus einem Gesamtfundus selbstverständlicher mitversorgt werden; die emotionale Abhängigkeiten von den Eltern bildet sich zur Institution aus, zur Regel, die Alten müssten mitversorgt werden, was kaum von Anfang an schon bei Menschen Standard war, oder: „Heirat“ folgt Elternwillen, wird zur die Sexualität beschränkenden Regel.

Arbeitsteilungen entwickeln sich in dieser Weise bereits früh im Kleinen über soziale Rollen, irgendwann entsteht die institutionell fixierte verwandtschaftliche Organisation, wie wir noch bei der Stammes-Organisation am Beispiel der Gentilgesellschaft sehen werden. Daraus ergibt sich eine Stärkung gegenüber anderen Gruppen, die diesen Prozess noch nicht kennen, und auch die emotionale Entwicklung geht damit einher. *„Denn die Gewöhnung an ein höheres Maß von Langsicht und an eine stärkere Zurückhaltung der momentanen Affekte [...] gibt unter Umständen den Angehörigen der einen Gruppe eine bedeutende Überlegenheit über die einer anderen“*, schreibt bereits Elias, wenn auch für eine andere Zeit und auf Basis der Psychoanalyse. (1936-2: 387) So werden Gruppen/ Verwandtschaften nach innen wie aussen stärker.

Doch zu Beginn des Aurignaciens war wohl die Institutionalisierung des Verwandtschaftssystems noch nicht oder höchstens recht schwach ausgeprägt. Seine Entstehung im bewussten Sinn der Menschen wird zu einer bedeutenden Kraft des sozialen Wandels im Jung-Paläolithikum. Als nicht mehr nur von gewohnheitsmässiger Nähe besonders der Kinder und Eltern ausgegangen, sondern mit Positionen wie Mutterbruder und Kreuzkusine und darüber hinaus die Gruppe strukturiert wird. Aus der gefühlten kleinen Urfamilie wird bei rezenten Urvölkern eine zum Teil äusserst komplizierte, aber auch schlagkräftige Organisation, wenn der wachsende Verband über die Sippen hinaus grösser wird und dessen Krieger organisiert geplant einsetzbar werden. Aus

strukturell gleichen, segmentären Gemeinschaften (Durkheim) entstehen sozial abgestufte Verbände, die ich beim Göbekli Tepe als hochwahrscheinlich ansehe.

Macht, als alltägliches zur Geltung bringen der individuellen Ansprüche, zeigt langsam übergreifende soziale Wirkung, besondere Tätigkeiten bringen der Gruppe Nutzen und entsprechend Ansehen für die AkteurInnen. Für Männer bald mehr als für Frauen, die aber ihre Söhne durchaus in diesem Sinn erziehen, denn kraftvoller Schutz durch sie schien damals wichtiger als eine feministische Gesinnung. Bei sehr frühen Menschengruppen muss es also eine Zeit gegeben haben, die nur gering und noch unreflektiert „naturwüchsig“ und höchstens quasi-institutionell geprägt war; irgendwann zwischen Tier und Mensch. Durch bloss gefühlte verwandtschaftliche Bindungen etwa (die es bei Schimpansen bereits gibt; Tomasello, 2006; Henke/ Rothe, 1999). Später ergab sich für frühe Gemeinschaften immer ausgeprägter eine (fast) *vollständige* Institutionalisierung, wie wir sie aus vielen Berichten über rezente Urvölker nachvollziehen können, wo nichts, aber auch gar nichts ohne rituelle Absicherung geschieht, sei es vor der Jagd, danach, beim Ausheben einer Hausgrube... Und alles ist Ritus. Auf dem Wege hin zu komplexeren Gemeinschaftsformen konnte die Institutionalisierung sich wieder verringern, weil etwa in der Gross-Siedlung, oder dann in der sumerischen Stadt, eine so komplette soziale Kontrolle nicht mehr möglich war, beziehungsweise über bewusste *verinnerlichte* Kontrolle angestrebt wurde, wie unter dem Stichwort: Person noch besprochen wird.

Wann entstanden erste Institutionen mit weitreichender Wirkung dieser Art? Eine Funktionsteilung wie: Männer das Äussere, Frauen das Innere, könnte von Anfang an aus dem Tierreich „mitgebracht“ worden sein; auch sie sehen wir bereits bei Schimpansen. (Henke/ Rothe) Doch musste aus den instinktiv verbundenen Gruppen diese Normalität sich in erworbene, soziale Kompetenz transformieren. Dann wird vielleicht Frauen das „grosse“ Jagen verboten, um diese Jagdform als männliche Institution zu etablieren, oder ihnen wird die Werkzeugherstellung genommen – sie werden ihrer Kenntnisse enteignet – und die Garten-Geräte ihnen nun von ihren Männern „geschenkt“. So entsteht dieser Prozess der *formalen* Institutionalisierung bis gelegentlich hin zur weitgehenden Starrheit einer Gemeinschaft (extrem im Kastenwesen).

Für die jüngere Zeit haben wir deutliche Beispiele. Etwa bei der Verrechtlichung des athenischen Stadtstaates, wenn ein Preisträger der Tragödiendich-

tung das Gerichtswesen gegenüber den nach alten Vorstellungen Rache fordernden Erdgöttinnen als nun vorrangig betont und in diesem Sinne mit seinem Epos reale Politik macht, wie Aischylos (Die Eumeniden; die aufgeführten Tragödien wurden im Wettbewerb bestimmt). Bachofen hat in diesem Stück eine andere Entwicklung gesehen: die griechische Überwindung des „Mutterrechts“, weil beim Freispruch des Muttermörders Orest nun die Vaterschaft als wichtiger vor dem mütterlichen Gebären angesehen worden sei. (Wesel, 1980) Meinerts (o. Jg.) verweist auf beide Interpretationen; Athene stärkt zugunsten Orests den Gerichtshof: Aeropag; eine äusserst bedeutende Institutionalisierung.

Und ähnliche Prozesse geschehen über die parallele Entwicklung des Religiösen, um auf eine weitere bedeutende Triebkraft zum sozialen Wandel hinzuweisen.

Religiosität

Als Grundlage des Religiösen ist eine generelle Mystifikation der Umwelt zu bedenken, wenn also Menschen alle Erscheinungen der Welt als Subjekte oder handelnde Kräfte empfinden, allerdings in abgestuften Formen, zuerst vielleicht sehr wenig, eben mehr gefühlt als formal bestimmt, dann differenzierter bis hin zu in Mythen/ Ideologien präsentierten GöttInnen. Sehen Menschen höhere Mächte in Form magischer Geistwesen, ist hier generell von *Religiosität* die Rede, selbst wenn sie in frühen Formen mehr als vage Natureigenschaft empfunden worden sein mag (prä-animistisch), noch lange nicht als institutionalisierte Religion. Beispielsweise als unwillkürliches Ducken bei Blitz und Donner, wenn der Wind raschelnd durch das Gesträuch braust oder Hagel entsteht. Erst sehr viel später wurde vielleicht ein Windgeist erkannt/ benannt, später die Göttin des Windes in einer konzeptuellen *Religion*; noch Da Vinci zeichnet einen Gott des Windes. (Arasse, 2005: 438)

Das Religiöse, zuerst ein Animismus, später mit definierten GöttInnen, verändert sich generell parallel zur weltlichen Lebensform. Das geschieht nicht durch Widerspiegelung sowjetischer Simplifizierung. Es gibt Machtprozesse zwischen und innerhalb institutionalisierter Gruppen der Gemeinschaften; selbst HeilerInnen und PriesterInnen müssen sich um ihr Ansehen kümmern, um wirksam sein zu können, woraus sich wiederum Hierarchien ergeben, später ein Oberpriester beispielsweise. Zusammen mit einer allgemeinen Institutionalisierung entwickelte sich wahrscheinlich das Religiöse entsprechend,

das die generelle Denkform darstellt: alles ist mystisch, alles religiös. Mit ihm werden die unhinterfragbaren göttlichen Gewissheiten mobilisiert. Nicht zufällig kommen in Sumer Tempel und Palast in ein Spannungsverhältnis, wie wir bei Gilgamesch lesen, möglicherweise deuten die zwei Götterfiguren am Göbekli Tepe schon auf eine solche Situation zweier Sphären: weltlich - geistlich, simpel ausgedrückt. Vielleicht verbanden sich zwei religiöse Systeme zu einem gemeinsamen Stammesbund.

Gäbe es eine religiöse Entwicklungslinie, dann hätte die wohl bis hin zu Gottvater Zeus sechs typische Stationen:

1. unbenannte prä-mystische Formen (*Ältere WildbeuterInnen*);
2. eine verdichtete mystische Naturreligion mit benannten Geistwesen, wahrscheinlich schon mit entsprechendem Personal: HeilerInnen etwa (*Jüngere WildbeuterInnen*);
3. entstehen erste GöttInnen aus diesem Kreis der frühen Geistwesen wohl zusammen mit PriesterInnen (*Sozial-differenzierte Gemeinschaften*). Danach muss
4. eine *bäuerliche* Religion bedacht werden, die bis ins frühe Mesopotamien reichen konnte. Es folgt
5. ein grösseres Pantheon in sozial geschichteten Städten Sumers, bald unter einem Hauptgott. Noch im alten Griechenland finden wir
6. die mächtigen OlympierInnen unter männlicher Führung; immer noch ergänzt durch eine Unzahl weiterer Geistwesen zu jedem nur denkbaren Zweck.

Ich führe die Reihe deshalb so weit, weil sich eine interessante Entwicklung am Göbekli Tepe dann sehr deutlich zeigt: schon dort erkennen wir – in den drei älteren Anlage B, C, D – ein grosses *Pantheon*, das strukturell dem in Sumer und sogar noch dem des klassischen Griechenlands zu entsprechen scheint. Etwa ein Dutzend kleinerer Geistwesen, überragt von zwei Obermäckern, bilden diese Monumente. Zeus findet einen Vorläufer in Babyloniens Marduk mit dessen nun *unter* ihm stehenden Versammlung der GöttInnen, die nicht mehr eine von Gleichen ist, wie noch im frühen Sumer. (Vieyra, 1977) Beide unterwerfen die ursprünglicheren (Erd-) Geister und scharren eine kleinere Gruppe GöttInnen um sich. Eine äussere Ähnlichkeit zum Pantheon der Harran-Ebene scheint in dieser Sichtweise nicht zu übersehen. Besteht es durchgängig bis zum alten Griechenland?

Mystische Geistwesen zu erkennen, ist offenkundig *Folge* früher Ontogenese in der geistigen Aneignung der – subjektiv scheinenden – Welt. Später geht es um das erfahrungsmässige Erfassen des Lebens und der Umwelt beim Kind. Der über die Vorstellung von Geistwesen als Bestandteil des eigenen Lebens hinaus bewusst weiter entwickelte und reflektierte Glaube an GöttInnen im Rahmen der bestimmten Religion einer Gemeinschaft ist dann eher *Zweck*: wie zur Unterdrückung der Frauen, oder allgemein zur institutionalen Stützung von Autorität oder Herrschaft. Die jeweilige Form einer Religion entwickelt sich mit Riten oder Kulturen. Sie fungieren wieder als Triebkräfte sozialen Wandels, denn die sich wandelnden Formen werden jeweils von Menschen getragen. Bis hin jeweils zu der Zeit, wenn für eine bestimmte Beziehung von Sozialem mit der Umwelt ein vorübergehender Gleichgewichtszustand erreicht wird. Dann ist weiteres Lernen erstmal nicht nötig.

Diese noch im ersten Werden befindlichen Triebkräfte zu beeinflussen ist vielleicht die Geburtsstunde der *HeilerInnen*, die sich mit diesen Kräften in Eins setzen, um beispielsweise Beisetzungen rituell zu begleiten, oder durch selbst-hypnotische Verfahren, wie sie aus schamanischen Riten Sibiriens um die Wende zum 20. Jahrhundert (!) bekannt sind, ins Tierreich zu wechseln und dort für eine gute Jagd zu werben, oder zur (sehr konkret vorgeführten) Entfernung des Bösen aus dem Körper eines Menschen. (Tschubinow, 1914) Doch Hypnose scheint nicht zwingend, auch Drogen sind nicht nötig (wenn wahrscheinlich auch früh bekannt, weil wohl alle Pflanzen geprüft wurden). Bald machen sie sich in ihrer Gemeinde wichtig, auch durch die von ihnen als Nebenfolge geförderte frühe (grammatikalisch ausgeprägte) *Erzählung*, der Macht des Wortes. Vom Wind, Donner oder von Sonne und Himmel und warum die Menschen den geistig-religiösen Kräften gehorchen sollen, gefährliche göttliche Mächte, die sie – die HeilerInnen – beeinflussen könnten, und dass sie – die einfachen Menschen – die religiösen Symbole ehren und anbeten müssten. Die Opferhandlung nicht zu vergessen, bei der durch die gemeinsame Speise mit den GöttInnen die Gläubigen sich eins mit ihnen wissen (wie beim Regenmachen oder ähnlichen Riten).

So entsteht ganz langsam die Institutionalisierung des Religiösen über den ihr zugewiesenen Sinn, hinter der Interessen von Menschen stecken, die Macht ausüben, die wiederum zur „politischen“ Macht und Herrschaft führen kann. Denken wir an die frühe „Rote Königin“, von der oben berichtet wurde. In Kulturen oder Riten wird auch die religiöse Kraftentwicklung jeweils erneu-

ert, indem beispielsweise die jährliche Befruchtung der Ur-Welt nachgespielt wird. Entwickelt sich beispielsweise der Wind zu einer Kraft, die der komplexeren Erläuterung bedarf, dass er etwa Himmel und Erde aktiv trennt, damit dazwischen Leben entstehen kann und möglich bleibt, ist er – bereits in Mesopotamien belegt – zu einem von mehreren GöttInnen geworden, die die Welt erschufen; hier beginnen die Mythen, in denen wir eine geistig-religiöse Entwicklung deutlich erkennen können. Und mit ihnen sind wahrscheinlich, zumal bei Anbetungsformen mittels Skulpturen und in „Tempeln“, die GöttInnen und PriesterInnen zur Erklärung dieser bestimmten Religion institutionelle Kräfte geworden und haben die HeilerInnen zusammen mit der älteren Lebensvorstellung verdrängt.

Zu fragen ist auch nach der Verbindung des Totengedenkens mit der Religiosität und andersrum, nach dem Umgang mit den Ahnen. Pfälzner (2001) hat mit seinem ethno-archäologischen Ansatz als „reflektierte Beobachtung“ bestimmte archäologische Funde rezenter Ethnien erklärt und dazu westafrikanische Ahnenkulte untersucht und mit jenen aus dem historischen Vorderasien verbunden. Die dortigen Opferplätze vor oder im Hause erkennt er etwa in Jericho wieder, wo Schädel gefunden wurden, die zum Teil übergipst und damit haltbar und anschaulich gemacht worden seien. Ich verweise noch auf Çatal Hüyük. In Anatolien hatte Ausgräber Mellaart eine Vielzahl der Häuser als Heiligtümer charakterisiert, die von Pfälzner jedoch ebenfalls als Wohnräume mit Hinweisen auf Ahnenkulte der Familien interpretiert werden (Hausaltar), was der Anlage sehr viel plausibler zu entsprechen scheint. Die Welt wird differenzierter und religiöser. Eine solche Verbindung von häuslichem Ahnenkult und Wohngebäuden kann auch am Göbekli Tepe der jüngeren Schicht mit den kleineren T-Pfeilern nicht ausgeschlossen werden.

Innerhalb einer beharrenden Weltvorstellung und bei gleichbleibender Produktion, der Wildbeuterei, wurden doch einige Triebkräfte angedeutet, die – wenn auch vorerst über Jahrtausende – langsam zu einer vorerst schwachen und dann langsam stärker werdenden Entwicklung jener frühen Gemeinschaften führen musste. Die Kognition, das haben die bisherigen Ausführungen doch hinreichend deutlich gemacht, ist ja selbst eine wichtige Triebfeder der exponentiellen Dynamik, die den angesprochenen sozialen Wandel des durchaus nicht statischen Jung-Paläolithikums angetrieben und zu einem komplexen Gesamtprozess geführt hat. Und es gab eine Wechselwirkung zwischen innerer und äusserer Veränderung dieser Leben.

Das Ende der Eiszeit

Eine besondere Triebkraft, die aus den bisher genannten herausfällt, ist – wie frühere Klimaereignisse, die etwa die Siedlungen beeinflussten – das Ende der Eiszeit als *äusserer* Anlass. Sie endet *faktisch* 3.000 Jahre vor der Zeit des Baus des Göbekli Tepe (nominell mit dem Jung-Paläolithikum; Holozän). Es geht um das schnelle, das für die Menschen spürbare Ausklingen. „Vor 14.700 Jahren leitete ein scharfer Anstieg der Lufttemperaturen über Grönland [...] und der Meeresoberflächentemperaturen des Nordatlantiks binnen etwa 50 Jahren“ das Ende der Eiszeit ein. (Jöris/ Street/ Sirocko, 2010: 93) Mitteleuropa geriet verstärkt unter Einfluss atlantischer Strömungen und einer Luftmassenzufuhr aus den Subtropen. Zum Teil stieg der Meeresspiegel um einen Meter in zehn Jahren. Bekannte Pflanzen und Tiere verschwanden durch den Klimawandel oder zogen sich nach Norden zurück, neue unbekannte wanderten ein beziehungsweise breiteten sich aus. Wildgetreide konnte sich gegenüber der Kräuter-Tundra stärker behaupten, ebenso Wald, der in Nord-Mesopotamien aber die Gräser nicht so schnell und stark unterdrückte wie andernorts. (Uerpmann, 2007)

Wurde die neue Umwelt gleich als angenehm empfunden? Es gab mehr Regen, was Unsicherheit brachte. Musste deshalb der nun oft bewölkte Himmel abgestützt werden? Mussten die Geistwesen angerufen und neue als wichtiger erachtet werden, nachdem ältere „versagten“? Musste eine weitergehende Form des Denkens ausgebildet werden, um der Situation gewachsen zu sein? Kann das eine jene Menschen derartig aufwühlende Erscheinung gewesen sein, um vielleicht eine Art Orakel für Zukunftsfragen zu errichten? Ja, die Literatur gibt für einen von den Menschen spürbaren Klimawandel hinreichende Gründe an, die ich hier nicht weitergehend ausführe, weil ich mich auf den inneren sozialen Wandel konzentriere. Aber mit diesem realen Ausklingen der Eiszeit beginnt wohl die Sozial-differenzierte Gemeinschaft, durch diesen natürlichen Wandel ist der Göbekli Tepe offenbar beeinflusst. In der letzten Phase der Eiszeit, etwa zum Baubeginn der Monumente, kam es dann erneut zu einem Kälteeinbruch (Jüngere Dryas), der die weitere Bautätigkeit beeinflusst haben mag. Es wurde wieder trockener, wodurch der Zwang zum Landbau mit gefördert worden sein kann. (Benz et al., 2015)

Sehen wir nun genauer und illustrativ auf die Elemente sozialen Wandels, die in der sich entwickelnden Sozial-differenzierten Gemeinschaft ent-

stehen mussten, um den Göbekli Tepe zuerst einmal geistig auszubilden. Wenn es auch für jene Zeit etwas überbetont scheinen mag, kann offenbar aus vielen einzelnen Siedlungen Eurasiens, die mal hier und mal dort entstanden waren, so etwas wie eine für jene Zeit nun „städtische“ Entwicklungslinie angenommen werden, für jene Zeit also über Gross-Siedlungen, die den sozialen Wandel der kommenden Zeit bis ins Neolithikum hin bestimmten: Abu Hureyra etwa, oder Ain Mallaha, noch Jericho steht wohl dafür – und die unbekannte Siedlung der ErbauerInnen des Göbekli Tepe. Hinzu kommen frühe Handelsnetze, die durch Rohstofffunde erkannt werden. Auch das historische Umfeld wird noch als zu meinen Thesen passend erkannt werden, vor wie nach dem Bau des ersten Monuments vom Göbekli Tepe.

Sozial-differenzierte Gemeinschaft

Jetzt wird es – scheint mir – besonders schwierig: *einerseits* ist eine relativ weit entwickelte „Hochkultur“ der Steinzeit darzustellen, *andererseits* gibt es als wesentlichen Befund nur ein Bauwerk und nicht die „Stadt“ dessen ErbauerInnen. Aus anderen Fundplätzen und aus der Form der Monumente können wir wohl davon ausgehen, der Wohnort oder vielleicht einige wenige Siedlungen bestanden aus runden Grubenhäusern, waren also leicht eingetieft, dann von Steinmauern umgeben, und mit Holzpfeuern wurde ein hölzernes Dach gestützt. Felle und vielleicht Buschwerk und Gras deckten den einen Raum ab, der durch einen engen Zugang erreicht wurde. Jeweils Gruppen solcher Bauten von Sippen waren von anderen Haus-Gruppen durch breite Streifen abgetrennt, manchmal durch Plätze. Ob es bereits ein Zentrum gegeben hat? Mit etwas grösseren Gebäuden, einer religiösen Stätte, dem Häuptlingsitz? Aus meiner Analyse ist das wahrscheinlich, doch aus Funden ist eine entsprechende Situation für diese Zeit nicht bekannt. Nur eine einzige Steinskulptur aus Şanlıurfa (früher Edessa) und eine dortige Fundstelle eines kleineren T-Pfeilers lässt den Ausgräber Schmidt vermuten, die Siedlung dieser Leute habe unter dessen heutiger Altstadt gelegen. (2008) Es scheint aber nicht ausgeschlossen, noch Hinweise auf Wohnbereiche im Tepe zu finden; abgesehen von der jüngeren Schicht, deren kleine Rundbauten doch recht „wohnlich“ aussehen. Lassen wir es dabei und blicken auf *Strukturen*.

Viele Zugriffe zu Analogien werden nötig, um sich ein weitergehendes Bild machen zu können. Doch ob nach Sumer gesehen wird, oder zu rezenten Urvölkern, es liegen immer erhebliche Zeiten zwischen ihnen und dem Göbekli Tepe. Beide Wege werden beschritten, um nicht nur über Strukturen zu reden, sondern auch illustrativ einen Eindruck vermitteln zu können. Die Probleme liegen auf der Hand, wenn Völker beigezogen werden, die beinahe 12.000 Jahre später, und das mit nur wenig wissenschaftlicher Präzision, beschrieben wurden. Die also eine deutlich längere Zeit zur Entwicklung ihrer Kognition und ihrer Gemeinschaften hatten. Schnell wird deutlich: ein Bauwerk wie das erste Monument der Harran-Ebene zu errichten, waren die bekannten rezenten Urvölker nicht fähig, sonst hätten sie es wohl gemacht. Und trotzdem waren Institutionalisierung und Organisationsgrad der viel früheren Epoche wahrscheinlich noch auf niedrigerem Niveau. Das müssen wir zusammenbringen.

Ich komme also zu dem Ergebnis, die Kognition der sozial-differenzierten Gemeinschaft, pauschal im Sinne Piagets verstanden, war zum *einen* jener der rezenten Urvölker zumindest gleich wenn nicht höher entwickelt, obwohl zum *anderen* die Bauwerke einiger der jüngeren Völker komplexer ausgebildet waren als die relativ simplen „Steinkreise“ des Göbekli Tepe. Letztere scheinen aber durch die enorme Bauleistung mit allseitig gemeisselten Pfeilern und die auch langwierige Bauorganisation wiederum als komplexer als jene. Dieser Weg mit den Analogien der *Strukturen*, nicht den realen Lebensverhältnisse, wird nun beschritten, was am Ende des Textes die Gefahr birgt, dass doch zurück bleibt: die Menschen der Harran-Ebene seien irgendwie wie die TrobrianderInnen, IrokesInnen, Baruya oder Yanomamo, auf die ich mich gleich beziehen werde. Dann wäre ich falsch verstanden worden. Ein so konkretes Wissen kann heute nicht gewonnen werden.

Wir kommen also zur Lebenssituation eines Teils der Jüngeren WildbeuterInnen, dem *Typus* der Sozial-differenzierten Gemeinschaft, die kognitiv in der Lage war, den Göbekli Tepe zu planen und zu bauen. Was ist – über die Fähigkeiten „normaler“ Jüngerer WildbeuterInnen hinaus – das besondere an der Kognition am Göbekli Tepe, oder: was wurde erst zum Bau der Monumente an logischem Denken benötigt, nicht schon bei einfacher Sesshaftigkeit in Gross-Siedlungen? Die generelle Unterscheidung zwischen Jüngeren WildbeuterInnen und der Sozial-differenzierten Gemeinschaft als besonderem Typus kann vielleicht auch so verstanden werden: was ich oben zu ersteren ausführte, lässt sich auf die frühen *einzelnen* Gross-Siedlungen beziehen, die nebeneinander her lebten. Und mit der Sozial-differenzierten Gemeinschaft blicken wir bereits – wieder modellhaft – auf eine *verbundene* Gruppe solcher Siedlungen und damit auf einen Stammesbund, der sie *institutionell* verband, während innerhalb der älteren einzelnen Siedlungen eher nur verschiedene Familien oder Sippen miteinander an einem Ort lebten. Dass es eine Art Stammesbund als Kultgemeinschaft gegeben hat, ist kaum strittig, wie andere Orte mit T-Pfeilern zeigen, die noch nicht ausgegraben sind, die Frage ist aber, wann dies der Fall war und wie weit dieser Prozess gelaufen war, als das erste Monument in Angriff genommen wurde.

Welches Können lässt sich für jene Zeit annehmen? Die Bauweise von Rundhütten war in der langen Zeit der Jüngeren WildbeuterInnen wohl zuerst zeltähnlich, wie in Gönnersdorf, dann bald – und vor allem im Nahen Osten – ähnlich geformt aus Steinen in Form von Grubenhäusern, wie wir oben in der

Skizze zur Unterteilung der Epochen des Jung-Paläolithikums schon besprochen. Insofern sehen wir in den Monumenten des Göbekli Tepe erst einmal nur „grössere Hütten“. Die Besonderheit bei ihnen ist aber doch die nötige Planung. Wo zuvor alle Menschen in der Lage waren, einfache Hütten eher intuitiv zu bauen, so wie es die Alten immer schon machten, ist dort ein anderer Planungsprozess nötig geworden. Und Planung bedeutet, dass zuerst eine *religiöse* Konzeption entstehen musste! Nun kann selbstverständlich gesagt werden, das habe sich eben langsam entwickelt, ich selbst argumentierte ja ausführlich mit: Gewohnheit. Doch scheint hier etwas ganz Neues gemacht worden zu sein. Vielleicht wurde sogar ein *Modell* gebaut, jedenfalls fanden sich in der 1.000 Jahre jüngeren Siedlung dieser Kultgemeinschaft, Nevalı Çori, einige sehr kleine T-Pfeiler, die dafür gedacht scheinen. (Schmidt, 2008)

Siedlungen als Entwicklungslinie

Zum besseren Verständnis soll – bevor ich auf die Monumente selbst zu sprechen komme – der Blick auf den grösseren historischen Zusammenhang gerichtet werden, in dem der Göbekli Tepe und dessen ErbauerInnen standen. Das scheint sinnvoll, da meine soziologische Analyse es zweifelhaft erscheinen lässt, in der Landwirtschaft das entscheidende Movens für den sozialen Wandel der dem Göbekli Tepe folgenden Entwicklungen zu sehen. Vielleicht ist eine andere Form des Übergangs als These zur Geschichtsschreibung fruchtbarer zu machen, die wachsende *Sesshaftigkeit* (komplexe WildbeuterInnen) und vor allem deren kognitive Basis. Diese These scheint mir besser verständlich zu sein, als eine dörfliche Landwirtschaft für den „Beginn“ der Kultur anzusehen. Zumal entlang dieser Linie sowohl die Gross-Siedlung, der Göbekli Tepe und der Beginn der Landwirtschaft erklärbar scheinen.

Der Fokus bei der Entstehung des Göbekli Tepe wird primär auf einen *inneren* sozialen Wandel gerichtet, wenn der wohl auch durch das Ende der Eiszeit angeregt wurde. In der Folge kommen wir gedanklich relativ direkt über die weiteren Jahrtausende zu den *Stadtgesellschaften* Sumers, die die Landwirtschaft nun betreiben. Diese Form der Ernährung ist dabei eine unverzichtbare Bedingung für die neue Kultur, nachdem der Platz zum willkürlichen Sammeln am Rand der grossen Siedlungen zu knapp wurde. Deshalb soll hier für das Ende meiner Untersuchungszeit auch geprüft werden, ob und wie die Zeit vom Göbekli Tepe bis nach Uruk, der berühmt gewordenen Hauptstadt Sumers, mit archäologischen Funden zu überbrücken ist. Aus dieser Sicht

wird der Göbekli Tepe zum besonderen epochalen Schnittpunkt zwischen den Zeiten und Welten.

Wir müssen dabei – anders als das bisher in meiner Studie geschehen ist – auch die *weiteren Bauphasen* an diesem Geistigen Zentrum der Harran-Ebene berücksichtigen, in denen in der jüngeren Grabungsschicht II noch etliche kleinere Rundbauten entstanden sind (ca. 200 T-Pfeiler wurden geortet). Und das zumindest über 1.000 Jahre, als erst Nevalı Çori entstand. Mit solchen Analysen wird die Baustelle recht verständlich in die Quellen jener Zeit eingereiht. Der Göbekli Tepe ist wohl gar nicht die solitäre Sensation, als die er uns vorkommt, weil wir die Gesamtheit nicht sehen können.

Diese pauschale These – sie müsste in weiteren Studien detailliert ausgearbeitet werde – stützt noch einmal die Beurteilung der Sozial-differenzierten Gemeinschaft vom Göbekli Tepe als bereits einer ersten Hochkultur. Die „*städtische*“ Lebensform als kulturelle Entwicklungslinie scheint bislang unterbewertet zu sein, sie zeigt sich seit der (1) grossen steinzeitlichen *Siedlung* ab vor 20.000 Jahren, dann des (2) *Geistigen Zentrums* in der Harran-Ebene mit den noch anzusprechenden Handelsnetzen, Jericho nicht zu vergessen, bis hin zur (3) *Urukisierung* – zu der ich gleich komme –, und zuletzt der (4) *Grossstädte* Mesopotamiens, in denen bereits bewußt ein Menschenbild geformt wurde, durch „Pädagogik“, wie wir noch sehen werden.

Natürlich kann die Sozial-differenzierte Gemeinschaft neuerungsfeindlich gewirkt haben, als letzte Bastion der SammlerInnen und Jäger. Im kleineren Zusammenhang mag es durchaus Kämpfe zwischen ihnen und den neuen Bauern gegeben haben, die den Boden der Ahnen nun aufreissen, aber das geschah kaum in der historischen Dimension (nicht als Kampf zweier „Reiche“ womöglich, wie Hollywood es inszenieren würde). Dieser Bau ist doch in hoher Weise selbst: *Modernisierung*. Klimawandel, Ernährungsbasis und Siedlungsentwicklung scheinen einen sehr komplexen Prozess hin zu einem neuen Denken gebildet zu haben.

Was für den Göbekli Tepe nicht direkt fassbar ist, wird für uns aber im Zwei-Strom-Land des Altertums recht deutlich, weil dort die kognitiven Fähigkeiten und differenzierten *städtischen* Verhältnisse gegenüber den rezenten Urvölkern zweifelsfrei eine höhere Entwicklung der Kompetenz belegen. Allein der Zugriff auf die externe Landwirtschaft durch die Grossstädte betont diese Überlegenheit, wie ebenso die städtische Umwelt mit zum Teil kolossalen Bauwerken: Tempel/ Zikurat und Palast.

Bei den folgenden Betrachtungen wird zuerst auf die Eingebundenheit des Göbekli Tepe in grössere Strukturen gesehen, und es gilt vor allem, nach empirischen Kenntnissen zu fragen. Das fällt schwerer bei der Frage, in welcher Form vor fast 12.000 Jahren bestimmte Rituale bestanden, ob es sich um einen nach Innen gekehrten Toten-Tempel handelte, oder um ein offensiv Geschichte machendes Zentrum, womöglich um einen zurückgezogenen religiösen Ort (ähnlich späterer Klöster). Leichter ist es bei der Betrachtung der Monumente. Sie können – wie oben die Analyse der Baustelle zeigte – relativ konkret mit Bauten rezenter Urvölker verglichen werden. Dieser Vergleich der Kognition spielt auch in den folgenden Exkursen eine Rolle, in denen es um Siedlungsformen und Verkehrsstrukturen der Zeit zwischen dem Göbekli Tepe und Sumers erster Grossstadt geht: Uruk. Zuerst gebe ich einen Hinweis zu Jericho und spreche über Çatal Hüyük.

Exkurs: Jericho

Jericho ist von Bedeutung für die Betrachtung des Göbekli Tepe, weil dort vielleicht zeitgleich oder jedenfalls zeitnah eine neue Kraft entstand, mit der die Gemeinschaft vom Göbekli Tepe direkt zu tun bekam. Dieser Ort fällt vor allem durch die Menge der Steine auf, die für Mauer und Turm verbaut wurden. Er entstand um 11.000 bp, 500 Jahre nach dem Baubeginn in der Harran-Ebene, soweit das so präzise verstanden werden kann; der Wohnort war älter als der Turm, der auf Standorten von Hütten errichtet wurde. Das Siedlungsgebiet von drei Hektar wurde von einer eiförmig bis ovalen Mauer umschlossen, darin eingebunden der Turm. 10.000 Tonnen Steine wurden in Jericho von einem Heer (!) von Arbeitern verbaut; das mag Roaf nicht – wie ich – im Sinne von zugleich militärischem Heer gemeint haben, das generell mit einem solchen vom Göbekli Tepe aneinander geraten sein könnte. Rundbauten, etwas in den Boden eingetieft, bildeten die Wohn-Unterkünfte. Es könnten in früherer Zeit 1.500 Personen dort gelebt haben. Bald wurde, noch in prä-keramischer Zeit, Getreide angebaut; doch die Zeitangaben für Jericho sind schwer einzuordnen, da nur von frühem Natufien oder vom Proto-Neolithikum gesprochen wird. Die Siedlung liegt direkt neben einer ergiebigen Quelle. Konkrete Hinweise auf eine Verbindung mit dem Göbekli Tepe gibt es nicht.

Exkurs: Die Frauen von Çatal Hüyük

Von spezieller Bedeutung für die Diskussion um frühe Lebensweisen war der um vor 8.000 Jahren errichtete Ort Çatal Hüyük in Anatolien. Ich erwähne ihn hier, weil er in die Zeit zwischen dem Göbekli Tepe und jenen Städten gehört, die gleich unter dem Titel der „Urukisierung“ angesprochen werden. Vor der Entdeckung des Monuments der Harran-Ebene galt er als die älteste „Stadt“ der Welt (Ausgräber Mellaart, 1967, sprach von: Town, einer mittleren Stadt). Diese Siedlung wurde nicht zuletzt durch den Fund einer angeblichen Grossen Muttergöttin berühmt, die über Jahre die archäologische Interpretation der historischen Sozialwelt im Sinne eines allgemeinen Matriarchats beeinflusste. Als würde eine Muttergöttin schon ein Matriarchat beweisen; beileibe nicht. (Röder u. a., 1996) Tatsächlich war der Ort eine bäuerliche Wohnsiedlung mit hohem Jagdanteil an der Ernährung; die Gebäude aus Lehmziegeln stehen Wand an Wand (ohne mit Pueblos im Süd-Westen Nordamerikas etwas zu tun zu haben). Und es gab dort – wie schon erwähnt – viele Hausaltäre. Çatal Hüyük gehört also in den Gesamtzusammenhang, der hier im weiteren noch mit besprochen werden soll, um die Bedeutung des Göbekli Tepe über die Zeit zu erkennen. Dazu gehört auch ein Blick auf die geistige Verfasstheit, die ich anders sehe als Schmidt.

Das Wand-Hochrelief dort, das eine in Gebärhaltung sitzende Muttergöttin vor allem zeigen soll, wird von Schmidt eher als ein Tier interpretiert, das die Wand hinaufläuft, also von oben gesehen wird, weil ganz ähnliche Arbeiten sich (unstrittig) auch am Göbekli Tepe und in dessen Nähe in vollständigerer Form fanden; allerdings laufen sie alle hinunter. (2008: 96, 137) So oder so irgendwie „heilig“ offenbar. Doch die Bemalung des wichtigsten dieser Wandreliefs in Çatal Hüyük, das auf dem Bauch oder Rücken konzentrische Kreise zeigt, ist eine deutliche Differenz zu einer Tierdarstellung; wäre es ein Tier liefe es zudem nach oben! Ebenso fehlt hier ein Schwanz, so dass das Sitzen dieser Figur plausibel scheint. Ob sie schwanger ist? Vierter Monat? Der Kopf ist zerstört, und dessen Rest sieht nicht nach einem flachem Tierkopf aus. Das Geschlecht ist nicht erkennbar. Brüste – wie sie Ausgräber Mellaart in Zeichnungen weiterer solcher Darstellungen hinzuerfindet – hat das farbig fotografierte Exemplar jedenfalls nicht. Anders als eine (kleine) Skulptur in Çatal Hüyük, die eine fettleibige Frau auf einem Sitz mit seitlichen Leoparden zeigt; gegenüber den viel älteren (fetten) Frauen-Figurinen ist sie mit ausgeführten Armen und Beinen gearbeitet, der Kopf ist abgebrochen.

Auch sie kann nicht als Beleg für ein Matriarchat gelten. Und es ist ein Unterschied, ob eine solche Figur vor 36.000 oder erst 8.000 Jahren als „Göttin“ verstanden worden sein soll (vgl. Inanna). Mir scheint es aber vernünftig zu sein, durch die genannten Darstellungen erst einmal eine gewisse Bedeutung von Frauen für möglich zu halten. Auch wenn zwischen dem Baubeginn des Göbekli Tepe bis zu Çatal Hüyük 3.500 Jahre liegen und beide Orte wohl nichts direkt verbindet, was durch Quellen belegt wäre, ist im grossen Rahmen jener Zeit vielleicht einmal darauf zurück zu kommen und eine Festlegung verfrüht. Zumal, wenn doch die (Tier-) Figuren sich entsprechen sollten. Billigen wir der Sozial-differenzierten Gemeinschaft vom Göbekli Tepe eine Dauer von (gesichert) 1.000 oder gar 2.000 Jahren zu, als die Anlagen verschüttet wurden, und halten wir sogar eine gewisse Fortsetzung bis hin zu Sumer mit der Hauptstadt Uruk für bedenkenswert, kann auch die religiöse Form von Çatal Hüyük noch eine erklärende Rolle bekommen. Denn der Göbekli Tepe scheint früh in eine weitläufige Region eingebunden gewesen zu sein, war vielleicht ein Zentrum nicht nur der Kultur, sondern auch des Handels. Zeitlich noch 1.000 Jahre weiter entfernt vom Göbekli Tepe sind die jetzt anzusprechenden Städte der Ubaid-Periode von vor etwa 7.000 Jahren, die in Nord-Mesopotamien liegen.

Exkurs: Urukisierung

An bedeutender Stelle hat die Ausstellung „Uruk - 5.000 Jahre Megacity“ die These der *Proto-Urbanisierung* Gross-Mesopotamiens neu hervorgehoben. Ergänzend dazu bekommt eine weitere Untersuchung Bedeutung, sie spricht für die Region um den Göbekli Tepe davon, ein *Handelsnetz* sei dort bereits seit um 10.500 bp an Funden nachweisbar. (Coward, 2010) Zu dieser Zeit entstand Nevalı Çori, der Ort mit T-Pfeilern und vermuteten Lagerhäusern, und – als eine andere Siedlungsform – gab es bereits Jericho. In der Ubaid-Periode im siebten Jahrtausend vor heute – also immer noch fast 5.000 Jahre *nach* dem Göbekli Tepe – seien „Kolonien“ eines proto-urbanisierten Summers auch in *Nord-Mesopotamien* begründet worden, um die werdende Grossstadt Uruk mit Rohstoffen zu versorgen. (Butterlin, 2013; Algaze, 2005) Gilgamesch und Enkidu stehen vielleicht dafür, die ja Zedern aus dem Norden, vom Libanon holten. Solche Gründungen entstanden unter anderem in der Nähe des Göbekli Tepe (beim früheren Abu Hureyra am Euphrat): Habuba und Aruda. In diesen Städten, deren nachgebauten Modelle in Fotos

des Kataloges enge Quartiere zeigen, wurden einfache Keramikgefäße ausgegraben, die beim Essen durch die ArbeiterInnen Verwendung fanden und denen aus Uruk fast vollständig gleichen. Es sei eine Globalisierung entstanden, die „*der Geburtsakt der urbanen Zivilisation war*“, die Urukisierung mit neuen städtischen Verdichtungen in ganz Mesopotamien. (Butterlin)

Doch dieser Geburtsakt lag wohl schon weiter zurück! Ich sehe ihn am Göbekli Tepe. Später kommt Çatal Hüyük in Anatolien (8.000 bp) als Handelspartnerin in einer solchen Vernetzung in den Blick; jedenfalls wurde Obsidian aus Anatolien nach Mesopotamien gebracht. (Roaf) Die Kultur „Uruk“ habe sich lange vor der Blüte der Stadt Uruk vom Süd-Iran nordwestlich nach Ost-Anatolien hingezogen. In diesem Zusammenhang steht auch die alte Stadt Tell Brak, die 200 km Süd-Ost-Ost von Şanlıurfa liegt und neuerdings als „älteste Stadt“ im Neolithikum gilt; bei der Analyse aus Satellitendaten fand sich dort ebenfalls ein ausgeprägtes *Verkehrssystem*. (Sci-nexx.de, 15.3.16) Dieses Wissen führt zur Vorstellung, das Geistige Zentrum am Göbekli Tepe könne im ganz frühen Prozess hin zu diesen Entwicklungen eine Rolle gespielt haben, als das Geistige Zentrum ergänzenden Handelsmittelpunkt etwa. In viel jüngerer Zeit hat es jedenfalls einen Handelsweg vom Roten Meer nach Anatolien gegeben. (Burenhult, 2004) Und es gab eine Kreuzung zweier Handelswege südlich von Şanlıurfa/ Edessa bei der Siedlung Harran. Einer führte von Damaskus über Edessa nach Norden, der andere vom Iran zum Mittelmeer. Ich lasse das so stehen und komme zur Baustelle in der Harran-Ebene.

Der Göbekli Tepe

Die Kreisanlagen am Göbekli Tepe werden hier mit einem relativ allgemeinen Begriff als ein *Geistiges Zentrum* benannt, um es nicht vorschnell als spezielle Kultanlage, ein Heiligtum oder einen Totentempel, zu bezeichnen, wie Schmidt (2008) es sieht. Das kann vielleicht archäologisch noch weitergehend erkundet werden. Die äusserliche Beschreibung des Bauwerks ist nicht übermässig komplex, auch deshalb nicht, weil in diesem Kapitel wieder primär auf die bislang älteste Grabungsschicht III Bezug genommen wird. Dort wurden im wesentlichen in unmittelbarer Nähe zueinander vier Bauanlagen gefunden, drei sind von einem Typus, eine kleinere, die Anlage A, hat einen etwas anderen Charakter: ihr Grundriss ist rechteckig! Das ist ein kleiner Raum, an den eine Apsis anschliesst. Die anderen drei Anlagen sind

angenähert kreisförmige Mauerkomplexe. Die beiden grossen mittleren Stelen der *Anlage D*, die ich speziell betrachte, stehen fast in Ost-West-Richtung, wenn auch etwa 9° linksrum aus der genauen Ost-West-Richtung verdreht. Diese Richtung differiert bei den Anlagen C, B, A immer weitergehend, die jeweils etwas mehr nach links verdreht stehen; bei Anlage A ist die Abweichung bereits 35°; die Reihenfolge des Baus der Anlagen ist allerdings noch unbekannt. Eine genaue Messung nach Sonne oder Sternen scheint daraus nicht herauslesbar, wie es bei viel jüngeren Steinkreisen angenommen wird (Stonehenge). Etwa ein Dutzend um drei Meter hohe Stelen, die von Schmidt so genannten *T-Pfeiler*, bilden mit der Ausfachung durch hohe Mauern die ungefähren Kreisformen der einzelnen Anlagen des Göbekli Tepe in der älteren Grabungsschicht III. Eine Anlage (C) hat zusätzlich umfassende äussere Mauerringe und einen längeren schmalen, von Mauern eng begrenzten Eingang durch diese Ringe hindurch (bei den GriechInnen: Bromos).

Nach der nun folgenden genaueren Beschreibung des Göbekli Tepe der Schicht III, dessen „Baustelle“ und die Konsequenzen für das logische Denken, komme ich in diesem Kapitel dann zur Pädagogik in Sumer, zu Sozialstrukturen, Handel, Befriedungsmethoden und zur Frage nach der gemeinschaftlichen Organisationsform von Stämmen und Stammes-Bünden. Daraus ist am Ende summarisch auf das Leben am Göbekli Tepe zu schliessen.

Insel im Urmeer mit Phallus?

Hier wird nun die Anlage D besprochen, die mein Modellfoto andeutet. Ihr eiförmiger Grundriss ist – nach der Karte bei Schmidt (2008) – aussen ungefähr zwölf mal 16 Meter gross; siehe den Grundriss oben. Besonders kennzeichnend sind die beiden, ungefähr fünfeinhalb Meter hohen, freistehenden Pfeiler/ Stelen/ Götter im Innenraum und die bildhauerische Kunst an ihnen und auch an den kleineren Stützpfählern der Mauern, die den Gesamt-Sinn der Anlage als sehr komplex erscheinen lässt. Denken wir uns eine normale (viel kleinere) Rundhütte jener Zeit als Vorbild, dann tragen Mittelpfosten eine Dachkonstruktion. Doch diese zentralen grossen T-Pfeiler trugen kein profanes Dach, sagt – wie oben angesprochen – Schmidt. Eher sollten sie den *Himmel* stützen, scheint mir, wie es Mythen Sumers nahelegen können.

Besonders wichtig für die Beurteilung der Anlagen sind die Formen der Pfeiler: die kleineren bestehen aus jeweils einer Kalksteinplatte von vielleicht um 40 Zentimeter Dicke, aus der unten zwei gleiche Bereiche ausgeschnitten

wurden, um einen Schaft von knapp einem Meter Breite herzustellen und ein ähnlich hohes Querstück anzudeuten, das als Hinterkopf und Gesichtspartie übersteht, weshalb von T-Pfeilern die Rede ist. Dieses Querstück ergibt das T, das optisch vom unteren Teil der Stele abgesetzt ist, aber sie besteht aus einem Stück (die T-Pfeiler sind nicht so scharfkantig wie in meinem Modell). Es könnte auch die Figur eines Phallus gemeint sein; dazu gleich. Die umschreibenden Rechtecke weisen über Grund etwa ein Verhältnis Eins zu Zwei auf. Zumindest im Fall der Anlage C wurde am Schaft ein bildhauerisch aus dem Stein des T-Pfeilers fast vollständig ausgearbeitetes Raubtier als Hochrelief gefunden. Der lange Schwanz verweist vielleicht auf eine Löwin mit gefletschen Zähnen. An anderen Stellen scheinen solche Arbeiten abgeschlagen zu sein.

Das könnte mit der späteren Verfüllung der ganzen Anlage zu tun haben, die nach einer unbekanntenen Nutzungszeit diesen Teil der Anlage knapp 2.000 Jahre nach der Errichtung „beerdigte“, vielleicht mit feindlicher Absicht, vielleicht um mehr Platz für weitere Anlagen des wachsenden Stammes zu schaffen, vielleicht „irgendwie“ rituell; das scheint noch unklar zu sein. Zu diesem Ende soll hier nicht mehr gesagt werden, als dass sich im Geröll zur Verfüllung auch wenige menschliche Knochen finden; Gräber oder Schädelbestattungen wurden bislang nicht entdeckt.

Deutlich grösser als die äusseren Pfeiler sind also die inneren beiden mit ähnlichen Proportionen. Vor allem um sie geht es beim Göbekli Tepe. Die primäre Bau-Vorgabe war offenbar, im Zentrum diese zwei Haupt-Stelen aufzustellen, die Namen trugen. Sie haben eine (unentzifferte) „Visitenkarte“ auf der Brust. (Schmidt) Es scheinen nicht die äusseren kleineren Pfeiler Leitgedanke einer ersten Planung gewesen zu sein; wären sie eine frühe Baustufe gewesen, wäre der Boden des Raumes wohl durchgängig glatt gemeisselt und nicht zwei flache Sockel (15 cm hoch) im Fels als Basis für die grossen Stelen belassen worden, in die sie eingespannt sind; aus diesem knappen Maß ergibt sich die Frage, ob eine Dachkonstruktion zur Stabilität nötig war, andererseits die, ob ein hölzernes Dach damals 1.000 Jahre (wie bei gotischen Domen) erhalten werden konnte.

Die Pfeiler sind *einerseits* eindeutig als „menschlich“ markiert, sie haben als (simples) Flachrelief angedeutete Arme und Hände, die sie vor dem (schmalen) Bauch halten, doch *andererseits* keine weitere Andeutung eines Gesichts, keine Augen, keine Nase, keinen Mund! Ganz anders also, als die erwähnte

grosse Holzstele vom Ural, die nur ungefähr 500 Jahre jünger ist, und deren Gesicht ganz menschlich gestaltet wurde, aber eher an die fast 40.000 Jahre alten „Löwenmenschen“ der Schwäbischen Alb erinnert wie auch an jene ähnliche grosse Steinskulptur in Şanlıurfa. Neben diesen, an realistische Darstellung erinnernde Figuren, sind also die T-Pfeiler etwas Einmaliges.

Die beiden grossen Pfeiler der Anlage D tragen Köpfe von etwa zweieinhalb Meter Länge im Grundriss und zeigen darüber hinaus Gürtel und einen angedeuteten Fellschurz; beide sind dadurch als *männlich* gekennzeichnet, sagt Schmidt. (JB, 2009) Die T-Pfeiler der Anlage tragen meist Flachreliefs, die manchmal von den anschliessenden Mauern überdeckt sind. Verweist das auf Planungsfehler oder auf grundlegende Baustufen? Standen die Pfeiler zuerst allein? Vielleicht kamen die Mauern erst später hinzu, meint auch Schmidt. (Terra-X, 2012) Öffentliche Bauten sind ja immer so eine Sache. Fünfeinhalb Meter ragen die beiden Hauptpfeiler über Grund und stehen in etwa fünf Meter Abstand zueinander, im Grundriss nicht ganz parallel, sondern leicht in einem Winkel zum Eingang hin geöffnet, damit sie in ihrer Bedeutung genügend wirken und den Eintretenden nicht zu schmal erscheinen (bei griechischen Tempeln sind solche „Tricks“ verwendet worden); vielleicht sind es einfach (damals unbemerkte) Ungenauigkeiten.

Aus der oben erläuterten generellen Religiosität jener frühen Völker heraus werden die T-Pfeiler von mir als Symbole einer gegenüber dem Animismus weitergehend definierten Religion verstanden. Dargestellt sind – stelle ich mir also vorsichtig vor – zwei (relativ) *neue* Hauptgötter, und im Rund der Mauern stehen nun vergöttlichte ältere Geistwesen einer früheren Weltvorstellung. Diese Symbolik könnte zur Vorstellung eines Urmeeres gehören, aus dem der Göbekli Tepe insgesamt herauschaut. Die flachen Felssockel für die beiden Hauptpfeiler (D) nehmen sich nämlich wie *Inseln im Urmeer* aus, weil *Enten* an den Kanten dieser „Insel-Sockel“ als Hochreliefs die „Ufer“ verzieren. (Foto: Becker u. a., 2012; Schmidt, 2011)

Die Enten können kaum zusammen mit einem weit oben als Flachrelief ausgemeisselten Fuchs als simple Jagdszene verstanden werden. Denken wir dazu an die Kaulquappen im Urmythos der Baruya und an die Beschreibung des Doppelwesens, dann haben Fuchs wie Enten eine – wenn auch „konkrete“ – weitergehende Bedeutung. Wir befinden uns nun ja auch am Ende des Jung-Paläolithikums mit einer differenzierten Kognition und einer (voll-) symbolischen Repräsentanz. Ein solches Urmeer, von dem die scheibenförmig ge-

dachte Erde umgeben ist, sahen mesopotamische Mythen (die Urinsel: Til-mun); insgesamt ist das mesopotamische Weltmodell kugelförmig. (Pichot, 1995) In Ägypten trägt die eine (identische) Urinsel *alle* Tempel des Landes, noch die GriechInnen und frühen ChristInnen sahen die Erdscheibe ähnlich vom Urmeer umgeben. Zur Unterstützung einer solchen Interpretation sagt Jung (allgemein, nicht zum Göbekli Tepe): die (Stock-) Ente könne als „*eine zwischen Erde, Wasser und Himmel vermittelnde Instanz oder als Symbol der Ganzheitlichkeit der Natur*“ fungieren, so dass „*man in ihr ein Wesen sieht, das privilegierten Zugang zur Welt des Übernatürlichen hat und dem eine Vermittlungsfunktion zwischen dieser und der Welt des Natürlichen*“ zukomme. (2005: 334) Zum Gottesverständnis im nächsten Abschnitt mehr.

Auf der Brust weist der vom Eingang aus rechts stehende grosse T-Pfeiler (Nr. 18) als Visitenkarte ein Bukranium als Flachrelief auf, der andere (Nr. 31) zeigt drei Zeichen kompakt untereinander: H-Zeichen, Kreis und darunter noch ein nach oben offener Halbkreis. Stellen die Haupt-Pfeiler Mond und Sonne, oder Erde und Himmel dar? Morenz/ Schmidt diskutieren dieses „Relief-Icon“ als „Namenstäfelchen“ hinsichtlich Mond und Mondsichel. (2009) In Sumer und Akkad war eine Hörnerkrone vor etwa 4.250 Jahren ein Gotteskennzeichen. (Selz, 2010) Die auf den Stelen gefundenen Zeichen, die sich ähnlich auf kleinen Steinen fanden, erinnern an jene in den bemalten Höhlen. Eine Vorform der Schrift? Ein Gruppen-Zeichen?

Wie der Bauch einer Schwangeren sieht dieser Bau (D) auf dem (flachen) Berg im Grundriss aus. Die Zulu in Südafrika sehen in der (ungefähren) Kreisform ihrer Gehöfte den Mutterleib. (Sibisi, 1974-2) Die Dogon-Dörfer (Westafrika) sind ein Symbol des Menschen als Abbild des aufbrechenden Welteis. (Hallpike, 1990) Der unregelmässige Kreis der Anlage D kann vielleicht eine ähnliche Grundlage haben; aber wieder sind Ungenauigkeiten ebenso denkbar. Vor allem von innen der Monumente konnte der Eindruck entstehen, der *Himmel* habe eine besondere Bedeutung: denn nicht der weite Blick über die Ebene, über das „eigene“ Land, kennzeichnet ihn! Das verhindern die Mauern. Es geht bei dieser Architektur um die Abgeschlossenheit von Allem, um die Leere, aus der vielleicht der Ursprung der Gemeinschaft rituell jeweils neu entstehen soll, um sie mit den GöttInnen immer wieder in Einklang zu bringen, zum Beispiel wenn der Frühling kommt (weil mit Eis und Schnee die identische fruchtbare Lebensflüssigkeit auftaut, lebendig wird?).

Nur der Himmel war aus diesem Mauerrund auf dem, die Harran-Ebene (etwas) überragenden bauchigen Berg/ Hügel heraus sichtbar, der Himmel, in den die beiden Hauptgötter weisen, die vielleicht Himmel und Erde trennen. Vom offenbar nur kleinem, lukenförmigen Eingang her, reißen diese Götter den Blick nach oben, wie später die gotischen Dome es aus den engen Gassen der Städte heraus erzwingen sollten. Eine sehr frühe Mythe Summers ist die vom kosmischen oder Himmels-Baum, auch als Pfahl, Mast, Band verstehbar. (Vieyra, 1977) Oder das Königtum kam vom Himmel; wie vor 5.500 Jahren in Sumer. (Selz, 2010) Auch dort könnte ein Hochgott diese Rolle des Abstützens übernommen haben, denn die trügen oft den Namen „Himmel“, sagt Unger-Dreiling: *An* in Sumer, *Num* bei den Samojuden, *Tengeri* bei den Turkvölkern, *Waka* bei den Galla, *Yero* bei den Kuschten, *Tien* bei den Chinesen. (1966) Oder ein König wurde zum Mittler von Erde, Himmel und Licht! Bei Platon steht die „aufrechte Gestalt“ des Menschen für die Verbindung des Kopfes mit dem Himmel, die Himmelskörper sind GöttInnen, weshalb die Astronomie Basis der Philosophie ist, die die Mythen (durch eine weitergehende, doch immer noch traditionale Logik) ersetzt. (Bayertz, 2013)

Auch im Namen: Inanna, der Stadtgöttin von Uruk, steckt etwas Himmel, und ihr Zikurat (Pyramidenstumpf mit Tempel) stützt diesen ebenfalls. (Heinz, 2014) Dies weitergedacht frage ich mich zweierlei, ob 1. die *gesichtslosen* Köpfe der T-Pfeiler zugleich eine materiale Entsprechung des Himmels sind, in der sich Himmel und Kopf durchdringen, so wie in Ägypten die Göttin Nut ihren Leib als Himmel über die Welt spannt? Kann so die Gesichtslosigkeit der T-Pfeiler verstanden werden, als Bild des unstrukturierten, von bestimmbareren Objekten freien Himmels? Oder war 2. nicht ein Gesicht gemeint, sondern der „Kopf“ eines Phallus mit Armen und Schurz? Aus dem Wasser/ Samen kommt die Kraft? Ohne dass ich jetzt an orgiastische Feste denke.

Wir hörten oben von einem Prozess ab vor 16.000 Jahren, in dem dargestellte Menschen immer „männlicher“ geworden seien. (Cook) Wir kennen auch bei rezenten Urvölkern deutliche Betonungen des Phallus durch Vergrößerung mittels eines Schutzes (Koteka) am Amazonas, in Afrika, Australien und Guinea; also wieder weltweit isoliert entstanden Nach innen – spekuliere ich weiter – wird die Macht gegenüber den Frauen, nach aussen gegenüber den Fremden herausgestellt. Von aussen erschien der Göbekli Tepe als ein ungeheuerliches Symbol der Kraft und der Macht über die Welt, die

vielleicht niemals zuvor etwas ähnliches sah, und deren Mittelpunkt dieser Bau für seine SchöpferInnen bezeichnete; alle einfachen Völker sehen sich in dieser Weise im Mittelpunkt und von Feinden und niederen menschlichen Lebewesen umstellt. (Müller, 1983) Und die gegen die Frauen gerichteten Mythen, von denen ich sprach, zeigen ebenso auf männliche Macht wie dann die männlich gekennzeichneten Hauptgötter. Dass nicht-menschliche Figuren dennoch Arme und einen Schurz zeigen, kennen wir heute bei Comics, die von Kindern geliebt werden. Sind nicht Mischwesen mit tierischem Kopf, die als Bilder in Höhlen oder als Schnitzereien gefunden wurden, ganz ähnlich verstehbar wie solche vermenschlichten Wesen?

Gehen wir generell von einer Beziehung der religiösen Vorstellungen mit der ökonomisch geprägten Lebensweise aus, ohne in Abbild-Theorien zu denken, wäre eine Differenzierung entlang der sich erweiternden gemeinschaftlichen Formen auch für das Religiöse vage anzunehmen. Wann entstehen höhere Götter? „*Wenn das Ganze der Welt thematisch gemacht und auf seinen Grund zurückgefragt wird*“, sagt Dux. (1990: 208) Wenn die alte Welt-erklärung ins Wanken gerät, etwa beim Klimawandel. Denn auch die Welt hat im Verständnis der traditionellen Logik einen subjektiv handelnden Ursprung. So oder so steht offenbar der Göbekli Tepe für eine besondere soziale *Epoche* der Menschen, die einer *Hochkultur*, die zuvor in der Geschichtsschreibung nicht gesehen wurde. Erst tausende Jahre später kommt es in Sumer in gänzlich anderer Umwelt zu einem weiteren qualitativen Schritt der baulichen und sozialen Umwelt und des Denkens. Wie auch immer die Mythen am Göbekli Tepe inhaltlich gestaltet worden waren, es muss eine Begründung für die T-Pfeiler, Skulpturen und Reliefs in *Erzählform* gegeben haben, um sie mit Sinn zu versehen und als nun definierte *Religion* durchzusetzen. Sofern dieser Prozess nicht schon früher geschah und mit dem Göbekli Tepe nur einen besonders mächtigen Ausdruck erhielt.

Die neuen Götter

Mit der über die Jahrtausende entstehenden sozialen Differenzierung der Gemeinschaften des Jung-Paläolithikums haben sich die religiösen Vorstellungen durch die geschilderten Prozesse der Macht mitentwickelt, die irgendwann aus der einfachen Alltäglichkeit „politisch“ werden. Die Grossen Männer mit ihren Sippen – sei einmal unterstellt – vertreten immer deutlicher ihre unterschiedlichen Interessen. Besondere Fähigkeiten, sei es als Jäger oder als

Heiler und Welterklärer führen zu Ansehen. Dabei werden auch neue GötInnen konstruiert und ältere umdefiniert, wie die Entwicklung des Pantheons in Babylon ausdrücklich zeigt (Marduk), ebenso in Griechenland (Zeus). Und das könnte am Göbekli Tepe die Grundaussage der Stelen/ T-Pfeiler in ihrer hierarchischen Anordnung sein.

Aus vielen bedeutenden älteren Geistwesen – davon gehe ich aus – kristallisieren sich in jener Zeit zwei als Obergötter heraus: männlich! Es entsteht eine nächste Generation von Geistwesen, die frühere Formen des Animismus überwunden haben. Darauf verweist die beginnende „Singularität“ der Hauptgötter. Was könnten sie symbolisieren: weltliche und geistliche Führung? Den Zusammenschluss zweier Stämme? Oder etwas ganz anderes als es die folgenden grossen Umbrüche des Religiösen zeigen? Kaum. Götter scheinen – unter Bezug auf die übliche Sprachform der Geschichtswissenschaften – die richtige Dimension zu sein.

Die Übersicht über die jeweilige Welt hat sich geändert, was zu neuen religiösen Vorstellungen führt, die auf das Weltbild rückwirken. Und mit stärkeren Führungsfiguren, die am Göbekli Tepe als Elite kaum zu bezweifeln sind, entstehen weitergehende Grundlagen ihrer Legitimation als sie zuvor gedacht wurden, Regeln und/ oder Normen. Sie finden ihren Niederschlag durch Auseinandersetzungen um die Macht innerhalb der Gemeinschaften auch in Form einer definierten, von in Diskursen oder Kämpfen siegreichen Kräften neu bestimmten Religion. Solche Prozesse gibt es später immer wieder. Wie können die frühen religiösen Dogmen ausgesehen haben? Wie sind solche Geistwesen/ GöttInnen beziehungsweise die damit verbundene Religiosität generell verstehbar?

Hübner (1985) sieht in seiner Studie zum religiösen Empfinden der mythischen Zeit Griechenlands den oben bereits erwähnten gewissen Bruch von den frühesten Mythen hin zur dann reflektierteren Mythologie der griechischen Klassik, die sich wohl (mit Aristoteles) wiederum als erweitertes, noch immer traditionales Weltbild fassen lässt. Für die griechische mythische Zeit wird von Hübner verständlich gemacht, was dort unter Göttlichkeit verstanden wurde: eine ständige und auch örtlich überall gleichmässig die Gemeinschaft, die Welt durchdringende Kraft oder (nicht-materielle) *Substanz* (als Kategorie gedacht). Offenbar wenig verschieden von Sumer und selbst jüngeren Zeiten, wie noch bei rezenten Urvölkern, bei denen Lévy-Bruhl allgegenwärtige „mystische Kräfte“ sieht. Im Christentum scheint es trotz des Mono-

theismus noch so zu sein. Einzelne GöttInnen konnten deshalb überall gleichzeitig auftreten, an verschiedenen Orten, zu verschiedenen Zeiten.

Ähnlich versteht Wilson es für das alte Ägypten. (1954) Dort gilt, was Assmann so ausdrückt: die Anbetung der GöttIn im Ritual mache die PriesterIn selbst zur GöttIn, die deshalb in ihrem Sinne (als Identität) wirken könne; wir sahen das bei der Heiligen Hochzeit in Sumer (die es noch in Rom ähnlich gibt). Es werde das *Wort*, das nun der Priester im Kult spricht, zu einer besonderen Kraft, und „*im Augenblick der kultischen Handlung zur Götterrede*“. (2010: 30) Wie es oben auch Hallpike oder Geertz sagen. Steinert meint, die GöttInnen in Mesopotamien seien nicht als übernatürlich verstanden worden: „*Götter, Geister und Dämonen [...] manifestierten sich in Naturerscheinungen und -kräften oder werden in Naturmetaphern beschrieben*“. (2012: 257) Das lässt sich auch für den Göbekli Tepe schon so oder ähnlich annehmen; dadurch wird das Religiöse als über beinahe endlose Zeiten weitgehend unverändert denkbar.

Die konkrete Form einer Religion beschreibt damals wesentlich die *Kompetenz* einer Gemeinschaft, die von einer Elite entwickelt wird. Das schwer zu beschreibende Göttliche/ Numinose konnte sich (!) – meint Hübner – auch „verdichten“ zur Person, ebenso zum Tier (Zeus als Leda's Schwan etwa) oder was immer; sie blieben dennoch Bestand-Teil jener numinosen Kraft. Jedes Teil sei das Ganze, in jeder Ähre sei die Göttin Demeter, in jeder Scholle Gaia, in jeder Rüstung (wie im erbeuteten Kopf bei anderen Völkern) der Ruhm des früheren Trägers; in der Ilias wird damit von Homer zugleich schon eine besondere frühe Individualität beschrieben. Es erscheint also immer dieselbe GöttIn, beziehungsweise diese religiöse Ur-Kraft in verschiedenen Formen, so wie gerade darauf gesehen wird. Wieder erkennen wir traditionales Denken.

Einige der älteren Geistwesen werden – bei stattfindenden Vermischungen der Völker, etwa als Wanderungs- und/ oder Kriegsfolge – auch miteinander verbunden. Ob sie nun in Sumer *An*, *Enlil*, *Ninhursag* und *Enki* heissen (die Anunna-GöttInnen), in Babylon aus *Enki* dann *Ea*, aus *Enlil* dann *Marduk* wird, der das Urgeschöpf, das äussere bittere und weibliche Urmeer *Tiamat* hinschlachtet, um daraus Himmel und Erde zu machen, das alles hat gemeinsame Wurzeln in der Struktur traditionaler Logik. Auch in Ägypten wird im Schöpfungsmythos mittels der Urzeugung zuerst mal Himmel und Erde getrennt; der entstehende Urhügel findet sich wiederum (identisch) unter

jedem Tempel des Landes. In Kalifornien wurde bei einem Stamm alljährlich in jedem Dorf ein Bussard getötet und dabei furchtbar geschunden, um ihn mythisch zum Leben zurückkehren zu lassen; in allen Dörfern war es im Bewusstsein jener Menschen ein und derselbe Vogel. (Lévy-Bruhl, 1926: 76) Erneuerung durch (qualvolles) Töten; Leben und Tod als Identität. Da sich in der sozial-differenzierten Gemeinschaft am Göbekli Tepe durchaus bereits geistige Verhältnisse entwickelt haben konnten, wie wir sie bei einfachen rezenten Gartenbauvölkern finden, mögen solche illustrativen Hinweise einen Wert haben.

Viele Entscheidungen waren nötig, um die Dramaturgie der Anlage vom Göbekli Tepe zu bestimmen. Wie hätten sonst die Baumeister und Bildhauer die Symbolik entwerfen können? Nein, das sollen wir uns schon sehr konkret vorstellen: „Sitzungen“ mussten stattgefunden haben, Treffen der Meinungsträger. So wie sich die Wichtigen und Grossen oder Vorleute von rezenten Urvölkern zusammensetzen, wenn zum Beispiel eine neue Pflanze durch Reisende in die Gemeinde gebracht wird, die nun klassifiziert werden muss, um etwa nach der Farbe deren Bedeutung mystisch wie „medizinisch“ festzulegen und ins bestehende System für alle verbindlich einzugliedern. So wie permanent manches mehr zu entscheiden ist, wenn die einzelnen autonomen Familien zu einer Gemeinschaft zusammenwachsen, in der vielleicht Normen entstehen: wann ein Kind leben darf, wann eine „Blutgabe“ die Rache ersetzen kann, um mehr Menschen überleben zu lassen. Was das veränderte Wetter bedeuten mag... Auch das Verlangen nach „kirchlichen“ Räumen, deren Bau die Gemeinschaft weitgehend „umkrepeln“ konnte, und die dabei ihren Glauben bewies, musste beschlossen werden. Nicht zuletzt waren die Ressourcen bereitzustellen (wie bei den gotischen Kathedralen). Für solche Sitzungen wäre eine Vorform der Monumente vom Göbekli Tepe ein idealer Ort.

Selbst wenn der das Werk *weltlicher* Führung war, um ihre Fähigkeit angesichts gravierender Änderungen der Welt durch die Eiszeit unter Beweis zu stellen, kann das – nach allem was wir wissen – nicht ohne starke Beteiligung der religiösen Trägerschaft geschehen sein, nicht ohne starken Ritus. Auch ein *profanes* Geistiges Zentrum im Zusammenhang mit einem Handelsplatz wäre ein *heiliger* Raum gewesen, der praktische Ratschläge als göttliche Offenbarung anbot. Nein, es gibt hinsichtlich einer solchen Anstrengung keine Profanität in jener Zeit, eine Trennung vom Religiösen war im Denken lange noch nicht möglich.

Und es sind weitergehende Szenarien hinsichtlich des Göbekli Tepe vorstellbar als ich sie hier (hilfsweise mir) vorstelle, etwa eine strikt geschichtete Gesellschaft auf SklavInnen-Arbeit basierend mit machtvoll ausgedrückter Herrschaft. Schliesslich ist nur ein kleiner Teil des Göbekli Tepe erkundet. Ich denke jetzt nicht an eine Festung gegen Feinde, das ist jedenfalls der (bekannte) Göbekli Tepe nicht, es gibt nicht einmal Wasser dort oben (aber mglw. fand sich nun ein Becken für Regenwasser; DAI, 2015). Es wurden viele Feuersteinspitzen für Pfeile gefunden, aber über deren Grundlage oder Entstehungszeit bislang nichts. Waren sie Handelsgut?

Solitäre Kunst und Relief

Angesichts der Höhlenmalereien, der Schnitzkunst, Flöten und Frauen-Figürchen, bietet die Kunst am Göbekli Tepe keine Sensation. Jedenfalls nicht auf den ersten Blick mit soziologischer Fragestellung – im künstlerischen Verständnis mag das differenzierter aussehen (etwa: Hansen, 2003). Malereien gibt es dort nicht. Selbst die fast vollständig aus dem Pfeilermaterial als Hochreliefs herausgearbeiteten Tiere sprengen handwerklich die frühe Qualität nicht, denn manche Schnitzerei, etwa an Speerschleudern, nimmt solche Fähigkeit lange vorweg.

Oberflächlich gesehen, und nur aus den publizierten Texten und Abbildungen abgelesen, sind am Geistigen Zentrum oft gefährliche Tiere bildhauerisch dargestellt, die mystische Bedeutungen gehabt haben werden. Eine Schlange ist erstmal eine Schlange, aber als Schlange zugleich eine Art Schlangengeist (Doppelwesen), der also – wie wir oben sahen – eine identische mystische Existenz hat. Die Reliefs könnten darauf hinweisen, es ginge um die generelle Auseinandersetzung mit der „wilden“ Natur. Als Besonderheit sind die T-Pfeiler zu bewerten. Sie sind in einer bis dahin unbekannten Form konzipiert. Waren sie aus religiösen Gründen so weit von realistischer Darstellung entfernt, weil sie Götter *waren*, sie nicht nur darstellten, und sie nicht realistisch abgebildet werden durften, weil ein Gott und sein Bild identisch sind und unbestimmte Ängste verursachten? Für den Göbekli Tepe scheint diese Ansicht kognitiv bereits möglich. Einige T-Pfeiler sind mit weiteren Flachreliefs gestaltet, die vielleicht nichts mit deren eigener „Körperlichkeit“ zu tun haben, sondern die Pfeiler-Flächen lediglich als Bildraum nutzen. Das ist alles noch offen und bleibt uns vielleicht auch verschlossen. Wie schon viele Höhlenmalereien und auch die simplen, 8.000 Jahre alten „Hochzeitsskizzen“

im Latmosgebirge, östlich von Milet, die Peschlow-Bindokat beschreibt. (2003; Zick, 2008)

Am Göbekli Tepe sind bislang nur zwei Männerdarstellungen als Flachreliefs entdeckt worden (und eine Ritzzeichnung einer Frau in Schicht II). Eine zeigt einen schlicht gearbeiteten kopflosen ithyphallischen Mann an einem T-Pfeiler, den Schmidt vorerst als gewaltsam getötet versteht. (2008) Unger-Dreiling verweist auf eine altägyptische Quelle, nach denen Kopflose die Verdammten gewesen seien, wie es dort geschrieben stünde, die Verknüpfung des Hauptes mit dem Nacken gewährleiste den Zustrom der Lebenskraft. (1966; Sargtext 80) Die meisten Tierdarstellungen am Göbekli Tepe wirken für uns (!) „unangenehm“, wie etwa Skorpione oder Schlangen, oder warnen vielleicht vor etwas; vor falschem Verhalten am heiligen Ort? Einige kommen den BetrachterInnen von den Pfeilern herab (angsteinflößend?) entgegen. Schlangen und Füchse sind am häufigsten dargestellt. Schlange und Skorpion sind bei Kramer Symbole böser Mächte beim babylonischen Neujahrsfest. (1979) Das muss dem Aspekt der Fruchtbarkeit der sich häuten könnenden („männlichen“) Schlange keinen Abbruch tun.

Beauvoir sieht die Schlange auch als Grosse Mutter, die aus dem Boden „*kriechend und als Schlange . hervorkommt*“; dieser Gedanke – scheint mir – könnte auch Boden und Vulva identisch setzen und die männliche Angst mit erklären. Die Grosse Mutter ist bei ihr auch Taube (oder Ente?) und „*Königin des Himmels*“. Und wo die Muttergöttin „*tötet, bringt sie auch wieder neues Leben hervor*“. (1949: 96) Erneut: Leben und Tod als Identität. Unger-Dreiling erkennt bei bestimmten Megalith-Denkmalern, also viel jüngeren Steinkreisen (ähnlich wie Stonehenge), mit in den Menhir eingemeisselten Schlangen eine ungeteilte Lebenskraft (Rückenmark, Lebensflüssigkeit); im Bewusstsein der GriechInnen fliesse aus dem Schädel über das Rückenmark der Same zum Penis (so noch bei Da Vinci, obwohl der Leichen zerlegt hatte). In Nevalı Çori fand sich eine Porträtbüste mit einer Schlange am Hinterkopf, die womöglich ähnliches zeigen soll.

Es gibt auch am Göbekli Tepe „Tiermenschen“. Eine nicht (erkennbar) verbaute hohe Stele aus dem Schutt der Ausgrabung zeigt vielleicht einen (zerstörten) Löwenkopf mit menschlichen Armen. (JB, 2010) Auch sie erinnert an den älteren kleinen „Löwenmenschen“ der Schwäbischen Alb, wie an die Skulptur aus dem Ural. Tiermenschen wurden vielleicht auch mit den Flachreliefs von Kranichen am Göbekli Tepe gemeint, die menschliche Kniege-

lenke zeigen. In den Höhlen Chauvet und Les Trois Frère sehen wir bereits Bilder von (tanzenden?) Mischwesen, die aber auch schlicht Masken während des Anschleichens beim Jagen darstellen können; aber bei Kranichen? Die Furcht, die gefährliche Tiere bei den Menschen in der Wildnis erzeugten, wurde dort vielleicht im Sinne von Wächterfiguren genutzt. Es fanden sich im Schutt des Göbekli Tepe auch einige steinerne Menschenköpfe. (Becker u. a., 2012) Soweit ein kleiner Überblick über das Symbolische jener Gemeinschaft. Blicken wir nun auf das konkrete Herstellen dieser Monumente.

Die Baustelle

Schmidt (2008) zeigt einen unfertig gebliebenen flach liegenden (Roh-) Pfeiler, der wohl um die 50 Tonnen gewogen hätte. Sonst ist von Gewichten um die zehn Tonnen für die Standbilder die Rede, die nach Fertigstellung bis zu fünfeinhalb Meter aus dem Boden ragten. Die Pfeiler mussten 100 bis 500 Meter über das Baugelände transportiert werden. (Schmidt, 2003) Das Aufstellen könnte mittels Gerüsten erfolgt sein, wie sie schon in der Höhlenmalerei des Magdalénien in Lascaux Verwendung fanden; ich bespreche gleich eine andere denkbare Lösung. Wegen eines möglichen Tabus gegenüber Frauenberührung durften vielleicht nur Männer die Pfeiler bewegen, weil schon die Rohlinge „Götter“ waren.

Auf den Trobriand-Inseln wurden beim Ziehen des Baumstammes für den Bau eines grossen Segel-Kanus Lianen und Holzrollen benutzt. (Malinowski, 1979) Thor Heyerdahl (*1914 - 2002), auf den auch Schmidt verweist, hat auf der Osterinsel die Aufstellung der dort noch grösseren Kopf-Skulpturen untersucht und die nötigen Handlungen auch fotografisch belegt: 180 Personen zogen eine grosse Skulptur an einen anderen Ort. Das geschah, indem die zwölf Tonnen schwere liegende Figur (ohne Rollen) in einem Rhythmus immer leichter an einen anderen Platz gezerrt wurde. Das Aufrichten einer gestürzten Figur zurück auf ihre Plattform – die Figuren der Osterinsel stehen, ohne eingespannt zu sein – wurde von zwölf Inselbewohnern vollbracht, indem sie Hebel ansetzten und jeweils kleinere Felsbrocken unter den oberen Teil der Figur schoben, so dass langsam eine Rampe entstand, bis die Figur etwa mit einer Schräglage von 45° lag und mit Seilen aufgerichtet werden konnte. Das Herausmeisseln einer Skulptur aus dem Fels (in anderer Weise als am Göbekli Tepe) wurde ebenfalls über einige Tage hinweg getestet, es ergab sich: für die Herstellung einer vier bis sechs Meter hohen Figur würden

sechs Männer wohl etwa ein Jahr brauchen; für mehr Leute war auch kaum Platz. (1963) Von diesem „Modell“ gehe ich aus, obwohl für eine Gemeinschaft, die ein solches Monument am Göbekli Tepe errichtete, ohnehin eher deutlich mehr Menschen erwartbar sind, um das Projekt insgesamt zu tragen. Schmidt hat mit wenigen Mitarbeitern einen kleineren T-Pfeiler mit Rollen transportiert. (Terra-X, 2012) Doch können heutige Menschen generell mit Kräften viel verständiger umgehen als das für frühere Zeiten anzunehmen ist, weil eher mit vielen Leuten angepackt wird als ein neues Vorgehen der Effektivität zu entwickeln.

Den Bau zu errichten dauerte schon deshalb einige Zeit, weil an den Pfeilern nur wenige Leute gleichzeitig arbeiten konnten. Es gibt auch einen Platz, an dem unfertige Pfeiler wie auf der Nase oder dem Hinterkopf liegend aus dem Stein geschlagen werden sollten. (Schmidt, 2008) Es waren nicht nur schmale Räume zwischen den Platten herauszuschlagen; sie werden mit Feuerstein-Meisseln nach unten getrieben worden sein, die mit Hölzern verlängert wurden. Sondern eine der Langseiten musste in einer solchen zwei bis zweieinhalb Meter tiefen Grube breiter hergestellt werden, weil dort Leute auf den Boden der Grube hinunter mussten, um von der Seite den ersten Pfeiler frei zu schlagen. Er war dazu abzustützen, bevor das restliche Ende vom Grund gelöst werden konnte. Einen solchen Vorgang in Fels auszuführen macht einen intensiveren Denkprozess nötig, als ein grosses Haus aus Bäumen und mit Strohdach zu bauen, wie es bei rezenten Urvölkern oft vorkommt.

Wie war zu planen, einen Rohling aus der Grube heraus zu bekommen? Um einen 30 Tonnen schweren Felsblock für einen grossen Pfeiler der Anlage D herauszuhebeln ($6,0 \times 3,0 \times 0,6 \text{ m je } 2,7 \text{ t/m}^3$), könnte der hochkant ausge-meisselte Rohling nach seiner Lösung vom Fels ein kleines Stück auf die Seite geneigt worden sein, bis er an der nahen Felswand der Grube anlag. Dann wurden vielleicht kleine Steine darunter gestopft (Osterinsel), um ihn als nächstes auf der unteren Schmalseite über diese Steine zur anderen Seite zu kippen, wobei er auf der Unterfüllung ein kleines Stück nach oben gehobelt wurde, und so fort. So „schwamm“ er durch die Verfüllung der Grube Stück für Stück nach oben, bis er auf die Seite gelegt werden konnte. Möglich ist für die Erstellung der grossen Pfeiler der Anlage D auch ein anderer Weg: als die felsige Bodenfläche plan gemeisselt wurde, blieben zuerst vielleicht zwei Kuben (wie Tische) stehen, so wie der erwähnte unfertige Fünfzig-Tonnen-Pfeiler flach liegend angelegt war, dann wurde von den Seiten her die

breite Unterseite rundum weggeschlagen. So war kein langer Transport nötig. Zugleich war an die Erhebungen der „Urinseln“ zu denken.

Eine Grobbearbeitung wurde wohl nach dem Ausheben am Ort vorgenommen, um den Transport zur Bildhauerwerkstatt zu erleichtern. Dann sind gut zehn Tonnen beim Transport auch für die grossen Pfeiler realistisch. Danach konnten die Pfeiler mit Seilen (und vielleicht Holzschlitten oder -rollen?) an ihren späteren Platz gezogen und auf ihr Endmass zugerichtet, geschliffen und dabei die Flach- und Hochreliefs ausgefertigt werden, für die vorher eine Ausbuchtung am noch rohen Stein geplant werden musste.

Durch die Übernahme der Zahl von *180 Männern* als Modell (der Osterinsel) für die schwersten Arbeiten ergibt sich eine Stammgrösse von etwa 750 Personen. Um 180 von ihnen zum Ziehen gleichzeitig dort zu versammeln, musste etwa um das Vierfache an Menschen als Familien zusammen kommen. Das scheint machbar, wenn die gezeigte Tabelle zum „Hypothetischen Stamm mit 100 Personen“ vorausgesetzt wird; statt 25 Männern wären es nach dieser Tabelle 30 Männer pro 100 Personen, wenn von einer Beteiligung der 15- bis 29-jährigen Männer ausgegangen wird. Für die Bevölkerung einer grösseren Siedlung war das also kein extremes Problem. Allerdings ist die vermutete Siedlung unter der Altstadt von Şanlıurfa zu weit entfernt, um während des Bauens dort zu leben, sofern von einer kontinuierlichen Arbeit ausgegangen wird.

Hypothetischer Stamm mit 100 Personen bei WildbeuterInnen; zitiert in Helbling (1987) Altersgruppen: *Personen*

0 - 4:	22	5 - 9:	18	10-14:	14
15-19:	12	20-24:	10	25-29:	8
30-34:	6	35-39:	4	40-44:	2
45-49:	2	50-54:	2	55---:	2

Aber selbst wenn in der Bauzeit um die Baustelle herum noch überwiegend mobile sammelnde und jagende Gruppen von durchschnittlich 50 Personen unterstellt werden, was für modellhaft gedachte einfache WildbeuterInnen eher zu viel ist, wären 15 Gruppen zu koordinieren gewesen; auch 25 Gruppen je 30 Menschen scheinen möglich, da ein grosses fruchtbares Gebiet zur Verfügung stand, aus dem sie sich hatten (organisiert) ernähren können. Doch eine solche Vorstellung sehr einfachen Lebens scheint für die ErbauerInnen

des Göbekli Tepe unrealistisch. Ohne bereits die Gesamtfläche der späteren, von Schmidt angenommenen, Kultgemeinschaft mit dem Radius von 200 Kilometern für die Bauzeit anzunehmen, in dem sich dann Orte mit T-Pfeilern fanden. Auch ein Bautrupp von 500 Personen, wovon Schmidt spricht, ist denkbar. (nach Zick, 2008)

Dauerhaft wurden auf der Baustelle so viele Leute eher nicht gebraucht, weil zu einem guten Teil spezialisierte Steinmetze arbeiten mussten, die den Zeitablauf bestimmten. Die Stemmwerkzeuge waren dazu immer wieder neu herzurichten. Ob das schon in „Serie“ arbeitsteilig geschah? Wir müssen auch bedenken, dass es vielleicht noch nicht möglich gewesen ist, einen in unserem Sinne verstehbaren Acht-Stunden-Tag lang zu arbeiten. Vielleicht wurden – wenn die Arbeit freiwillig geschah und nicht durch Fronarbeit – grössere Pausen eingelegt. Essen musste beschafft und zubereitet werden; ob es während des Bauens eine zentrale „Küche“ gab? An welchen Objekten mögen die Steinmetze ihr „Handwerk“ gelernt haben? Bei kleineren Arbeiten zuvor? Im noch unausgegrabenen Teil des Hügels? Schmidt fand nur ein „Bildhaueratelier“. (2008) Es ist vorstellbar, dass besonders grosse Arbeitseinsätze anlässlich gemeinsamer Feste oder Rituale durchgeführt wurden. War schon die Tag- und Nachtgleiche bei Winter- und Sommer-Sonnenwende bekannt, um Feste daran zu orientieren? Wurde in Monden gezählt? Hinweise auf Himmelsbeobachtung gibt es bislang nicht. Die differente Ausrichtung der Anlagen zur Himmelsrichtung lässt dies unwahrscheinlich erscheinen.

Für die einfacheren Arbeiten des Sammelns von Steinen und des Errichtens der Mauern und dergleichen war dann eine grosse Zahl an Menschen einsetzbar, zumal wenn – wie Schmidt (2008) annimmt – zuvor an langen Mauern Erfahrung gewonnen wurde, um Schutzwände vor Wildgetreideflächen oder Gruppenjagd mit grossen Fanganlagen aus Steinmauern zu errichten. Wie sie etwa 200 Kilometer vom Göbekli Tepe flussabwärts am Euphrat, 50 Kilometer südlich von Abu Hureyra und in grosser Zahl in Jordanien gebaut worden sind; aber wann? (Spektrum, 1989; dort ein Luftbild von 1930 einer Anlage nahe Damaskus) Doch schon der Siedlungsbau wird genügend Erfahrung erbracht haben, diese Mauern zu errichten.

Aus den nötigen Arbeitsprozessen einer solchen Baustelle lässt sich zumindest herauslesen, dass es eine Arbeitsteilung von geistiger und körperlicher Arbeit gegeben haben wird, auch eine zwischen unterschiedlichen „Gewerken“. Nach der Planungsgruppe beispielsweise Steinmetze und Meisselschär-

fer, deren Arbeit natürlich erstere selbst gemacht haben können. Die die Anlage planenden Leute konnten auch als „Chef-Bildhauer“ tätig gewesen sein, wie es bei gotischen Domen vorkam. Bei der Zeitbetrachtung der Arbeit auf der Osterinsel, eine Statue gleich ein Jahr, denke ich am Göbekli Tepe eher an effizientere Verfahren. Das war sicher keine Arbeitsteilung in der Deutlichkeit unserer Zeit. Bestimmte Aufgaben – nicht nur auf der Baustelle – können durch Sippen übernommen worden sein, als Monopol vielleicht sogar, wenn bestimmte Techniken in der Familie gehütet wurden, wie es in Sumer und später gefunden wurde. Auch die Ausbildung einer „Unterschicht“, wenn auch nicht „pauperisiert“, wie im 19. Jahrhundert, ist in diesem Prozess zu bedenken.

Immer noch war das Leben durch Sammeln und Jagen bestimmt, und für einige der Arbeiten in der Siedlung wie auf der Grossbaustelle ist wohl durch andere Personen zumindest das Fleisch aus einiger Entfernung beschafft worden, weil Tiere sich bei Bejagung zurückziehen. Während die eigenen Frauen der „Arbeiter“ vielleicht das Sammeln und Kochen weiterhin unternahmen. Das alles können derzeit nur Spekulationen sein, doch neben der geistigen Elite, die ihrerseits in mehr geistige und mehr weltliche Führung differenziert sein konnte, ist jedenfalls eine Form von Ökonomie mit verschiedenen „Berufen“ denkbar. Selbst wenn für eine solche Anlage nur etliche Monate benötigt wurden konnte das nicht ohne Auswirkungen auf die soziale Struktur bleiben.

Eines gilt es noch einmal zu betonen: 180 Männer aufbieten zu können, um bei bestimmten grösseren Aufgaben, wie dem Transportieren grosser Steinquader, kollektiv anzupacken, etwa im Rhythmus zu ziehen, belegt eine besondere Fähigkeit. Und es waren 180 Jäger, die zugleich Krieger gewesen sind, die *organisiert* aktiv werden konnten! Ein Heer von Arbeitskräften war zugleich ein relativ geschlossen einsetzbares, ein geplant operierendes *militärisches* Potential. Wann, Wo in der Geschichte wäre eine solche Möglichkeit nicht genutzt worden? So mag auch verständlich werden, dass die Anlagen des Göbekli Tepe keine Verteidigungsanlagen gewesen sind. Aber grosse Teile sind noch nicht ausgegraben!

Über etliche Jahre war eine Baustellen-Logistik zu organisieren, um nur die älteren Monumente zu errichten, sofern die nicht gleichzeitig gebaut wurden. Wie lange musste darüber hinaus der Prozess gedauert haben, um die Anlage zu planen. Der Bauplatz wird sich ergeben haben, weil es sich um den höchst-

ten Punkt der (eigenen) Region gehandelt hat; dort wo die GöttInnen wohnen, die dem Leben ihrer ErfinderInnen ähnlich gewesen sein werden. Der Baugrund musste erkundet werden, um eine grosse Masse von Gestein zu erkennen, aus denen die felsigen Plätze für die Anlagen und die Pfeiler herausgeschlagen werden konnten. Erst dann war eine Konstruktion überhaupt endgültig zu planen. Sie musste auch hergestellt werden können, durch Meisseln, Aushebeln, Transport und Aufrichtung der grossen Gewichte... Und wie lange mag diese Gemeinschaft gebraucht haben, um sich überhaupt die kognitive Voraussetzung geschaffen zu haben, solche Planung denken zu können, ausgehend von einer religiösen Basis, die sich in den Reliefs ausdrückt?

Bei der Analyse des Menschenbildes der Eliten vom Göbekli Tepe und deren Logik komme ich gleich noch einmal auf die vier schon angesprochenen rezenten Urvölker zurück, die jedenfalls *handwerklich* relativ komplexe Bauten erstellen konnten und Mythen entwarfen. Doch zuvor folgt der angekündigte Blick nach Sumer, um der Frage der Individualität nachzuspüren, der: Person. Das ist ein weiter Blick voraus, in eine zudem bereits grossstädtisch geprägte Gesellschaft, von der wir erneut manches wegdenken müssen, um die möglichen Fähigkeiten am Göbekli Tepe weiter erschliessen und illustrieren zu können.

Person

Der Blick auf die Kenntnisse der Entwicklungspsychologie hat es von einer bestimmten Seite her ermöglicht, eine Vorstellung auch der individuellen Entwicklung der Menschen während des Jung-Paläolithikums zu gewinnen. Daraus ergibt sich die Frage, ab wann etwas von einer reflektierten Sicht auf sich selbst bekannt ist, ab wann entsprechend Versuche erkennbar sind, dass Menschen sich selbst als soweit individualisiert begriffen, dass eine Form der Pädagogik sinnvoll schien, um ein Menschenbild zu gestalten. Aus den frühen Funden ist wenig tragfähiges Wissen dazu erwartbar. Etwa sieht Rosenberg bereits nicht-schriftliche Quellen zum Ende des elften Jahrtausends in Hallan Çemi als Hinweis auf individuelles Wirken: Kerbhölzer als Anerkennung leistungsbedingter Statusunterschiede. (2007) Ein Stück Holz wird nach dem Einkerbigen der Länge nach gespalten, so dass die Hälften später eindeutig einander zuzuordnen sind, um beispielsweise Verträge zu prüfen, Verträge zwischen Personen; wenn wohl auch „Handelshäuser“ von Sippen dahinter ste-

hen. Kölbl betont bereits für das Jung-Paläolithikum die intensive Schmuckproduktion als Verweis auf den individuellen Status: „*Der Schmuck in der jüngeren Altsteinzeit ist Teil des Ausdrucks eines fundamentalen gesellschaftlichen Wandels. Das ‚Ich‘ grenzte sich äusserlich sichtbar gegen die Gruppe ab, die eine Gruppe grenzte sich gegen die andere ab [...] Das ‚Ich‘ trägt eine Trophäe als Auszeichnung einer erfolgreichen Jagd oder ein Amulett als persönlichen Schutz*“ (2009: 170) In diese Zeit gehören die erwähnten Bilder mit deutlichen männlichen Attributen. Aber entsteht zu jener Zeit ein Ich als Individualität? Nur in engen Grenzen. Meist, wenn nicht generell, ist Schmuck ein Zeichen von Gruppen, wenn wir an Nasen- und Lippenpflöcke rezenter Urvölker denken, oder an diese aparten Scheiben zur Ausdehnung der Unterlippe. Amulette, die einzelnen Leuten verliehen werden, wie die berühmten Adlerfedern, sind aus der Mitte der geistigen Vorstellungen des Stammes geformt, zeigen eher die Integration eines Menschen und den sozialen Stand in der Sippe. In der Initiation wird primär der einzelne Mann als Teil aller Männer der Gruppe „gemacht“, nicht als: Individuum. Eine frühe Form einer „Individualisierung“ sahen wir im Entstehen von HeilerInnen, dann den Grossen Männern (und Frauen).

Anzuknüpfen ist an die oben behandelte Frage, ab wann Menschen sich selbst als künstlerisch darstellbar verstanden haben, wobei die Augen als besonderes Merkmal erschienen. Gilgamesch als nur noch *Halb*-Gott und sein wildbeuterischer Kumpel Enkidu symbolisieren wohl den Zusammenschluss der Stadt mit ländlichen Gruppen: städtische und landwirtschaftliche Produktion. Der *sterbliche* Gilgamesch bleibt als Einzelner zurück, insofern als Individuum, als Person. Das ist die Perspektive für die Menschen vom Göbekli Tepe. Und die erste bedeutende Aussage dazu finden wir in den anthropomorphen Figuren des dortigen Pantheons. Der Blick zurück von Sumer her kann deshalb wahrscheinlich eine vage Vorstellung über die dortigen Menschen andeuten.

Ich spreche deshalb von: *Person*, weil von: Individuum im Sinne eigenständiger Persönlichkeit zu reden für jene Zeit schwierig ist, wenn ein weiter Bezug bis heute gemeint ist. Diese Person scheint früh aus Texten der Stadtstaaten Mesopotamiens auf, konnte aber doch in weit älteren Gross-Siedlungen der WildbeuterInnen ihren Anfang haben, als dort neue Verhaltensweisen nötig wurden. Um *einerseits* so etwas wie eine generelle Höflichkeit auszubilden, *andererseits* auch die soziale Hierarchie anzuerkennen, die in

grösseren, städtischen Zusammenschlüssen eine andere Rolle spielt als in „Familien“, auch Ehre bedarf einer persönlichen wie familiären Trägerschaft, die erst einmal erkannt werden musste.

Aber ab wann entsteht welche Form des Ich? Bei den Mbuti hören wir von spöttischer Abwehr, wenn jemand sich wichtig machte, wie es auch in Kindergruppen vorkommt. (Bischof-Köhler, 2011) Bei der kindlichen Sozialisation sprachen wir über Empathie und ab vier Jahren dann über den Erwerb der Theory of Mind, der Erkenntnis eines eigenen Fühlens und dann Denkens. Eine der ersten Entwicklungen in diese Richtung des Erkennens individuell fassbarer Menschen, eines Ich, mag bereits die beginnende *regelmässige* Beerdigung der Verwandten anzeigen. In Eurasien begann diese Sitte offenbar gut 10.000 Jahre vor dem Bau am Göbekli Tepe hier und da; frühe Grabbeigaben und damit eine hohe Geistigkeit werden bereits vor etwa 110.000 Jahren im Süden der Levante (ökologisch noch Nordafrika) angenommen. (Ronen, 2012) Da bin ich skeptisch. Rituell begraben werden in diesem Sinne allerdings *Einzelne*, nicht selten gibt es bei rezenten Urvölkern ein erneutes Ausgraben und die Zweitbeerdigung, manchmal nur die des Schädels. (Croucher, 2010) Malinowski fand solchen Brauch noch um 1915 auf Trobriand, wo sogar die Leichenteile mit dem Mund berührt werden mussten, um die Macht der Ahnen zu betonen. (s. a. Lévy-Bruhl 1956: 122) Die ersten Bestattungen von nur den Schädeln wurden im frühen Jericho und aus der Zeit kurz vorher in dessen Nähe entdeckt. Bei institutionellen Beerdigungen entsteht zudem so etwas wie ein zusätzliches Reich, in das Individuen hinüberwechseln, zuerst nur einige wichtige; es wird als anderer *Ort* verstanden: Inanna geht an einen anderen Ort zur Herrin des Totenreiches, noch Odysseus besucht diesen anderen Ort, an dem die Toten leben.

In manchen Fällen kam es zu jenen Beisetzungen, in denen nicht nur der persönliche Besitz mit begraben wurde, sondern auch Tiere und sogar Menschen der näheren sozialen Umgebung, wie die Ehefrau(en) und/ oder SklavInnen zur Versorgung im Jenseits. Auf dem Königsfriedhof von Ur gibt es ein Grab – aber schon aus der Zeit vor nur 4.500 Jahren – mit 74 beigegebenen DienerInnen. Roaf weist darauf hin, dieser Ritus sei in Sumer ohne Parallele. (1998) Ich erwähne das, weil es demgegenüber in einer Geschichte über Gilgamesch heisst, er sei von seinem gesamten Hofstaat ins Grab begleitet worden. (Röllig, 2009) Etwa zur gleichen Zeit, falls er real gelebt hat, was eine Königsliste möglich erscheinen lässt. Häufig war bei rezenten Urvölkern

die Praxis, den Besitz der Toten mit ins Totenreich zu geben. (Lévy-Bruhl, 1926: 291) Noch die alten Germanen vergriffen sich nicht an selbst kostbaren Beutestücken nach Kämpfen, sondern versenkten diese beispielsweise in Gewässer oder Sümpfe, um nicht mit fremden Ahnen über Kreuz zu kommen. Mit Individualität scheint das wenig zu tun zu haben, aber doch etwas.

Lévy-Bruhl betont für rezente Urvölker, es gäbe in prä-mystischen Gruppen, wenn überhaupt, seltener ausgestaltete Mythen, und die Geistwesen seien noch weniger *individualisiert*. (1926) Auch er sieht also einen Zusammenhang zwischen der Individualisierung der Geister und der Menschen. Und er spricht von einer wachsenden Empfindsamkeit gegenüber Erfahrungen in den mystischen Bereichen des Denkens. Traditionale Menschen sind alltäglichen Erfahrungen gegenüber im Zweifelsfall generell ziemlich taub, wenn die Gewissheit aus dem (religiösen) Glauben anderes sagt.

Das bekannteste Wort für mystisch verstandene Phänomene von Magie und Zauber ist wahrscheinlich: Voodoo; wenn etwa eine kleine Nachbildung eines Feindes rituell zerstört wird, um diesen Feind zu schädigen. Doch nicht nur in Westafrika und – durch SklavInnen verbreitet – im karibischen Raum findet sich dieser oder ein ähnlicher Glaube beziehungsweise die selbstverständliche Annahme des Doppelwesens, sondern weltweit gibt es bei rezenten Urvölkern ganz ähnliche Vorstellungen. Bereits in Mesopotamien wird darüber ausführlich diskutiert. (Steinert, 2012) Mir scheint auch das ein Anzeichen für eine geringe Vorstellung individueller Persönlichkeit zu sein, wenn ein „Doppeltes“ eines Menschens – durch sich selbst unkontrolliert – umherschwirren kann. Auch die Ausrichtung der „Pädagogik“ in Mesopotamien, als Mensch Diener der GöttInnen in deren Staat zu sein, ist eher gegen Individualisierung gerichtet, was aber nur Sinn macht, wenn es bereits Bewegungen in diese Richtung gibt, die eingedämmt werden sollen, wie in Sumer.

Pädagogik in Sumer

Das Menschsein im Stadt-Staat Sumers hat Steinert (2012) für (erst) das vierte bis dritte Jahrtausend vor heute an Keilschrifttexten untersucht. Sie stösst dabei bereits auf einen relativ „modernen“ Menschen. Immer wieder finden wir das strukturell gleiche Thema mit entsprechend der Zeit neuem Verständnis in Hochgesellschaften. Das sumerische Bauwerk: Stadt steht selbst für neue Fähigkeiten, für ein erweitertes Weltbild. Und die soziale Kontrolle durch die Obrigkeit wird unter so vielen Menschen geringer. Wie schon

erläutert, vermute ich das Entstehen solcher Ansätze bereits für die wildbeuterische Gross-Siedlung, in der sich in diesem Zusammenhang auch die Sprechsprache weiter ausgebildet hat, um unterschiedliche Formen der Kommunikation an einem Ort zu synchronisieren, und sei es durch die Kinder, wie bei jüngeren Pidgin-Sprachen. In solchen Prozessen entstehen auch die ersten umfassenden Normen für die ganze Siedlung. Bedeutende Quellen gibt es zu diesem Thema erst mit der Schriftlichkeit.

In den Keilschriften fand Steinert wichtige Hinweise auf städtisches Leben. Besprochen wurden unter anderem Ehre und Selbstbeherrschung, die für ein Zusammenleben auf engem Raum eine wichtige Bedeutung bekommen. Auch über das Selbst der StädterInnen – beziehungsweise eher das der Städter allein – wurden Texte gefunden und darin über Würde, Scham und Schuld gesprochen. Obwohl es keine formelle Herabsetzung der Frauen gegeben habe, wurde doch in Einzeltexten am Verstand der Frau gezweifelt. Der galt jedoch als von den GöttInnen gegeben; leider hatten Frauen keinen eigenen persönlichen Gott, sondern fielen unter den Einfluss jenes des Vaters oder des Gottes des Ehemanns, gegebenenfalls dem des Bruders (irgendwie langweilig diese Geschichte, nicht?).

In Mesopotamien wurde versucht, *„den Einzelnen in die gesellschaftliche Ordnung zu integrieren, die Verantwortung des inneren Selbst mit dem öffentlichen Selbst, der Ausübung sozialer Rollen, Erfüllung von Pflichten in Einklang zu bringen“*, schreibt Steinert. (2012: 532) Das innere Selbst im allgemeinen sollte verantwortlich handeln, Emotionen kontrollieren, sich an kulturellen Maximen orientieren. Es ginge um Pietät, Respekt vor moralischen und sozialen Autoritäten, Wahrheitsliebe und Pflichtgefühl; innerhalb dessen sei Individualität der Person wahrgenommen worden. Das mag nun ebenfalls ein wenig „zu modern“ formuliert sein, gibt aber die Richtung an; und erinnert an die *Verinnerlichung* der Zwänge des Glaubens im Protestantismus gegenüber dem eher äusseren Druck des feudalen Katholizismus mit der Beichte, die inneren Druck ableiten kann.

Im frühen Sumer war Gehorsam so etwas wie Staatsverständnis, die höchste Tugend, sagt auch Jacobsen. (1954) Allen alten Menschen und besonders den Eltern und älteren Geschwistern gegenüber wird Gehorsam eingeübt. Die Menschen Mesopotamiens – heisst es dort – seien überzeugt davon gewesen, dass die Obrigkeit stets recht habe. So wie ja auch Eltern für Kleinkinder so etwas wie Gott sind. Eine führerlose, unorganisierte Menge sei nutzlos, der

Mensch sei geschaffen worden, Sklave der GöttInnen zu sein, Sklave des Staates dieser GöttInnen, der der eigentliche Staat war. Im Staat richtig zu funktionieren war dabei die (wohl einzige) Möglichkeit, einen hinreichenden Platz im Sozialwesen zu finden, der Sicherheit im „Organismus“ Stadt bot. Schmökel sieht in der Tempelwirtschaft, die die sumerischen Stadtstaaten prägte und Produktion und Verteilung organisierte, einen „religiösen Staatssozialismus“, (1956) der sich strukturell gut als Weiterentwicklung des Systems der Grossen Männer und dann eines Häuptlingtums vorstellen lässt. Insgesamt galt der Mensch – so Steinert – nicht als Körper-Geist-Komplex (mit nur einer Seele), sondern wurde als plural verfasstes Wesen aufgefasst (mehrere Seelen; wozu ein System mit mehreren GöttInnen passt; es werden aber auch unterschiedliche Inhalte mit der Seele verwendet). Der menschliche Körper wurde als Metapher für Elemente der Gesellschaft genutzt (Mensch als Mass aller Dinge!).

In den Stadt-Staaten entstand ein Rechtssystem, wie es für prä-operationale Gemeinschaften erwartbar ist: *einerseits* nach Art der späteren mittelalterlichen europäischen Strafausübung (Pinker, 2011) oder der islamischen Scharia, die sich in Körperstrafen ausdrückte: wie Du mir so ich Dir. Wir sehen das etwa beim Enthaupten, das nicht nur töten sollte, sondern symbolische Formen hatte. (Steinert; Unger-Dreiling) Von der Kopflosigkeit der Verdammten könnte auch bei einem Relief am Göbekli Tepe gehandelt worden sein. *Andererseits* entstand bereits eine Verwaltung mit entsprechenden institutionalisierten Rechtsvorstellungen, dass etwa Frauen Geschäfte tätigen durften. Es ging auch schon um den bewussten Aspekt der sozialen Kontrolle des Einzelnen und die beginnende Reflexion der Person, des Ichs, beziehungsweise deren Eindämmung durch die Herrschenden. Letztlich können wir aber eine *Tendenz* zur rationalen Verwaltung eines Gemeinwesens und zur Verbindlichkeit des Handelns erkennen, die sich bereits im Bau der Monumente und in Jericho haben zeigen müssen, sonst wären diese Aufgaben kaum gelöst worden. Mit der organisierbaren Kraft von mehreren hundert Männern/ Kriegeren wird zweierlei deutlich. Die Lebensform von noch weitgehend naturwüchsigen Gruppen mit nur geringen institutionalisierten Gliederungen wird neu formiert und zeigt zugleich in der dazu gehörigen Leitungsebene „individualisierte“ Eliten; in unseren heutigen Worten/ Begriffen.

Hochkultur der Steinzeit

Nun muss noch einmal versucht werden, aus anderen sozialen Verhältnissen als „Ersatz-Quellen“ oder durch Analogien Schlüsse zu ziehen, wie sich die Strukturen jener Sozial-differenzierten Gemeinschaft vom Göbekli Tepe entwickeln konnten; ich habe dazu ja schon etwas gesagt. Auf vier Bereiche des Lebens rezenter Urvölker will ich jetzt die Aufmerksamkeit dazu illustrativ lenken. (1) Zuerst bespreche ich eine Form der *Stammes-Organisation* in Annäherung zu den IrokesInnen, um auch im einzelnen zu erläutern, wie aus kleinen Sippen grosse Stammesverbände früh entstehen und die Kognition dann mit prägen konnten. (2) Mit den Yanomamo aus dem Amazonasgebiet skizziere ich eine Art *Gemeinschaft als Männerbund*, wie ich sie mir am Göbekli Tepe auch gut vorstellen kann, um eine so komplexe und Ressourcen verbrauchende Bauarbeit über viele Jahre mittels einer religiös geprägten Ethik durchzuführen (vor allem, wenn die weiteren Bauphasen mit um 200 T-Pfeilern mitbedacht werden). (3) Ein Beispiel für *Produktion* und *Handel* geben die Baruya. Auch in der Harran-Ebene mussten sich für den Bau der Monumente zuvor die ökonomischen Möglichkeiten ziemlich weit entwickelt haben und Arbeitskräfte ernährt werden können; wie auch in Jericho. (4) Die BewohnerInnen der Trobriand-Inseln stehen abschliessend für ein System der *Befriedung durch rituellen Austausch*, das Kula, mit dem offenbar aus intensiver Kopffjagd ein symbolischer Gabentausch der friedlichen Nachbarschaft organisiert wurde. Friedensregeln werden elementar für die zivilisatorischen Bewegungen sozialen Wandels.

Diese angesprochenen rezenten Urvölker sind bis hin zu einfachen Gartenbauvölkern entwickelt. Bei den Baruya und auf Trobriand werden ergänzend durch die Frauen Schweine gehalten, während der Land- oder Gartenbau von ihnen und den Männern unter männlicher Regie ausgeführt wird. Für den Göbekli Tepe ist dagegen von WildbeuterInnen auszugehen. Dennoch lassen sich an den *Bauten* Vergleiche ziehen. Die Yanomamo leben noch recht einfach, bauen aber als Dörfer relativ grosse gemeinschaftliche „Lang-Häuser“ in elliptisch geschlossener Form, betreiben allerdings keine Vorratshaltung. Auch bei den IrokesInnen ist von Lang-Häusern die Rede, linear gebaut aber. Die Baruya errichten grosse hölzerne, grasbedeckte Zeremonien- beziehungsweise Männer-Häuser, und auf den Trobriand-Inseln mögen Lagerhaus- und Kanubau wie die Navigation auf See, aber auch die komplexe soziale Organisation besondere Kennzeichen entsprechender Kompetenz sein.

Doch das *kognitive* Niveau für solche Bauten scheinen die Leute vom Göbekli Tepe bereits 12.000 Jahre früher generell erreicht, wenn nicht überschritten zu haben. Allerdings ohne wohl schon in dieser ersten bekannten herausragenden Kultur der Menschheit die komplexen, ja komplizierten sozialen Lebensverhältnisse, wie etwa auf Trobriand, auszubilden, die Malinowski (1981) im dritten Band, dem zu den Korallengärten und der Gartenmagie, einleitend noch einmal zusammenfassend beschreibt. Diese Leute waren wahrscheinlich in den fast 12.000 Jahren zeitlicher Differenz viel weitgehender institutionalisiert als jene am Ende des Jung-Paläolithikums es gewesen sind. Die TrobrianderInnen werden als in hohem Masse differenziert beschrieben: für das Soziale stehen die komplexen Verwandtschaftsformen, fürs politische die Ober- und Unterhäuptlinge in den Dörfern, dazu dort die Garten-Magier und deren Magie, und sie hatten eine komplizierte Weise der Nahrungsproduktion und -verteilung entwickelt, die ebenfalls als Friedenssystem (nach innen) zu sehen ist.

Zwar ist die Kenntnis zum Bau grosser Gebäude, auch der zu rituellen Häusern, bei vielen rezenten Urvölkern vorhanden gewesen. Doch der Göbekli Tepe ist *erstmalig* in seiner Art errichtet worden: von der Gebäude-Struktur einfacher, von den Strukturen der Bauarbeiten komplexer als später. Da wird es vermutlich zuvor kleinere Anfänge zu diesen Baustrukturen über Wohnhütten hinaus gegeben haben. Die genannten Völker errichteten ihre grossen und/ oder komplex verzierten Gebäude wahrscheinlich auf „ewiger“ Tradition aufbauend; insofern relativ unreflektiert: es war Gesetz der Ahnen, sie ohne Änderung zu errichten. Am Göbekli Tepe sehen wir dagegen eine bedeutende Änderung aller bis dahin bekannten Lebensformen. Auf der anderen Seite ist es im Moment schwer bestimmbar, wie weit und ob das traditionale, präoperative Denken bei den Eliten der Sozial-differenzierten Gemeinschaft in einzelnen Bereichen hin zur konkret- oder sogar zur formal-operativen Kognition überschritten wurde; was bedeutet diesbezüglich der Plan, einen T-Pfeiler aus einer Grube herauszuschlagen, ihn zu bearbeiten und in einen Spalt der Sockel einzuspannen? Das muß später einmal sehr genau interdisziplinär analysiert werden.

Stammes-Organisation

Es ist schwer vorstellbar, dass autonome mobile wildbeuterische Gruppen, die nur durch einen gemeinsamen Dialekt verbunden sind, und die sich viel-

leicht ein- oder zweimal jährlich zusammenfinden, einen solchen Aufwand wie am Göbekli Tepe betrieben haben konnten, wenn Gruppen dort mal vorbeikamen und Lust zum Bauen hatten; so konnte nicht einmal ein einzelnes Monument entstehen. Nur für relativ diffuse geistige Mächte der Natur und an sie angepasste Magie? Ein Tempel des Donners oder des Windes? Einer für den Traum, der sogar selbst als Geist (in Mesopotamien und noch der Ilias) seine Aufgaben versieht? Bedeutendere geistige Kräfte mussten ihn wohl gefordert haben – entwickelt und vermittelt vielleicht durch HeilerInnen, die auch ein persönliches Interesse damit verbanden und sich dabei zu PriesterInnen aufwerteten. Jericho könnte eine andere Bestimmung gehabt haben, doch für den dortigen Stamm oder schon Stammesbund ist von einer ähnlich weitgehenden Institutionalisierung auszugehen. Das Bauen in Jericho erscheint stärker als blosse quantitative Bewegung riesiger Mengen von Felssteinen denn als qualitative, inhaltliche Aussage, wie sie am Göbekli Tepe durch die Reliefs und die Anordnung von „Figuren“ als T-Pfeiler/ Stelen ausgedrückt wird.

Das Modell einer *Gentilgemeinschaft*, wie Morgan (1877) sie, ausgehend von den in Reservaten lebenden Irokesen des 19. Jahrhunderts, beschreibt, ist ein sinnvoller Anknüpfungspunkt, um die Prozesse zu analysieren, die zu einem Stamm oder Stammesbund führen konnten; die Begriffe: Gens (plural: Gentes), dann Phratien als Gruppen von Gentes, nahm Morgan aus der griechischen Geschichte. Die Gentilgemeinschaft besteht aus sprachlich verbundenen Gruppen mit oft eigenen Totems als Gruppenzeichen (etwa Tieren, wie die erwähnten Arraras). Meist wird dann nur exogam zwischen bestimmten Gentes geheiratet. Zuerst ist die neue Gemeinschaft am Göbekli Tepe vielleicht matrilinear strukturiert...

Als Grundlage der Organisierung gab es wahrscheinlich wachsende Familienverbände, die durch ihre Grösse und vielleicht durch besondere Fähigkeiten Macht entwickelt hatten. Nicht selten monopolisierten Familien in der jüngeren Vergangenheit bestimmte Berufe, wie vielleicht zuerst die HeilerInnen ihr Wissen an ihre Kinder weitergaben, oder Handwerker, aber das mag später begonnen haben; erst in Sumer vielleicht, wo es verbürgt ist. Irgendwann war spontan und zufällig eine gewisse Institutionalisierung entstanden, um eine solche Aufgabe erst einmal *denken* zu können, was dann wiederum organisatorische Folgen hatte und zu *formaler* Institutionalisierung führte, stelle ich mir vor. Es konnten vielleicht auch schon verschiedene Gentilgemeinschaften

oder Verwandtschaftslinien sich zusammenfinden. Auf eine gemeinsame Integrationsfigur oder ein Pantheon bezogen sind solche Zusammenschlüsse besonders gut vorstellbar. Und *mehrere* Geistwesen/ GöttInnen verweisen dahinterstehend auf einen „Rat“ der wichtigen Männer aus den Familienverbänden, nicht auf nur einen (womöglich absoluten) Herrscher/ Häuptling. Die Stelen des Göbekli Tepe (D) deuten darauf hin, und zugleich bereits auf Hierarchien bei den GöttInnen.

Gehen wir – abgesehen von ganz anderen Tagesabläufen und „Arbeitszeiten“ als heute – von Prozessen innerhalb eines bestehenden Stammes aus, könnten die Gentes als Grundeinheiten der Gentilgemeinschaft schlicht durch Wachstum der Bevölkerung und dem Leben in grösseren Siedlungen mit wiederum eigenen Folgen sinnvoll geworden sein. Zu Beginn – lange bevor an ein Geistiges Zentrum gedacht wurde – war die Gruppierung vermutlich in zwei Hälften klassifiziert worden; die einfache Teilung in zwei Untergruppen einer Einheit als soziale Ordnung scheint bei rezenten Urvölkern häufig zu sein. Wird also eine erste Gruppe zu gross, entsteht durch Teilung eine weitere Gens und nicht ein ganz neuer, bald fremder Stamm. So wächst die Gemeinschaft zu mehreren Gentes und später zu diese weiter unterteilende Phratrien. Sie kommunizieren und vereinbaren, was dem Zusammenhalt dient.

Die dabei verbundenen unterschiedlichen Interessen und Vorstellungen konnten durch einen Stammesrat koordiniert werden, wenn die Zahl der Gentes stieg. Bei einem solchen Rat darf kaum schon an eine formelle Abstimmung gedacht werden, das regelte sich eher nach den Autoritäten der Älteren „irgendwie“, die im Rat immer zuerst reden; das sollte nicht mit „Demokratie“ verwechselt werden. Er kann gemeinsame Ziele entwickeln, etwa die Sicherheit oder eine Expansion betreffend. Dabei eher wohl Empfehlungen aussprechend als Befehle erteilen zu können. Zuerst ist es vielleicht ein Rat der Gleichen, noch sind womöglich alte (nicht mehr menstruierende) Frauen Mitglied im unteren Rat einer Gens (Irokesinnen im Inneren), kaum aber im Stammesrat (Äusseres). Die Summe der sozialen Einheiten bildet den Stamm, der sich gegebenenfalls mit anderen zu einem Bund vereinigt. In alle Räte dieser Organisierung (der IrokesInnen) werden von den einzelnen Gentes ihre, auf Lebenszeit bestimmten, aber dennoch abwählbaren, Vorleute geschickt, die jedoch von der höheren Ebene des Rats, in den sie entsandt werden, anerkannt und von ihm ins Amt eingesetzt wurden; das verdichtet die Beziehungen und mindert interne Konflikte. So könnte es auch in der Harran-

Ebene gewesen sein, als scheinbar „naturwüchsig“ entstanden, ohne schon Begriffe für alles zu kennen (weshalb auch unsere Begriffe auf schwachen Fundamenten stehen).

Warum entsteht ein Pantheon mit darüber hinaus einem Paar herausragender Führungsfiguren? Weil damit die Struktur der Summe von Familienverbänden repräsentiert (nicht simpel: abgebildet) wird. So wie im frühen Sumer die Menschen die GöttInnen-Welt nachspielen, oder die griechischen OlympierInnen bei Homer der Struktur der Heeresleitung vor Troja entsprechen. Eine Konzentration der Macht durch Ansehen in einer relativ sinkenden Zahl einflussreicher Familien ist vorstellbar, also ein Konzentrationsprozess der Macht durch Macht, symbolisiert erst einmal durch die (unteren) Familien-Götter, die aus der traditionellen Kognition heraus als natur- und gottgegeben (unhinterfragbar) einfach da sind, von der Ewigkeit her.

Da bei der Planung und Errichtung der Bauten am Göbekli Tepe schon für die früheren Siedlungen von wachsenden speziellen Tätigkeiten und dadurch bald *relativ* weitgehender Arbeitsteilung und „Handwerken“ auszugehen ist, zuerst nur im Denken, legen diese Thesen und Kenntnisse nahe, bereits eine gewisse *soziale Schichtung* anzunehmen. Wir haben Räte/ Oberhäupter und/ oder HeilerInnen, oder schon PriesterInnen, die ich mit GöttInnen verbinde. Die beiden Hauptgötter am Göbekli Tepe können in diese Richtung weisen. Es kommen Baumeister hinzu, die die Anlage planen und umsetzen, und die den Geistwesen nahe sein müssen, damit der Kram nicht umfällt. Dazu Steinmetze und vielleicht Werkzeugmacher und die sie Versorgenden... Wenn auch der Hüttenbau wohl früher einmal von den Frauen entwickelt wurde, kann ich mir nicht vorstellen, die seien auf dieser Baustelle noch konstruktiv tätig gewesen – ausser natürlich fürs Essenmachen, das sagen uns die gefundenen Reibschalen, die zugleich auf Nahrung aus *Wildgetreide* hinweisen. (Schmidt, 2008) Wer sollte sonst das Wasser bereitstellen – und das (vermutete) Bier?

Eine solche Verfassung ergibt sich funktional aus dem Gruppenleben, aus der Mutter-Kind-Beziehung, so dass leicht vorstellbar ist, sie sei bereits lange vorm Entstehen der Landwirtschaft bei WildbeuterInnen verbreitete Praxis gewesen. Grosse Regionen konnten auf diese Weise ohne permanenten Kriegszustand aller gegen alle besetzt werden (wie mit dem noch zu besprechenden Kula). Wir sehen mit dem Modell der Gentilgemeinschaft also auf eine Möglichkeit sozialer Organisierung auch schon im Nord-Mesopotamien des endenden Jung-Paläolithikums. Sie konnte weit mehr als die knapp 1.000

Menschen umfassen, die oben modellhaft für den Bau des Geistigen Zentrums angenommen wurden. Mit dem Baubeginn der Anlagen am Göbekli Tepe begann in der Geschichte der Menschheit eine neue Zeit.

Differenzierte Sozialstrukturen hatten wohl die organische Ordnung nach Alten vor Jüngeren, Starken vor Schwachen, Klugen vor Dummen, Männern vor Frauen überlagert. Es gab für einige Männer freie Zeit für weltliche und geistliche Betätigung, die über das Alltägliche hinaus denken lernten. Sie verfolgten Pläne, mit der der innere Friede und die Ebene um den Göbekli Tepe gegen Feinde zu sichern war. Immer mal wieder gibt es Krieg mit Nachbarn, mal von diesen mal von jenen begonnen, manchmal werden Gefangene mitgebracht, die zeremoniell getötet oder adoptiert werden (weglaufen geht dann nicht, weil die eigenen Leute in der Gefangennahme einen mystischen Mangel sehen). Schien es nötig, weil ein wichtiger Mensch gestorben war, ging es hinaus zu den ferneren Nachbarn, um dort zu töten, wie es die Rache gegen deren vermuteten tötenden Zauber verlangt. Und die Nachbarn antworteten wieder durch kleine Anschläge.

Doch die Entwicklung von Handelsbeziehungen und später die Besuche Fremder beim Heiligen Forum im Geistigen Zentrum am Göbekli Tepe änderte diese Beziehungen, die auch die Kommerzialisierung und damit einen Wertewandel von Gemeinschaften schuf; Möglichkeiten einer im *Inneren* dieser Gemeinschaft friedlicheren Welt. Nicht zuletzt, weil der Göbekli Tepe das Symbol einer grossen – letztlich Göttern zugeschriebenen – Macht in der Region wurde, gegen die andere Stämme wehrlos waren. Und zu einem Geistigen Zentrum musste es einen freien Zugang geben, eine Art Friedenspakt mit den BesucherInnen (wie er wohl um das Orakel von Delphi bestand). Doch die intern friedlichere Welt schuf auch neue Möglichkeiten nach aussen durch ein bewaffnetes und vor allem durchorganisiertes „Heer“. Und in Jericho bildete sich langsam eine konkurrierende Kraft...

Heiliger Männerbund?

Einer Arbeit Herzog-Schröders über eine Fraueninitiation bei den *Yanomamo* entnehme ich, die Männer dieser Gemeinschaft würden generell, und zum Teil immer wieder in ihrem Leben, eine Ausbildung als „Schamanen“ durchlaufen. (2.000; bei ihr Yanomamī) Ich will sie – etwas grob – als „Männerbund“ bezeichnen, da diese intensive religiöse Ausbildung herausragend ist, wenn von deutlich anderen Formen, wie den Heiligen Männern im Hindu-

ismus, abgesehen wird. Das führt mich zur Frage, ob die viel ältere Sozial-differenzierte Gemeinschaft vom Göbekli Tepe, die einen so erheblichen Einsatz zum Bau riesiger Monumente leistete, nicht auch in hohem Mass von einer religiös bestimmten „Ethik“ geprägt war (wie der Soziologe Max Weber es für die „protestantische Ethik“ beim Entstehen des Kapitalismus sah). Das innere Selbst erzeugt den Druck zum Bauen des geistigen Zentrums, es wird in die: Person implantiert, wie wir es in der angesprochenen „Pädagogik“ Summers erkennen. Angesichts der radikalen Veränderung der Welt am Ende der Eiszeit scheint ein besonders intensiver Kontaktversuch zu religiösen Kräften gut nachvollziehbar zu sein. Und das so weitgehend männlich geprägt, um ausdrücklich Männer-Götter ins Zentrum ihrer Religion zu stellen; wie bei einem (äusseren) „Krieg“ gegen die Naturgewalten und deren Geistwesen des Wetters. Und es geht um den sich drastisch ändernden *Boden* unter einem anderen *Himmel* als zuvor, der nun abgestützt werden musste; das ist natürlich Männersache, deren Angst im Männerbund ausgedrückt ist.

Zusätzlich dient mir die beschriebene Initiation der Mädchen der Yanomamo noch einmal als Anlass, um – in meiner eigenen Interpretation dieser Arbeit Herzog-Schröders – eine deutliche Vormacht der Männer aufzuzeigen, wo die Autorin gerade Frauen als einigermaßen egalitär zu ihnen darstellen will. Ich lese also meine andere Bewertung aus der benutzten Studie, ohne andere Quellen heranzuziehen; wie ich es oben an der Beschreibung des Lebens der Frauen durch Malinowski ähnlich schon machte. Dieses Beispiel ist zudem geeignet, sich einen Ritus zur Initiation anzusehen, wie er den Leuten vom Göbekli Tepe *strukturell* ebenfalls zuzutrauen ist.

Die Studie Herzog-Schröders zeigt den besonderen Wert, wenn Ethnologinnen in rezenten Gemeinschaften mit den Frauen enge Beziehungen knüpfen können. So kann deren Leben relativ intensiv erforscht werden. Nur ein kleiner Teil der Argumentation zum *Menstruationsritual*: *yïpimou* der Yanomamo kann nun angesprochen werden. Dieses Volk am Orinoko gilt – wie oben skizziert – meist als besonders gewaltbereit, auch gegen Frauen. An dieser Stelle ist für meine Arbeit auch interessant, wie das Geschlechterverhältnis konstruiert und durchgesetzt wird. Dass diese Frauen im Dorf eine nennenswerte Macht haben, muss wohl – anders als die Autorin es sieht – eher verneint werden. Eine so starke Rolle, wie etwa die Irokesinnen, die aber einen Sonderfall in der Geschichte darstellen, ist nicht erkennbar; Malinowski sahen wir ähnlich argumentieren.

Die Macht der Männer über die Frauen – die ja nicht primär alltäglich durch Gewalt gekennzeichnet sein kann, selbst nicht in Völkern mit deutlicherer Männergewalt – bleibt für mich hinter dem Versuch deutlich sichtbar, die Egalität der Geschlechter bei den Yanomamo zu zeigen. Die Frauen mischen sich in die allgemeinen Dinge des Alltags ein – heisst es, wie zu Trobriand –, womit jedoch über formelle Entscheidungen wieder nichts gesagt ist. Es heisst nicht etwa, wie es sogar bei den Baruya möglich war, dass sie zu einem geplanten Überfall auf die Nachbarn zumindest beraten, wenn auch nicht mitentscheiden durften. Die Frauen haben – wieder einmal – einen eigenen Bereich (Inneres), den sie weitgehend miteinander bestimmen, und in den die Männer wenig involviert sind.

Allerdings geht beispielsweise ein *Grossvater* mit in den Wald – zum Schutz (!) –, wenn eine Frauengruppe dort den letzten Akt des Ritus‘ *yipimou* der Erst-Menstruation an einer Initiandin vollzieht, ein Ritus, der aber in allen Ablauf-Phasen vollständig den Frauen zugehört, wie es heisst. An anderen Riten seien sie beteiligt, an anderen wieder nicht. Zweifel sind erlaubt. Denn dann lese ich: „*Die strikteste Trennung der Geschlechter tritt im Bereich des Religiösen auf. Annähernd alle Yanomami-Männer unterziehen sich irgendwann in ihrem Leben einmal dem Initiationsritual, durch das sie zum Schamanen werden. Die Zeit der Initiation erstreckt sich über mehrere Monate oder auch Jahre, in denen sich der Novize wiederholt tagelang Unterweisungen unterziehen muß*“. (2000: 24) Das Religiöse ist aber in solchen Gemeinschaften oberstes Gesetz!

Es gibt bei den Yanomamo, wie bei vielen anderen Völkern, eine panische Angst vor dem Menstruationsblut: in Minuten muss beim ersten Eintrittsfall die junge Frau hinter Baldachinen versteckt werden, sonst könnten vor allem Männer grossen Schaden nehmen. Dass zur Menstruation für die Mädchen ein Ritual existiert, kann im ersten Moment als genereller Vorteil für die Frauen verstanden werden. Doch ich habe Zweifel daran, zumal nach dem obigen Zitat, wo doch reichlich Gelegenheit fürs Vermitteln männlicher Zuständigkeiten in der permanenten Schamanenausbildung gegeben ist. Tatsächlich ist sie offenbar nur eine andere und sogar besonders intensive Form der *männlichen* Initiation: lebenslang.

Auch dass Mädchen oft früh und einem manchmal viel Älteren versprochen werden, und der mögliche Schwiegersohn lange schon vor der (biologisch begründeten) Initiation als Freigabe für die Heirat den Eltern Jagdgaben

bringt, zeigt die Lage der Frau – wie noch der dort geschilderte Frauenraub bei Nachbarn in den 80er Jahren des 20. Jahrhunderts. Dies alles verweist vielleicht auf eine *relativ* eigenständige Rolle der Frauen, jedoch im Rahmen männlicher Aufsicht, wie vom Grossvater beim Menstruationsritual; ein wirklich notwendiger Schutz sähe anders aus. Nein, mit dem Gedanken an matriarchale (Rest-) Strukturen hat diese Form kaum etwas zu tun. Die Männer erschaffen auch hier den Boden für die Gartenflächen, sie machen die Brandrodung, die Frauen zerhacken (nachrangig) die gefällten Bäume. Vorratshaltung gibt es nicht, sie scheint auch nicht nötig zu sein, weil es eine reichhaltige Flora und Fauna gibt. Und freie Zeit für die Männer.

In solchen einfachen Gemeinschaften, in denen typischerweise nur der *verheiratete* Mann etwas unter den Männern (und damit auch unter den Frauen) gilt, wie Godelier es für die Baruya deutlich herausstellt, ist schlicht auch die Heirat eine Form der Initiation; in anderen rezenten Stämmen hörten wir von Vorbedingungen, etwa das Töten von Feinden zum Erlangen von Armbändern. Bei der schamanischen Ausbildung der Yanomamo-Männer wird diese Initiation dann intensiv weiter vertieft. Mir scheint das eher eine besonders gründliche Trennung der Geschlechter zu sein, wenn vielleicht auch in der Form nicht ganz so rigide wie bei den Baruya. Aber letztlich unterstellt ihre Initiation sie – lese ich aus der Studie Herzog-Schröders heraus – ganz klar unter die Ordnung der Männer. Der Schmuck der Initiandin, wenn sie als neugeboren in das Dorf zurückkehrt, hebt, bei den meist nur mit einer Schnur „bekleideten“ Yanomamo ihre Vulva hervor. Zuvor war ihr Geschlechtsverkehr verboten. Das Hymen wird einige Zeit früher bereits von einer alten Frau zerstört, um die Reifung des Mädchens zu fördern; Reifung für die Männer.

In der letzten Phase des Menstruationsrituals sammeln/ jagen die Frauen *Krebse*. Das ist besonders interessant. Es setzt die Initiandin mystisch in die Lage, eine Familie zu versorgen. Die Krebse stehen stellvertretend für jene Speise, die der Bräutigam ihren Eltern über Jahre schon brachte: besonders *Gehirne* von Vögeln und Kleintieren. Auch mit diesen Gaben soll vor der Initiation die Reife des Mädchens beschleunigt werden. Denn: diese Hirne, wie später das (offensichtlich wieder einmal wegen seiner besonderen Struktur als dem Hirn identisch verstandene) Krebsfleisch, spielen die Rolle des *Spermas*! Ich erwähnte oben eine ähnliche Vorstellung der Dogon zu Haar, Uterus und Fisch. Herzog-Schröder: „*Die Frauen unternehmen, wenn sie*

Krebse erbeuten, quasi eine ‚Kopffagd‘, wie im Gegenzug [?] auch die Bräutigame, wenn sie sich für die Entwicklung ihrer Braut einsetzen, indem sie ihr Tierköpfe bringen“. (260) Tatsächlich erwidert doch die danach heiratsfähige Braut mit der rituellen Krebsjagd die symbolische frühe Gabe des Spermas/ Gehirns an die Eltern. Ist das nicht eher Anpassung an die männliche Vormacht? Dass einige (!) Bräutigame sich während des Menstruationsrituals ähnlich fastend verhalten wie ihre Bräute, mag ja deren Nähe zu ihrer baldigen Frau betonen, eine egalitäre Position der Frau im Stammesleben ist daraus kaum zu lesen.

Herzog-Schröder schreibt denn auch: *„Als Konsequenz dieser unterschiedlichen Ausdrucksformen können ForscherInnen mit Yanomami-Männern lange Gespräche führen und von den eloquentesten unter ihnen elaborierte [!] Deutungen dieser Rituale erfahren. Dagegen können Frauen Verhaltensmaßregeln des yïpimou zwar beschreiben, verweigerten sich jedoch einer Erklärung. Frauen zeigen im Symbolgebrauch ihre eigene Praxis: Sie verwenden ihren gesamten Körper als Inszenierungsobjekt für Bedeutung“.* (269) Sie wissen – scheint mir – schlicht nichts über Inhalt und Schaffung des Ritus yïpimou durch die Männer beziehungsweise die initiierten Schamanen! Sondern sie kennen kaum mehr als den äusserlichen Ablauf. Dazu steckt in dieser Aussage gerade jene bekannte patriarchalische Deutung: Natur der Frau - Geist des (elaborierten) Mannes. Und diese eloquenten Männer sind kurz vor der Wende zum 21. Jahrhundert bereits mit genossenschaftlichen Handelsgesellschaften der verschiedenen Stämme und den Eroberern verbunden.

Auf der Suche nach einer Begründung für die Männer-Götter vom Göbekli Tepe scheint mir die mythische Form der Fraueninitiation der Yanomamo *strukturell* einen weiteren interessanten Hinweis auf die patriarchale Geistigkeit früher Völker zu enthalten. Die Männer erhöhen sich in besonders intensiver Weise und, insofern für Frauen nicht hinterfragbar, in einen geistig-religiösen Stand, der sie zugleich selbst in rituelle Strukturen einbindet, etwa in Zwänge besonderer Frömmigkeit, die wiederum durch bestimmte Handlungen lebenslang bewiesen werden muss.

Produktion, Handel

Generell halte ich es für zwingend, es sei am Göbekli Tepe, beziehungsweise im Wohnort der ErbauerInnen, zu sozialen Unterschieden zwischen und innerhalb von Gruppen gekommen. In ersten Formen, gewiss, etwa durch

Produktion und Handel, vielleicht mit Feuerstein oder Obsidian und der Produktion von Werkzeug/ Waffen daraus; bei den Monumenten wurden viele Pfeilspitzen gefunden. Ebenso über den Prozess der Grossen Männer, wie genau auch immer. In Jericho gilt die Gewinnung von Salz und Bitumen aus dem Toten Meer als Basis eines gewissen „Reichtums“; zuvor musste es *freie Zeit* gegeben haben, um arbeitsteilige Tätigkeiten ausführen zu können, die nicht unmittelbar der Nahrungssicherung dienten. Gebel sieht im *Neolithikum* für die südliche Levante am Jordan um Ba'ja und Basta eine Ökonomie mit Steinringen entstehen, die dort möglicherweise als Zahlungsmittel gefertigt wurden. (2010)

Mit Salzproduktion und -handel der *Baruya* skizziert Godelier (1973; 1987) eine entsprechende Form, wie sie viel früher anderswo denkbar scheint, ohne dass es sich auch um Salz handeln muss. Dieses Volk lebte vor der Entdeckung 1951 in „steinzeitlichen Lebensformen“, zum Teil in Frieden mit den Nachbarn, zum Teil auch nicht, mit einigen war es ausdrücklich durch Friedensverträge verbunden. Es ist damals ein „häuptlingloser Stamm“ aus patrilinearen Clans mit jedoch besonderer Bedeutung angesehener Vorleute, den Grossen Männern, die sich primär auf Ansehen als *Traditionswächter* und nicht vordergründig auf ökonomische Macht als „Big-Men“ stützten. Dieses Volk baute mit Brandrodung vor allem Süsskartoffeln an, die von Spanien oder Portugal früher schon eingeführt wurden (!), und eben auch Salzpflanzen; ergänzend wurden Schweine gehalten. Die Salzherstellung und der Handel sind nicht so hoch angesehen wie die Traditionsbewahrung oder die Grossen Krieger und Heilkundigen, zeigen aber generell den möglichen Prozess zur *weitergehenden* Entwicklung von „politischer“ Macht ganz gut, ohne dass eine solche Entwicklung dort schon die Traditionswächter in den Hintergrund gedrängt hatte. Doch es geht hier jetzt nur um ein Beispiel für frühe Produktions- und Handelsformen, deren Strukturen sich als ziemlich vielschichtig zeigen. Die traditionale Weiterentwicklung wird dann bald „europäisiert“, so dass sogar Mädchen in Schulen gehen dürfen, die bald merken, dort besser als die Jungen zu sein.

Das Pflanzen-Salz wird aus verbrannten Pflanzen gewonnen (die Salzgeschmack, aber kein Salz/ Natrium ergeben, sondern: gering giftiges Kalium, aus der Asche der Hiobsträne). Die Asche bleibt einige Zeit liegen, wird dann bearbeitet und zu Paketen verschnürt, ein komplexer Prozess, der hier nicht so sehr von Interesse ist, aber ein einfacher Vorgang, wie er den Baukundigen

vor 12.000 Jahren in der Harran-Ebene leicht zugetraut werden kann. Es ist kaum notwendig, eigens zu erwähnen, dass den Salzmachern während dieses Prozesses der Geschlechtsverkehr verboten war. Die Salzbarren werden primär produziert, um Bast-Umhänge, Steine für Äxte (auch schon aus Metall) oder bunte Vogelfedern und einiges mehr einzutauschen, Dinge, die nicht im eigenen Gebiet hergestellt oder gefunden werden können. Die Umhänge entstehen aus Rinde in einem zeitaufwendigen Prozess unten in den Tälern durch andere Stämme, bei dem weiche Pflanzenteile aus der festen Bastsschicht herausgeklopft werden. Auf der hochliegenden Ebene, die die Baruya bewohnen, gedeihen solche Bäume nicht (*ficus*). Es gibt in dieser Region also eine wechselseitige Produktion und entsprechenden Austausch nach (gefühlten) Äquivalenten. So entstehen viele Kontakte über die eigenen Grenzen hinaus. Zielgerichtete Handelswege müssen entwickelt und gepflegt werden, da Autarkie für diese Lebensweise nicht möglich ist.

Eine ähnliche Form des Handels wie bei den Baruya schildert Kurella (1993) bei den Muisca in Kolumbien und ihren – zum Teil feindlichen – Nachbarn in vorspanischer (!) Zeit (aus den frühen Protokollen der Eroberer). Baumwoll-Decken, Salz und Gold sind neben anderen Gütern besonders wichtig und werden auf Märkten getauscht, aber auch den Kaziken/ Häuptlingen als Tribut gegeben, der ebenso durch Arbeiten, wie Hausbau (frühes „Handwerk“), erbracht werden konnte; in einigen dieser Stämme gab es Verteilungsfeste für die Bevölkerung; dazu gleich mehr.

Wie sollte im Jung-Paläolithikum Jericho (ab um 11.000 bp) wohlhabend geworden sein, um seine steinernen Grossbauten zu realisieren, wenn nicht seine Güter aus dem Toten Meer, Salz und Bitumen, (Roaf, 1998) abtransportiert worden wären? Kupferlager sind ungefähr vor 11.000 Jahren in Hallan Cemi/ Nord-Mesopotamien als bekannt belegt und das Metall wohl auch gehandelt worden. (Hinweis Michael Rosenberg, in: Mailing List Neolithic, 2015) Das gilt ähnlich für Obsidian von Vulkanen Anatoliens, der in Blöcken vertrieben wurde. (Roaf, 1998) Ebenso sind komplexe Handels- oder Tauschwege zwischen der Region Gönnersdorf und den Höhlen der Schwäbischen Alb bereits aus dem Magdalénien nachgewiesen. (Moreau, 2009^b) Wir haben also schon seit fast dem Beginn dieser Epoche wachsende Hinweise auf Vernetzung der Völker über zum Teil weite Strecken, die mit Materialien, wie Schneckenhäusern, oder mit Figurinen früh sichtbar wurde. Zugleich wissen

wir vom Problem des „Fremden“ und der „Kriegslust“, das unter Kontrolle gebracht werden muss.

Befriedung durch rituellen Tausch

Wie entstand jene Sozial-differenzierte Gemeinschaft als *Kultur-Gemeinschaft* aus kleineren Sippen oder schon Stämmen in der Harrant-Ebene, ohne beständigen Krieg? Eine Möglichkeit solcher Befriedung hat offenbar Malinowski um 1915 auf den *Trobriand-Inseln* mit dem: *Kula* gefunden. (1979) Als ideelles Tausch-System verband es eine ganze Reihe von Inseln nordöstlich von Neuguinea, in dem zwei „Güter“, besondere Muschel-Halsketten gegen besondere Muschel-Armbänder aus einer anderen Muschelart, getauscht werden. Jedoch nicht als ökonomische Tauschgüter, sondern als gegenseitige *Gaben*. Und das institutionalisiert zwischen individuellen Handelspartnern aus bestimmten Stämmen jenes grossen Inselgebiets, nicht mit beliebigen Dritten. Die Armbänder und Halsketten kreisen nun durch die Inseln, Ketten im Uhrzeigersinn, Armbänder gegenläufig. Auf den Trobriand-Inseln werden solche Armbänder wie auch Ketten aus geschliffenen Muschelscheiben aufwendig gefertigt. Es sind im wesentlichen immer gleichartige (!) Stücke, die mal mehr oder weniger (sozialen, ästhetischen, aber rituell gleichbleibenden) Wert haben, so dass tatsächlich zugleich in bestimmter Weise „Werte“ ausgetauscht werden, wenn auch *nicht* am gleichen Termin beide Seiten ihre Gaben/ Waren vorlegen! Das *Kula* besteht darin, die erworbenen Stücke von anderen Inseln *abzuholen*, sie sich dort als Gaben überreichen zu lassen (!) und zu Hause zu präsentieren. Um sie nach einiger Zeit weiter rotieren zu lassen, indem sie als (grosszügige) Gaben anderen Partnern überreicht werden, die nach Trobriand kommen. Dennoch wissen die um die „Werte“ und sind zufrieden oder nicht; sie müssen bei der Rückkehr ja etwas vorzeigen können, was sie erhielten und ihnen Ehre machen kann; es geht wieder um *Ansehen*.

Mauss (1968) bespricht in einer Übersicht über solche Gaben-Systeme vor allem auch den ökonomischen Aspekt. Tatsächlich gibt es die Tendenz, wenn jedesmal Grosszügigkeit gezeigt werden muss, dass die Gaben zahlreicher oder wertvoller werden; es entstehen ökonomische Zwänge, die nicht endlos weiterwirken können. Ob das nun bewusst ist oder nicht. Herstellung, Reisen und die Bewirtung der Gäste sind reale ökonomische Belastungen. Bei den – an reichhaltiger Küste lebenden – Nord-West-Indianern ist beim Potlatch von

30 bis 100 Prozent Wertsteigerung von Fest zu Fest die Rede, die faktisch wie Zinsen im Kreditwesen seien. Da musste dann bald ein erheblicher Teil des Wirtschaftens Grosser Männer in das dortige Potlatch gehen. Davon, wie/ ob das möglich gewesen sein kann, soll hier abgesehen werden, da nicht in ökonomischen Kategorien gedacht wurde und durch Einsatz in freier Zeit der Reichtum aktuell zu erhöhen war. Es ging wohl eher um eine faktisch gleichwertig bleibende Ausgabe.

Das Kula scheint demgegenüber vor allem eine rituelle *Befriedung* widerzuspiegeln, nachdem zuvor Krieg/ Kopffjagd wichtiger Teil jener Kulturen war. Mit dem Kula konnte sozusagen unter einer „weissen Flagge“ zugleich geschützter Handel getrieben werden, ohne noch um die eigenen Köpfe fürchten zu müssen. So wie es bei den Baruya Friedensverträge gibt. Der Aufwand beim Kula ist immens, unter anderem müssen grosse Segel-Kanus gebaut oder erneuert und herausgeputzt werden, um zum Teil lange Seereisen zu unternehmen. Die Trobriand-Inseln hielten 650 Armreifen für 500 Leute aus Dobu bereit, einer Insel in Richtung Neuguinea. Eine Reise von Dobu zu den Trobriand-Inseln begann im Oktober 1917 mit Bau und Reparatur der Kanus und dauerte bis Ende April 1918; allein die Reise über See und zu verschiedenen Inseln dauerte je knapp drei Wochen. Auf den Trobriand-Inseln trafen sich über 2.000 Menschen. Früher waren deutlich mehr als die ungefähr 80 Kanus aus Dobu unterwegs; die Sitte verlor sich schon langsam in der Moderne, als Malinowski sie kennenlernte.

Bevor der Gaben-Tausch entstanden war, konnten also womöglich Flotten von weit mehr Kanus losgezogen sein, um andere Inseln zu überfallen. Ein wichtiger weiterer Hinweis neben dem *Abholen* der Gaben ist, dass bei der Ankunft der Flotte aus Trobriand und den Nachbarinseln auf Dobu dort *rituell* feindliche Handlungen zur *Verteidigung* durchgeführt wurden. Kriege scheinen nicht allzu lang vorher noch üblich gewesen zu sein, denn Malinowski traf noch den letzten Kriegszauberer auf Trobriand, der ihm zeigte, wie die Schilde der Krieger für den Kampf verzaubert wurden; später macht er immer mal wieder kurze Bemerkungen dazu: in Hungerzeiten (bei Trockenheit) war etwa das „Gesetz“ der Blutrache aufgehoben. Zogen dann Männer eines Dorfes an einen, einem anderen Dorf gehörenden Bereich zum heimlichen Fischfang oder Ernten, konnte es (früher) zum Massaker an ihnen kommen, ohne den Rache-Mechanismus in Gang zu setzen; die Leichen wurden in Höhlen geschmissen, die Malinowski um 1915 noch sah. (1981)

Er sagt über jene Menschen Trobriands: *„Die Grundeinstellung eines Eingeborenen zu anderen, fremden Gruppen ist Feindseligkeit und Mißtrauen. Die Tatsache, daß für einen Eingeborenen jeder Fremde ein Feind ist, stellt ein ethnographisches Merkmal dar, das aus allen Teilen der Welt berichtet wird. Der Trobriander bildet in dieser Hinsicht keine Ausnahme, und jenseits eines eigenen, engen sozialen Horizontes trennt eine Mauer von Argwohn, Unverständnis und Feindschaft ihn selbst von seinen nahen Nachbarn. Das Kula durchbricht sie an bestimmten geographischen Stellen und mittels besonderer überlieferter Transaktionen. Aber wie alles Ausserordentliche und Ungewöhnliche muß diese Aufhebung des Tabus, das auf Fremden liegt, durch Magie gerechtfertigt und überbrückt werden“*. (1979: 381)

Er sagt aber auch über dieses Volk: die „Wilden“ seien – zumal bei Überfluss – nicht faul oder dergleichen. Die Leute auf den Trobriand-Inseln horteten ihre Yams nicht nur deshalb gut sichtbar in den um den Dorfplatz herum errichteten Lagerhäusern, weil es sich um Nahrung handele, sondern *„weil sie gerne ihren Lebensmittelbesitz zur Schau stellen“*. (1979: 209) Das gelte auch für andere Produkte: *„Sie arbeiten nicht unter dem Druck der Notwendigkeit oder um ihren Lebensunterhalt zu bestreiten, sondern geleitet von Talent und Phantasie, mit einem hoch entwickelten Sinn und großer Freude an ihrer Kunst, die sie oft als Ergebnis magischer Inspiration [!] begreifen. Dies gilt besonders für jene unter ihnen, die Gegenstände von hohem Wert herstellen; sie alle sind gute Handwerker und lieben ihre Arbeit“*. Auf Trobriand sind die Gebäude aufwendig gebaut und verziert. War auch die „Höhlenkunst“ magisch inspiriert? Von den Frauen ist nicht die Rede.

Das Prinzip einer solchen Befriedung mittels des Kula gibt es in anderer Form auch *zwischen* den Stämmen/ Sippen auf Trobriand selbst! Die leben ähnlich wie die Baruya, sind nach der Heirat allerdings matrilinear bei patri-lokalem Wohnsitz der Frauen organisiert. Ich erwähne noch drei Fälle, die dem grossen äusseren Kula ähneln und eine Zwangskommunikation schaffen, die durch Gaben-Tausch und Ansehen organisiert ist.

Erstens die grosszügigen Gaben von Yams-Knollen der Männer an die Haushalte ihrer Schwestern, die genaugenommen deren Anteil am Land ihrer mütterlichen Clans sind, und zusätzlich an Dorf-Häuptlinge und den Ober-Häuptling, denen von den Dörfern auch Frauen gegeben werden, was allen Ansehen durch die Gabe einbringt. Und zugleich besonders den Ober-Häuptling (mit früher bis zu 80 Frauen) durch den Besitz grosser Mengen an Gaben

zur überragenden (Friedens-) Macht werden lässt, weil er sie wieder als Gaben verteilen kann.

Zweitens ist schon eine gute Ernte die Quelle von Ansehen im *eigenen* Dorf. Auch der Dorf-Häuptling erhält von den örtlichen Familien Gaben der Ernte. Zugleich wird die Güte der Gartenarbeit durch diesen allgemeinen Zwang zur Gabe sozial *kontrolliert*. Denn schlampiges Gärtnern kann nicht einfach durch eigenen Verzicht auf Nahrung ausgeglichen werden; die institutionalisierten EmpfängerInnen und der Garten-Magier, der die Arbeiten überwacht, würden Druck machen.

Drittens gibt es bei Spannungen zwischen Dörfern auf Trobriand heute keinen Krieg mehr, den die Kolonialverwaltung verboten hat, sondern stattdessen wird bei einer Kränkung der Ehre nach genauen Regeln eine möglichst grosse Menge Nahrung (Yams) als Herausforderung in das Dorf gebracht, aus dem die Beleidigung kam. Diese Menge muss aus den eigenen Ernten am nächsten Tag in exakt der gleichen Menge und Güte, es wird sogar die einzelne Knolle mit Knoten-Schnüren registriert, beim gekränkten Dorf vorgelegt werden, um den Streit beizulegen. Sonst heisst es: ihr habt ja nicht genug zu essen, die Maximal-Kränkung dort. Dennoch gibt es dabei oft noch Massenschlägereien, bei denen es aber *selten* zu Toten komme, schreibt Malinowski. (1981) Alles geschieht, wie beim Kula, unter ständiger Magie, deren Zaubersprüche unentwegt gesprochen werden. Alles ist religiös. Trobriand bietet also ein besonders vielfältiges und weit ausdifferenziertes strukturelles „Modell“ einer grossen traditionellen rezenten Gemeinschaft.

Resümee zum Leben am Göbekli Tepe

Zusammenfassend können wir zur Hochkultur der Steinzeit am Göbekli Tepe nun sagen: es lässt sich kein konkretes Szenario beschreiben, welches das Leben in der unbekannt (Haupt-) Stadt jener Leute schildert – solange nicht neue Grabungsergebnisse uns weiterhelfen. Doch strukturell ist jener Ort eingrenzbar. In diesem letzten Kapitel erkannten wir *erstens* die Hochkultur als eine sozial-differenzierte Gemeinschaft im Schnittpunkt bedeutender historischer Ereignisse am Ende des sozialen Wandels des Jung-Paläolithikums, der Eiszeit und dann der folgenden Entwicklung hin zu den Städten Sumers, die schon auf die gesellschaftliche Kontrolle einer externen Landwirtschaft angewiesen waren. Zwischen den früheren Formen der Älteren und Jüngeren Wildbeuterei mit der Ausbildung der „Höhlenkunst“ und den wach-

senden Siedlungen auf der einen Seite, dann den sozialen Anforderungen während der Urukisierung und später der „Pädagogik“ in sumerischen Städten auf der anderen, sehen wir auf einen besonderen Ort des Umbruchs menschlichen Lebens.

Zweitens haben wir, wie am Anfang dieser Studie, auch an ihrem Ende zwei Tendenzen als Ergebnis, um hier nur eine grobe Übersicht zu formulieren: im Vergleich mit rezenten Urvölkern, wie sie noch im 20. Jahrhundert beschrieben wurden, konnte *einerseits* die reale Lebensform der Leute vom Göbekli Tepe kaum schon die Institutionalisierung, den komplexen Organisationsgrad der besprochenen rezenten Urvölker ausgebildet haben, *andererseits* verweisen die komplexen Bau-Werke der Harran-Ebene dennoch, insbesondere wenn die ganze Zeitspanne dieser Kultur über zumindest 1.000 Jahre mitbedacht wird, auf Kenntnisse, die diesbezüglich jedenfalls nicht hinter der Kognition der besprochenen rezenten Ur-Völker zurückbleiben. Doch es liegen 10.000 Jahre zwischen jenen Kulturen!

Die generelle Neuerungsfeindschaft wildbeuterischer Gemeinschaften wird in der Sozial-differenzierten Gemeinschaft durch eine mächtige „Modernisierung“ abgelöst. Die Monumente stehen dazu als Ergebnis des Werdens eines umfänglichen *Stammesverbundes* vor uns, der nur die Anlagen bauen konnte. Wo immer die Menschen gelebt haben, die sie errichteten, etwa im noch nicht ergrabenen Bereich des Tepes, so wurde in den letzten Abschnitten doch deutlich, wie eine solche Organisation strukturell entstehen konnte, die vielleicht von einem *Heiligen Männerbund* geführt wurde, um die enormen Anstrengungen für diese Anlagen in Erzählungen auf Basis einer besonderen Ethik zu fordern, zu planen und unternehmen zu können. Eine intensive Durchdringung des Religiösen mit dem Alltäglichen galt – nach allem, was wir wissen – als selbstverständlich. *Produktion und Handel* bis über weite Distanzen beförderten wahrscheinlich den „Reichtum“, um überhaupt die Bauleistungen erbringen zu können, nachdem die *Befriedung* jener grossen Region auch rituell gelang – sofern nicht ein einzelner Stamm zur Herrschaft über andere fähig wurde. Doch auch dann mussten Wege gefunden werden, um die unterschiedlichen Gruppen zu befrieden, etwa durch einen rituellen Tausch. Oder durch den gemeinsamen Bau jener Monumente?

In diesem Prozess der Errichtung schon der ersten Monumente selbst begannen die skizzierten Entwicklungen als Folgen und Nebenfolgen eine neue Bewegung des Sozialen zu erzeugen, in der die Menschen insbesondere auch

ihre Qualitäten als Person neu ausrichten mussten, wenn wir – was sinnvoll scheint – von einem einigermaßen kontinuierlichen zivilisatorischen Wachsen seit des Beginns des Jung-Paläolithikums bis nach Sumer ausgehen. Strukturell ist ein solcher Prozess um den Göbekli Tepe einigermaßen nachvollziehbar geworden. Und er ist plausibel einzubinden in den Wandel der ganzen Epoche.

Die Geburt der Person im Jung-Paläolithikum

Meine Studie mag die soziale Situation des Jung-Paläolithikums soziologisch einigermaßen beschrieben und damit interdisziplinär diskutierbar gemacht haben, nicht zuletzt, weil die Grundlagen der Thesen in diesem Band ausführlich und illustrativ dargestellt werden und aus verschiedenen Sichten eine *erste* Überprüfung möglich wird. Es ist jedenfalls deutlich geworden, wie weitgehend sich die nachgeburtliche Ontogenese und die humane Ur- und Früh-Geschichte als parallel verlaufend erkennen lassen, wenn die Erkenntnisse über die Genetik, den Präfrontalen Kortex und die Forschung der Entwicklungspsychologie neben den archäologischen Funden berücksichtigt werden. Nach-moderne prozessuale Theorien der Soziologie bieten einen Rahmen für diese empirisch gestützte Analyse. Es konnte gezeigt werden, wie bei weitgehender Akzeptanz der archäologischen Funde dennoch eine zu den bisherigen Vorstellungen recht differente Interpretation begründet werden kann, wenn danach gefragt wird, was wirklich an kognitiven Fähigkeiten als nötig vorhanden gewesen sein muss, um die Funde erzeugen zu können. Die hier vorgetragenen Thesen bedürfen einer weitgehenderen empirischen und theoretischen Prüfung, die nicht einfach als „Fortsetzung“ der vorliegenden Arbeit möglich ist. Sondern es sollte nun mit weiteren Forschungen aus den interdisziplinär angesprochenen Fächern eine Beurteilung und ein Weiterdenken beginnen.

Das gilt etwa für die Bedeutung der Elemente der angesprochenen neuen Form der Kommunikation zum Beginn des Jung-Paläolithikums, die kaum überschätzt werden kann, wenn deren weitere Entwicklung bedacht wird: Bildnisse, Töne, Sprache, Schrift kennzeichnen das Altertum, die Perspektive als neue Darstellung der Welt folgt in der Renaissance... Immer wird bei solchen elementaren Ereignissen auch das Denken und Fühlen, die Kognition insgesamt erweitert. Auch wenn es über Kinderzeichnungen einige Arbeiten gibt, ist doch eine weitergehende Überprüfung des hier Gesagten im Detail für jene frühe Zeit nötig. Die Fähigkeit zur Verdopplung der Welt, im Geiste wie auf Zeichengründen, ab dem Jung-Paläolithikum wurde in der frühen Zeit noch nicht reflektiert, weil die Ontogenese dies vorerst nicht erlaubte. Bald folgt in dieser Epoche die Ausbildung der Sprech-Sprache als ein dann besonders dynamisierendes Moment der geistigen Entwicklung. Wie kann überprüft werden, in welcher Weise Zeichnen und Sprache verbunden ent-

standen sind? Der entsprechend der empirischen Ergebnisse der Archäologie aus dieser Epoche notwendig gewordene Kommunikations-Prozess ist sowohl eine wichtige Grundlage für den sozialen Wandel als auch dessen Ergebnis. Und an den göttlichen T-Pfeilern des Göbekli Tepe sehen wir bereits Reliefs mit zumindest dem Potential zur Verwendung komplexer Zeichen als sprachliche Symbole, die einer Schrift in der Systematik schon ähnlich sind, da sie zweifelsfrei irgendeine Bedeutung haben. Während die Bildwerke jener Monumente demgegenüber nicht über die Qualität früher „Höhlenkunst“ hinausgehen.

In ähnlicher Wechselwirkung sahen wir auf die Entstehung wildbeuterischer Gross-Siedlungen, in denen Sprache zur Bedingung eines friedlichen Miteinanders wird. Um das Entstehen eines Typus früher „Städte“ ging es dabei, nicht um die Behauptung einer generellen, überall stattfindenden Entwicklung. Doch, wie erläutert, ist das Wissen über komplette Siedlungen für jene Zeit noch vage, und die Spuren müssen durch Kleinarbeit aus der Forschungsliteratur überprüft und ergänzt werden. Das gilt für weitere Thesen, die hier aus heutigem empirischem Wissen begründet wurden.

Die religiösen Systeme werden, verbunden mit der mythischen Erzählung, zum Integrations-Instrument und zur mächtigen, weil zu erinnernden und weiter erzählbaren Ideologie, hinter der profane Interessen stecken. Sie nutzen die Ängste, die alle derartigen Phantasien erzeugen müssen, weil sie, unerkennbar für jene Menschen, in den eigenen Köpfen stecken. Die männlich gestalteten Götter-Figuren geben eine starke Begründung für eine bereits ausgeprägt patriarchale Gemeinschaft. Zur Bekräftigung der Analyse, in der Zeit der entstehenden Sozial-differenzierten Gemeinschaft vom Göbekli Tepe habe die Ontogenese jenen Standard der kategorialen Logik erreicht, der bis ins 19. Jahrhundert in vielen traditionellen Formen von „Gottgläubigkeit“ generell Bestand hatte, bevor er jetzt von einer prozessualen Logik überwunden wird, ist an weiteren Feldern zu untersuchen. An Bauten im Vergleich mit denen rezenter Urvölker diese Frage zu prüfen, erscheint überzeugend, jedoch sind dazu weitere Kenntnisse hinsichtlich der Kognition zu sammeln und vielleicht auch in experimentellen Analysen an Kindern zu reflektieren.

Der hier vorgenommene Bezug auf die empirischen Kenntnisse der Archäologie hat selbst das Problem, dass manches dieses Wissens aus Zeiten stammt, als die Methoden gegenüber heutigen Möglichkeiten noch weit zurück waren. Es wäre beispielsweise reizvoll gewesen, eine konkrete Gross-Siedlung aus

räumlicher und zeitlicher Nähe zum Göbekli Tepe in ähnlicher Weise hier als Modell darzustellen, wie die Vergleiche mit den rezenten Urvölkern. Von Jericho sprach ich in diesem Sinne, doch ein Blick in die – immerhin umfangreich vorhandenen – Grabungsergebnisse zeigt dies als unmöglich. Nicht nur weil dort überwiegend vom Turm die Rede ist, sondern auch, weil die Ergebnisse generell nur grob in die Zeitphasen der gefunden Grabungsschichten eingeordnet sind, die aber einer Rekonstruktion der frühen Wohn-Siedlung nicht genügen. Das gilt ähnlich für andere Fundplätze von Siedlungen.

Die hier vorgetragenen Thesen zum sozialen Wandel des Jung-Paläolithikums zeigen als dessen Abschluss gleichwohl die Gemeinschaft vom Göbekli Tepe und deren Bauten als wildbeuterische Hochkultur und machen sie zu einem bedeutenden Wendepunkt der sozialen Geschichte. Auch gegenüber dem folgenden Neolithikum scheint die gemeinschaftliche Kompetenz diesen Höhepunkt der Kultur zu repräsentieren. Die ausgegrabenen landwirtschaftlich organisierten Orte, wie etwa Gebel sie darstellt und interpretiert, scheinen das analysierte Niveau der Kulturgemeinschaft am Göbekli Tepe nicht zu übertreffen. Das gilt ebenso gegenüber den viel jüngeren rezenten Urvölkern, deren traditionales Denken zuvor vor allem durch die Städte Sumers weit übertroffen wurde. Auch darin wird die Vorstellung einer (stetig aufwärts zeigenden) Stufenfolge der Geschichte obsolet, die eher durch ein ständiges Auf und Ab beschrieben wird, das allerdings zumindest in Europa dennoch einer steigenden Linie der Kognition folgt; einfacher haben wir es nicht.

Ausgehend von noch weitgehenden naturwüchsigen Gruppen des Homo sapiens, die vom Wege nahmen, was sich zur Ernährung fand, zeigt sich im Ergebnis dieser Studie eine gut nachvollziehbare Entwicklung von den ersten Kulturen, in denen Zeit für Beschäftigungen blieb, die nicht dem unmittelbaren Lebenserhalt dienten. Höhlenmalerei, Schnitzerei und Musik kennzeichnen den Weg, über wachsende Siedlungen zu einer erweiterten Kognition und Logik wie zur komplexen grammatikalischen Sprech-Sprache zu gelangen, die schliesslich am Göbekli Tepe eine monumentale Selbstdarstellung der neuen Person in anthropomorphen Pfeilern ermöglichten, eine erste Hochkultur, errichtet von WildbeuterInnen. Und – so lässt der Blick in Richtung Sumers annehmen – es zeigte sich ein Prozess, der über weitere Jahrtausende auf die Begründung jener grossstädtischen Zivilisation zulief.

Der Göbekli Tepe erscheint als der Ort der Geburt der Person, um noch nicht von Individualität zu sprechen.

Es wäre interessant gewesen, hier nun die Erkenntnisse über die strukturelle Ausprägung jener Sozial-differenzierten Gemeinschaft in eine „lebensechte“ Schilderung der dortigen Verhältnisse zu übersetzen. Doch das liefe auf das Script eines mehr utopischen als dokumentarischen Films heraus, das im Bereich der Wissenschaft keinen Platz hat oder haben sollte. So wie Annauds Film „Am Anfang war das Feuer“ zwar manche anregende Illustration für steinzeitliche Leben bietet, bis hin zu einer Hundert-Worte-Sprache, er selbst dieses Werk aber völlig zu recht der Filmkunst zuordnet.

ENDE

Kurzfassung/ Autor

Um den empirisch deutlich erkennbaren sozialen Wandel während des Jung-Paläolithikums zu beschreiben, werden drei Typen des Homo sapiens vorgestellt: 1. Ältere, 2. Jüngere WildbeuterInnen sowie 3. eine *Sozial-differenzierte* wildbeuterische Gemeinschaft, die das Geistige Zentrum am Göbekli Tepe *planen* und errichten konnte, weil sie arbeitsteilig und hierarchisch strukturiert war. Dagegen begannen noch sehr schlicht organisierte und denkende Leute am Beginn dieser Epoche eine höhere Form der *Kommunikation*: sie werden zur Rekonstruktion der Umwelt als (Höhlen-) Malerei, der skulpturalen Darstellung und speziellen (Flöten-) Tönen fähig. Erst langsam entsteht in den nächsten Jahrtausenden aus einer Ur-Zeichensprache die ausgeprägt grammatikalische Sprech-Sprache. Die Stadien der kindlichen Ontogenese – die der individuellen Entwicklung des Präfrontalen Kortex folgen – geben Hinweise, dass diese frühen Werke ohne weit entwickelte Kognition entstehen konnten. Sie gehen über einfaches Überleben bereits hinaus und begründen bei Homo sapiens das *soziale Handeln*. Schon früh wurde die *Sesshaftigkeit* zur generellen Lebensform. Grössere Siedlungen erforderten einen Lernprozess des Zusammenlebens. Speziell die 1. *Geschlechterdifferenz*, 2. der *Prozess der Institutionalisierung* der Verwandtschaft und 3. die Entwicklung des *Religiösen*, alle auf 4. *Macht* basierend, werden als *Movens* dieser Gemeinschaften erkennbar. Sesshafte WildbeuterInnen schufen die erste *Hochkultur*, als das Ende der Eiszeit ein erweitertes Denken verlangte. Hier, und nicht erst im Neolithikum, erleuchtet der menschliche Geist, dessen Entwicklung in den Stadtstaaten Sumers erneut sichtbar wird.

Der Autor ist promovierter Sozialwissenschaftler und ausgebildeter Architekt (Dipl.-Ing.) aus Berlin. Empirische Studien entstanden von ihm zu Städten und Dörfern des 18. Jahrhunderts anhand von Volkszählungs- und Steuerlisten, sowie zur frühen Soziologie bei Marx/ Engels.

www.LarsHennings.de

Literatur

Wo es sinnvoll ist, auf die Ersterscheinung zu verweisen, wird die vorn hinter dem Namen der AutorInnen in Klammern angezeigt, gefolgt von der benutzten Ausgabe. Weitere Bände einer AutorIn im gleichen Jahr sind mit einem Kleinbuchstaben versehen, wie: 1987^b; eine Auflage wird gegebenenfalls vorn mit der betreffenden Ziffer gekennzeichnet, wie: ⁵1989. Mehrere Bände werden durch: - abgetrennt, wie: 1979-2. Eckige Klammern [...] in Zitaten sind von mir.

- Acosta de, José, 1605, America, oder wie mans zu teutsch nennet, die Newe Welt, oder West Indien
- Affentranger, Thomas, 2006, Ambiguität, Ambivalenz und Aporie: Neue methodische Paradigmen zur Neuropsychologie der Frontallappen, Göttingen
- Algaze, Guillermo, 2005, The Uruk World System, the Dynamics of Expansion of early Mesopotamian Civilisation, Chicago/ London
- Altamira, Höhlenmalerei der Steinzeit, 1995, Hg., Deutsches Museum München (Texte: Benz-Zauner/ Müller-Beck/ Züchner
- Anati, Emmanuel, 2002, Höhlenmalerei, Düsseldorf
- Arasse, Daniel, 2005, Leonardo da Vinci, Köln
- Ascalone, Enrico, 2005, Mesopotmien - Sumerer, Assyrer und Babylonier, Bildlexikon der Völker und Kulturen, Bd. 1, Berlin
- Assmann, Jan, 1988, Kollektives Gedächtnis und kulturelle Identität, in Assmann/ Hölscher, 1988
- Assmann, Jan, 1988b, Stein und Zeit, das ‚monumentale‘ Gedächtnis der altägyptischen Kultur, in Assmann/ Hölscher, 1988
- Assmann, Jan, 1992, Das kulturelle Gedächtnis, Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen, München
- Assmann, Jan, 2010, Magie und Ritual im alten Ägypten, in Assmann/ Strohm, 2010
- Assmann, Jan/ Hölscher, Tonio, 1988, Hg., Kultur und Gedächtnis, Frankfurt
- Assmann, Jan/ Müller, Klaus E, 2005, Hg., Der Ursprung der Geschichte - Archaische Kulturen, das alte Ägypten und das frühe Griechenland, Stuttgart
- Assmann, Jan/ Strohm, Harald, 2010, Hg., Magie und Religion, München
- Auffermann, Bärbel, 1998, Frauendarstellungen in der eiszeitlichen Kunst, in Auffermann/ Weniger, 1998
- Auffermann, Bärbel/ Orschiedt, Jörg, 2002, Die Neandertaler, eine Spurensuche, Stuttgart
- Auffermann, Bärbel/ Weniger, Gerd-Christian, 1998, Frauen - Zeiten - Spuren, Mettmann
- Bachofen, Johann Jacob, 1947, Mutterrecht, Dortmund (Schwalvenberg Verlag)
- Bacon, Edward, 1963, Hg., Versunkene Kulturen, München/ Zürich
- Balter, Michael, 2011, Was North-Africa the Launch Pad for Modern Human Migrations? in Science, 331: 20ff

- Balz-Cochois, Helgard, 1992, Inanna - Wesensbild und Kult einer unmütterlichen Göttin, Gütersloh
- Banning, E. B., 2011, So Fair a House, Göbekli Tepe and the Identification of Temples in the Pre-Pottery Neolithic of the Near East, *Current Anthropology*, Vol. 52, No. 5 (October 2011), pp. 619-660 [mit Kommentaren]
- Bar-Yosef, Ofer/ Belfer-Cohen, Anna, 2010, The Levantine Upper Palaeolithic and Epipalaeolithic, in Garcea, 2010
- Barham, Lawrence, 2010, A technological fix for ‚Dunbar’s Dilemma‘, in Dunbar u. a., 2010
- Bartl, Karin, 2004, Vorratshaltung, die spätepipaläolithische und frühneolithische Entwicklung im westliche Vorderasien, Berlin
- Bauer, Joachim, 2008, Das Kooperative Gen, Abschied vom Darwinismus, Hamburg
- Bauer, Joachim, 2011, Schmerzgrenze, vom Ursprung alltäglicher und globaler Gewalt, München
- Bayertz, Kurt, 2013, Der aufrechte Gang, eine Geschichte des anthropologischen Denkens, München
- Beauvoir, Simone de, (1949) 1999, Das andere Geschlecht, Sitte und Sexus der Frau [neue Übersetzung], Reinbek
- Beck, Ulrich/ Giddens, Anthony/ Lash, Scott, 1996, Reflexive Modernisierung - Eine Kontroverse, Frankfurt
- Becker, Heidrun/ Steding-Albrecht, Ute, Hg., 2015, Ergotherapie im Arbeitsfeld Pädiatrie, Stuttgart
- Becker, Nico/ Dietrich, Oliver/ Götzelt, Thomas/ Köksal-Schmidt, Çiğdem/ Notroff, Jens/ Schmidt, Klaus, 2012, Materialien zur Deutung der zentralen Pfeilerpaare des Göbekli Tepe und weiterer Orte des obermesopotamischen Frühneolithikums, in *Zeitschrift für Orient-Archäologie*, Jg. 5
- Behn, Friedrich, 1963, Vorgeschichtliche Kunst in Europa, in Ullstein Kunstgeschichte, Bd. 1
- Bender, Andrea, 2009, Heiliger Zorn im [Südsee-] ‚Paradies‘? Emotionen im Kulturvergleich, in Wagner, 2009
- Benz, Marion, 2010, Die Neolithisierung im Vorderen Orient, Theorien, archäologische Daten und ein ethnologisches Modell, Berlin
- Benz, Marion, 2010b, Changing Landscapes, Changing Societies, in Finlayson, Bill/ Warren, Graeme, Hg., *Landscapes in Transition*, Oxford UK
- Benz, Marion, 2010c, Ed., *The Principle of Sharing, Segregation and Construction of Social Identities at the Transition from Foraging to Farming*, Berlin
- Benz, Marion, 2010d, Beyond death - the construction of social identities at the transition from foraging to farming, in Benz, 2010c
- Benz, Marion, Datenbank 14C Neolithikum: http://exoriente.org/associated_projects/ppnd.php

- Benz, Marion/ Bauer, Joachim, 2013, Symbols of Power – Symbols of Crisis? A Psycho-Social Approach to Early Neolithic Symbol Systems, in *Neolithics*, 2/ 2013
- Benz, Marion, et al., 2015, Prelude to village life. Environmental data and building traditions of the Epipalaeolithic settlement at Körtek Tepe, Southeastern Turkey, in *Paléorient*, vol. 41.2, p. 9-30 © CNRS ÉDITIONS 2015
- Berger, Peter L./ Luckmann, Thomas, (1969) 1980, *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit, eine Theorie der Wissenssoziologie*, Frankfurt
- Bernbeck, Reinhard, 1997, *Theorien in der Archäologie*, Tübingen/ Basel
- Bernbeck, Reinhardt, 1993, *Steppe als Kulturlandschaft, das 'Ağaç-Gebiet Ostsyriens vom Neolithikum bis zur islamischen Zeit, mit Beiträgen von Peter Pfälzner*, Berlin
- Bild der Völker, 1974, 10 Bd. Hg. Evans-Pritchard, Edward, (Beirat: R. Ardrey, R. J. Braidwood, R. Fox, Th. Heyerdahl, L. S. B. Leakey, D. Morris, J. Soustelle) Wiesbaden
- Binford, Lewis R., 1984, *Die Vorzeit war ganz anders, Methoden und Ergebnisse der Neuen Archäologie*, München
- Bischof-Köhler, Doris, 1989, *Spiegelbild und Empathie, die Anfänge der sozialen Kognition*, Bern u. a.
- Bischof-Köhler, Doris, 2006, *Empathie – Mitgefühl – Grausamkeit, und wie sie zusammenhängen*, in *Berliner Debatte Initial*, 17/ 1-2
- Bischof-Köhler, Doris, 2011, *Soziale Entwicklung in Kindheit und Jugend - Bindung, Empathie, Theory of Mind*, Stuttgart
- Böhner, Utz/ Schyle, Daniel, 2006, *Karten Levante*: <http://context-database.uni-koeln.de/map.php>
- Bolz, Peter, 1983, *Oglala-Sioux*, in Müller, 1983
- Bosinski, Gerhard, 1981, *Gönnersdorf, Eiszeitjäger am Mittelrhein*, Koblenz
- Bosinski, Gerhard, 1989, *Fünfte Theodor Mommsen-Vorlesung 1986: Die große Zeit der Einzeitjäger, Europa zwischen vierzigtausend und zehntausend v. Chr.*, in: *Jahrbuch des römisch-germanischen Zentralmuseums Mainz*, 34, 2 Bd., 1987, Bd. 1, Mainz
- Bosinski, Gerhard, 2009, *Universalgeräte und Spitzentechnologie, Päläolithische Kulturen im Überblick*, in *Eiszeit*, 2009
- Bräuer, Günter, 2006, *Das Out-of-Africa-Modell und die Kontroverse um den Ursprung des modernen Menschen*, in Conard, 2006
- Bräuer, Günter, 2012, *Middle Pleistocene Diversity in Africa and the Origin of Modern Humans*, in Hublin/ McPherron, 2012
- Brecher, Kenneth S., 1974-5, *Indianer-Stämme am Xingu in Brasilien*, in *Bild der Völker*
- Brentjes, Burchard, 1981, *Völker an Euphrat und Tigris*, Leipzig
- Bruner, Jerome S./ Olver, Rose R./ Greenfield, Patricia M., 1971, Ed., *Studien zur kognitiven Entwicklung*, Stuttgart
- Burenhult, Göran, Hg., 2004, *Die Menschen der Urzeit*, Köln
- Bußmann, Hadumod, 1990, *Lexikon der Sprachwissenschaft*, Stuttgart
- Butterlin, Pascal, 2013, *Die Expansion der Uruk-Kultur*, in >Uruk, 2013
- Catlin, George, 1982, *Die Indianer Nordamerikas*, Leipzig

- Cauvin, Jaques, 2000, *The Birth of the Gods and the Origins of Agriculture*, Cambridge
- Cavalli-Sforza, Luigi Luca, 1996, *Gene, Völker und Sprachen, Die biologischen Grundlagen unserer Zivilisation*, München/ Wien
- Chagnon, Napoleon, 1974-5, *Die Yanomamo in Brasilien und Venezuela*, in *Bilder der Völker*
- Chauvet, Jean-Marie/ Brunel Dechamps, Éliette/ Hillaire, Christian, 1995, *Grotte Chauvet - Altsteinzeitliche Höhlenkunst im Tal der Ardèche*, Sigmaringen
- Childe, V. Gordon, (1951) 1975, *Soziale Evolution*, Frankfurt
- Clottes, Jean/ Lewis-Williams, David, 1997, *Schamanen, Trance und Magie in der Höhlenkunst der Steinzeit*, Sigmaringen
- Conard, Nicholas J., 2006, Hg., *Woher kommt der Mensch*, Tübingen
- Conard, Nicholas J., 2009, *Alles wird anders? Innovation und kultureller Wandel*, in *Eiszeit*, 2009
- Conard, Nicholas J./ Bolus, Michael, 2009, *Basislager der Kreativität*, in *Eiszeit*, 2009
- Conard, Nicholas J., 2009, *Die Anfänge der Musik*, in *Eiszeit*, 2009
- Cook, Jill, 2003, *Vom Mutterleib zum Sexualpartner, sexuelle Bildsprache in der Kunst der Altsteinzeit*, in *100.000 Jahre Sex, über Liebe, Fruchtbarkeit und Wollust*, Vilsteren v., Vincent T./ Weiss, R.-W., Hg., Katalog, Hamburg
- Coward, Fiona, 2010, *Ancient Near Eastern Social Networks*, in *Dunbar u. a.*, 2010
- Crawford, Harriet, 2013, *The Sumerian World*, ISBN 978-0-415-56967-5
- Crone, Eveline, 2011, *Das pubertierende Gehirn, wie Kinder erwachsen werden*. München
- Croucher, Karina, 2010, *Tactile engagements: the world of the dead in the lives of the living ... or ‚sharing the dead‘*, in *Benz*, 2010c
- DAI, eForschungsberichte des DAI/ Deutsches Archäologisches Institut, Faszikel 3 (<https://www.dainst.org/publikationen/e-publikationen/e-forschungsberichte>)
- Darwin, Charles, (1859) 2004, *Die Entstehung der Arten durch natürliche Zuchtwahl (oder die Erhaltung der begünstigten Rassen im Kampfe um's Dasein)*, Hamburg (3-933203-82-1, Nachdruck 6. Auflage)
- Darwin, Charles, (1871) o. J., *Die Abstammung des Menschen (und die geschlechtliche Zuchtwahl)*, Paderborn (3-937229-86-8, Nachdruck 6. Auflage)
- Delluc, Brigitte und Gilles, 1998, *Die großen Erfindungen von Lascaux oder Lascaux – ein eigener Stil*, in *Ruspoli*, 1998
- Dietl, Holger, 2009, *Analyse der paläolithischen Siedlungsdynamik an Freifundplätzen in der levantinischen Steppenzonen*, Rahden
- Dietrich, Oliver u. a., *The role of cult and feasting in the emergence of Neolithic communities. New evidence from Göbekli Tepe, south-eastern Turkey*, in: *Antiquity Publications Ltd.*, *Antiquity* 86 (2012): 674–695
- Dinzelbacher, Peter, 2008, *Europäische Mentalitätsgeschichte*, Stuttgart
- Döbert, Rainer/ Habermas, Jürgen/ Nunner-Winkler, Gertrud, Hg., 1980, *Entwicklung des Ichs*, Meisenheim
- Donald, Merlin, 1993, *Précis of Origins of the modern mind: three stages in the evolution of culture and cognition*, in *Behavioral and Brain Sciences*, 16/ 1993

- Donald, Merlin, 2008, Triumph des Bewusstseins, die Evolution des menschlichen Geistes, Stuttgart
- Dressel, Gert, 1996, Historische Anthropologie, Wien u. a.
- Driesch, v. d. Angela/ Peters, Joris, 1998, Vorläufiger Bericht über die archäozoologischen Untersuchungen am Göbekli Tepe und am Gurgütepe bei Urfa [Şanlıurfa], Türkei, in Istanbuler Mitteilungen
- Dunbar, Robin, 2010, Deacon's Dilemma: The Problem of Pair-bonding in Human Evolution, in Dunbar u. a., 2010
- Dunbar, Robin/ Gamble, Clive/ Gowlett, John, 2010, Social Brain, Distributed Mind, Oxford
- Dunbar, Robin/ Knight, Chris/ Power, Camilla, Hg., 1999, The Evolution of Culture, Edinburgh
- Dux, Günter, 1989, Die Zeit in der Geschichte, Frankfurt
- Dux, Günter, 1990, Die Logik der Weltbilder, Sinnstrukturen im Wandel der Geschichte, Frankfurt
- Dux, Günter, 1992, Liebe und Tod im Gilgamesch-Epos: Geschichte als Weg zum Selbstbewußtsein des Menschen, Wien
- Dux, Günter, 1994, in Zusammenarbeit mit V. Pushpa Kumari: Studien zur vorindustriellen Kausalität, in Dux/ Wenzel, 1994
- Dux, Günter, 1997, Die Spur der Macht im Verhältnis der Geschlechter, Frankfurt
- Dux, Günter, 2008, Historisch-genetische Theorie der Kultur, Instabile Welten, zur prozessualen Logik im kulturellen Wandel, Weilerswist
in Englisch: Dux, Günter, 2011, Historico-genetic Theory of Culture - On the Processual Logic of Culural Change, Bielefeld
- Dux, Günter, 2013, Die ganze Geschichte im Blick. Der Eintritt in die Gattungsgeschichte als Geistesgeschichte, in SAECULUM 63.1/ 2013, Wien/ Köln/ Weimar
- Dux, Günter, 2014, Geistesgeschichte als Gattungsgeschichte, in Dux/ Rösen, 2014
- Dux, Günter/ Rösen, Jörn, Hg., 2014, Strukturen des Denkens, Studien zur Geschichte des Geistes, Wiesbaden
- Dux, Günter/ Wenzel, Ulrich, Hg., 1994, Der Prozeß der Geistesgeschichte, Frankfurt
- Eggert, Manfred K. H., 2006, Archäologie: Grundzüge einer Historischen Kulturwissenschaft, Tübingen/ Basel
- Eggert, Manfred K. H./ Samida, Stefanie, 2009, Ur- und Frühgeschichtliche Archäologie, Köln/ Weimar/ Wien
- Eiszeit - Kunst und Kultur, 2009, Begleitband zur Ausstellung, Archäologisches Landesmuseum Baden-Württemberg u. a., Hg., Stuttgart
- Eitler, Pascal/ Scheer, Monique, 2009, Emotionsgeschichte als Körpergeschichte, eine heuristische Perspektive auf religiöse Konversionen im 19. und 20. Jahrhundert, in Geschichte und Gesellschaft, Bd. 35, 2009
- Elias, Norbert, (1936) 1968, Über den Prozeß der Zivilisation, 2. Bd., Frankfurt
- Facchini, Fiorenzo, 2006, Die Ursprünge der Menschheit, Stuttgart

- Fagan, Brian, 1990, Die ersten Indianer - das Abenteuer der Besiedlung Amerikas, München
- Fagan, Brian, 2007, Hg., Entdeckungen! Neue Schätze der Archeologie, Frankfurt
- Falk, Dean/ Gibson, Kathleen R., 2001, Ed., Evolutionary Anatomy of the Primate Cerebral Cortex, Cambridge
- Falk, Harry, 2005, Hg. Wege zur Stadt, vergleichende Studien zu Antike und Orient, Bremen
- Fedigan, Linda M., 1986, The Changing Role of Women in Models of Human Evolution, in Annual Review of Anthropology, 15 - 1986
- Finkel, Daniel/ Swartwout, Paul/ Sosis, Richard, 2010, The Socio-Religious Brain, in Dunbar, 2010
- Finlayson, Bill, 2010, Archaeology, evidence and anthropology: circular arguments in the transition from foraging to farming, in Benz, 2010c
- Flam, Helena, 2002, Soziologie der Gefühle: eine Einführung, Konstanz
- Fletcher, Roland, 2004: Häuser aus Mammutknochen, in Burenhult, 2004
- Forge, Anthony, 1974-1, Die Völker Melanesiens, in Bild der Völker
- Frankfort H. und H. A./ Wilson, J./ Jacobsen, Th., 1954, Frühlicht des Geistes, Wandlungen des Weltbildes im alten Orient, Stuttgart
- Franz, Angelika, 2015, Rätsel um Rote Königin von El Mirón, in Spiegel.de (28.5.15)
- Fraser, Douglas, 1962, Die Kunst der Naturvölker, München/ Zürich
- Frauendorf, Elke, 2001, Mehr Menschen - mehr Krankheiten, zur Evolution parasitärer Erkrankungen im populationsbiologischen Kontext, in Kemkes-Grottenthaler/ Henke, Hg., 2001
- Frazer, James George, 2000, Der goldene Zweig, das Geheimnis von Glauben und Sitten der Völker, Reinbek
- Freeman, Derek, 1983, Liebe ohne Aggression, Margaret Meads Legende von der Friedfertigkeit der Naturvölker, München
- Frevert, Ute, 2000, Vertrauen als Gefühlshaltung, in Benthin, Claudia/ Fleig, Anne/ Kasten, Ingrid, 2000, Emotionalität, zur Geschichte der Gefühle, Köln u. a.
- Frevert, Ute, 2009, Was haben Gefühle in der Geschichte zu suchen? in Geschichte und Gesellschaft, Bd. 35, 2009
- Frevert, Ute, 2011, Emotions in History – Lost and Found, Budapest/ New York
- Fuchs, Brigitte/ Nöbauer, Herta/ Zuckerhut, Patricia, 2001, Vom Universalismus zur Differenz, in Wernhart, Karl R./ Zips, Werner, Hg., 2001, Ethnohistorie, Rekonstruktion und Kulturkritik, Wien
- Furth, Hans G., 1972, Intelligenz und Erkennen - Die Grundlagen der genetischen Erkenntnistheorie Piagets, Frankfurt
- Gage, John, 2001, Kulturgeschichte der Farbe, von der Antike bis zur Gegenwart, Berlin
- Gamble, Clive, 2002, The Palaeolithic Societies of Europe, Cambridge
- Garcea, Elena A. A., 2010, Ed., South-Eastern Mediterranean Peoples Between 130,000 and 10,000 Years Ago, Oxford

- Garcea, Elena A. A., 2010^b, The Spread of Aterian Peoples in North Africa, in Garcea, 2010
- Gebel, Hans-Georg, 2002, Subsistenzformen, Siedlungsweisen und Prozesse des sozialen Wandels vom akeramischen bis zum keramischen Neolithikum, Teil II, www.freidok.uni-freiburg.de/volltexte/466/pdf/diss.pdf
- Gebel, Hans-Georg, 2010, Commodification and the formation of Early Neolithic social identity. The issues as seen from the southern Jordanian Highlands, in Benz, Marion, 2010c
- Geertz, Clifford, 1983, Dichte Beschreibung, Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme, Frankfurt
- Ginsburg, Herbert/ Opper, Sylvia, (1969) 1993, Piagets Theorie der geistigen Entwicklung, Stuttgart
- Gloy, Karen, 2010, Schwarze und weiße Magie, Forschungsbericht aus Papua-Neuguinea, in Assmann/ Strohm, 2010
- Godelier, Maurice, 1973, Ökonomische Anthropologie, Reinbek
- Godelier, Maurice, 1987, Die Produktion der Großen Männer, Macht und männliche Vorherrschaft bei den Baruya in Neuguinea, Frankfurt/ New York
- Gopnik, Alison/ Kuhl, Patricia/ Meltzoff, Andrew, (2003) 2007, Forschergeist in Windeln, wie Ihr Kind die Welt begreift, München/ Zürich
- Gottschalk-Batschkus, Christine/ Schuler, Judith, 1996, Hg., Ethnomedizinische Perspektiven zur frühen Kindheit, Berlin
- Graebner, Fritz, 1924, Das Weltbild der Primitiven, München
- Grimal, Pierre, 1977, Hg., Mythen der Völker, 3 Bd., Frankfurt
- Grimal, Pierre, 1977b, Die Mythologie der Griechen, in Grimal, 1977
- Grönbech, Wilhelm, (1909) 1954, Kultur und Religion der Germanen, 2 Bd., Darmstadt
- Grunwald, Susanne, 2009, Mound-Builder Mystery, Zur Erforschungsgeschichte der nordamerikanischen Mounds bis 1850, in Arte Fact, Festschrift für Sabine Rieckhoff zum 65. Geburtstag, Teil 1, Universitätsforschungen zur prähistorischen Archäologie, Bd. 172
- Guenther, Mathias G., 1983, Buschmänner (Nharo), in Müller, 1983
- Gurjewitsch, Aaron J., 1994, Das Individuum im europäischen Mittelalter, München
- Haarmann, Harald, 2006, Weltgeschichte der Sprachen, München
- Hahn, Joachim, 1977, Aurignacien, das ältere Jungpaläolithikum in Mittel- und Osteuropa, Köln/ Wien
- Hahn, Joachim, 1986, Kraft und Aggression, die Botschaft der Eiszeitkunst im Aurignacien Süddeutschlands? Tübingen
- Hahn, Joachim, 1987, Die ältesten figürlichen Darstellungen im Aurignacien, in Müller-Beck, Hansjürgen/ Albrecht, Gerd, Die Anfänge der Kunst vor 30000 Jahren, Stuttgart
- Haidle, Miriam N., 1999, Der Unterschied liegt in der Zukunft: Untersuchungen zur Planungstiefe als Marker kognitiver Evolution, in Mitt. d. Anthropologischen Gesellschaft in Wien, Bd. CXXIX, Hg. Anthrop. Gesell. in Wien
- Hallpike, Christopher R., 1990, Die Grundlagen primitiven Denkens, Stuttgart (engl. 1979)
- Hamel, Elisabeth, 2007, Das Werden der Völker in Europa, Berlin

- Hansen, Svend, 2003, Archäologie zwischen Himmel und Hölle: Bausteine für eine theoretisch reflektierte Religionsarchäologie, in Heinz, M./ Eggert, K. H./ Veit, V., Hg., 2003, Zwischen Erklären und Verstehen, Beiträge zu den erkenntnistheoretischen Grundlagen archäologischer Interpretation, New York/ München/ Berlin
- Harris, Marvin, 1991, Menschen, wie wir wurden was wir sind, Stuttgart
- Harvati, Katerina/ Hublin, Jean- Jacques, 2012, Morphological Continuity of the Face in the Late Middle and Late Pleistocene Hominins from Northwestern Africa: A 3D Geometric Morphometric Analysis, in Hublin/ Pherron, 2012
- Hasler, Felix, 2012, Neuromythologie, eine Streitschrift gegen die Deutungsmacht der Hirnforschung, Bielefeld
- Hauska, Günter, Hg., 2005, Gene, Sprachen und ihre Evolution, Regensburg
- Heinz, Marlies, 2014, Wissensbestände und Erkenntnisgewinn im Alten Orient, in Dux/ Rösen, 2014
- Helbling, Jörg, 1987, Theorie der Wildbeutergesellschaft - eine ethnozoologische Studie, Frankfurt/ New York
- Henke, Winfried/ Rothe, Hartmut, 1999, Stammesgeschichte des Menschen, Berlin/ Heidelberg/ München
- Hennings, Lars, ¹³2013, Marx, Engels und die Teilung der Arbeit - Materialien zur Gesellschaftstheorie und Geschichte, Berlin (www.ssoar.info)
- Hennings, Lars, 1995, Familien- und Gemeinschaftsformen am Übergang zur Moderne, Haus, Dorf, Stadt und Sozialstruktur zum Ende des 18. Jahrhunderts am Beispiel Schleswig-Holsteins, Berlin (www.larshennings.de)
- Henrich, Jörn, 2010, Die Fixierung des modernen Wissenschaftsideals durch Laplace, Berlin
- Herzog-Schröder, Gabriele, 2000, Okoyōma - Die Krebs-Jägerinnen, Hamburg
- Heyerdahl, Thor, 1963, Die ‚Grossen Steine‘ der Osterinsel, von Peru in den Pazifik, in: Bacon, 1963
- Hildebrandt, Hans-Jürgen, 1979, Einführung, in Morgan, 1877
- Hoffmann, Emil, 1999, Lexikon der Steinzeit, München
- Hradil, Stefan, 1987, Sozialstruktur in einer fortgeschrittenen Gesellschaft, von Klassen und Schichten zu Lagen und Milieus, Opladen
- Hrouda, Michael, 2000, Mesopotamien - Die antiken Kulturen zwischen Euphrat und Tigris, München
- Hublin, Jean-Jacques/ McPherron, Shannon P., 2012, Ed., Modern Origins, A North African Perspektive, Dordrecht u. a.
- Hübner, Kurt, 1985, Die Wahrheit des Mythos, München
- Hui, Julie/ Deacon, Terence, 2010, Altruism and social addiction, in Dunbar u. a., 2010
- Humboldt, Alexander v., 1967, Südamerikanische Reise, Berlin
- Hurford, James R., 1999, The evolution of language and languages, in Dunbar u. a., 1999
- interim6, Ursprung, Vortragszyklus 1986/ 87 über die Entstehung des Menschen und der Welt in den Mythen der Völker, Hg. Münzel, Mark, Museum für Völkerkunde, Stadt Frankfurt am Main

- Ivanova, Mariya, 2008, Befestigte Siedlungen auf dem Balkan, in der Ägäis und in Westanatolien, ca. 5000 - 2000 v. Chr., Münster u. a.
- Jacobsen, Thorhild, 1954, Mesopotamien, in Frankfurt/... 1954
- Jaffé, Hans L. C., Hg., 20000 Jahre Malerei der Welt, von der Höhlenmalerei bis zur Moderne, Freiburg u. a.
- JB = Jahrbuch des Deutschen Instituts für Archäologie, div. Jg.
- Jöris, Olaf/ Street, Martin/ Sirocko, Frank, 2010, Ald der Norden plötzlich wärmer wurde, in Sirocko, 2010
- Jones, Nicholas B./ Hawkes, Kristen/ Draper, Patricia, 1994, Differences between Hadza and !Kung Children's Work: Original Affluence or Practical Reason? in Burch, Ernest S./ Ellanna, Linda J., Hg., Key Issues in Hunter-Gatherer Research, Oxford
- Josephy jr., Alvin M., Hg., 1998, Die Welt der Indianer, München
- Jung, Matthias, 2005, Zur objektiv-hermeneutischen Interpretation des Symbolguts prähistorischer Kulturen, in Kienlin, Tobias L., 2005, Hg., Die Dinge als Zeichen: Kulturelles Wissen und materiale Kultur, Bonn
- Junkmanns, Jürgen, 2009, Präzise und tödlich, in Eiszeit, 2009
- Jursa, Michael, 2004, Die Babylonier - Geschichte, Gesellschaft, Kultur, München
- Kahler, Birgit, 1999, Schlangendarstellungen in Mesopotamien und Iran vom 8. bis 2. Jahrtausend vor Christus - Quellen, Deutung und kulturübergreifender Vergleich (Grin.de)
- Kälble, Karl, 1997, Die Entwicklung der Kausalität im Kulturvergleich, Untersuchungen zur historischen Entwicklungslogik der Kognition, Opladen/ Wiesbaden
- Kanz, Christine, 2013, Gender-Theorie der Angst, in Koch, 2013
- Kästner, Sibylle, 1998, Mit Nadel, Schlinge, Keule oder Pfeil und Bogen - Jägerinnen im ethnohistorischen und archäologischen Kontext, in Auffermann/ Weniger, 1998
- Kästner, Sibylle, 2005, Jagende Sammlerinnen und sammelnde Jägerinnen, wie australische Aborigines-Frauen Tiere erbeuten, Münster
- Kauschke, Christina, 2012, Kindlicher Spracherwerb im Deutschen, Berlin
- Keller, Heidi, 2002, Development as the biology/culture interface, in Keller, Heidi/ Poortinga, Ype H./ Schölmerich, Axel, 2002, Between Culture and Biology, Perspectives on Ontogenetic Development, Cambridge
- Kemkes-Grottenthaler, Ariane/ Henke, Winfried, Hg., 2001, Pein und Plagen, Aspekte einer historischen Epidemiologie, Gelsenkirchen u. a.
- Kiernan, Ben, 2009, Erde und Blut, Völkermord und Vernichtung von der Antike bis heute, München
- Kirwan, L. P., 1963, Rätselhafte Gruppe X, ein kaum bekanntes Volk am nubischen Nil, in Bacon, 1963
- Klann-Delius, Gisela, 2008, Spracherwerb, Stuttgart
- Klek, Markus, 2012, Ahle versus Nadel: Experimente zum Nähen von Fell und Leder während der Urzeit, in Experimentelle Archäologie in Europa, Bilanz 2012, H. 11, Unterruhlingen

- Koch-Grünberg, Theodor, 1923, Zwei Jahre bei den Indianer Nordwest-Brasiliens, Stuttgart
- Koch, Klaus-Friedrich, 1974-1, Die Jalé im Hochland Neuguineas, in Bild der Völker
- Koch, Lars, 2013, Hg., Angst - ein interdisziplinäres Handbuch, Stuttgart/ Weimar
- Koepping, Klaus-Peter, 1983, Australier (Arnhem-Land), in Müller, 1983
- Kölbl, Stefanie, 2009, Ich, wir und die anderen, Kleidung und Schmuck als Statement, in Eiszeit, 2009
- Kramer, Samuel Noah, 1979, Mesopotamien - Frühe Staaten an Euphrat und Tigris, Reinbek
- Krebs, Uwe, 2001, Erziehung in Traditionalen Kulturen, Quellen und Befunde aus Afrika, Amerika, Asien und Australien (1898 - 1983), Berlin
- Krecher, Joachim, 1993, Alltagsformen der sumerischen Sprache, in Zablocka, Julia, Hg., Everyday life in ancient Near East, Poznań
- Kreuzer, Udo, 2001, Zum Schicksal der Feuerland-Indianer, in Kemkes-Grottenthaler/ Henke, Hg., 2001
- Krohn, Wolfgang, 1987, Francis Bacon, München
- Krohn, Wolfgang, 1990, Hg., Francis Bacon, Neues Organon, 2 Bd., Hamburg
- Kurella, Doris, 1993, Handel und soziale Organisation im vorspanischen nördlichen Andenraum, Bonn
- Lafitau, Joseph F., 1752, Die Sitten der amerikanischen Wilden im Vergleich mit den Sitten der Frühzeit, Halle
- Lahti, David C., The Correlated History of Social Organisation, Morality, and Religion, in Volland, Eckart/ Schiefenhövel, Wulf, Ed., 2009, The Biological Evolution of Religious Mind and Behavior, Dordrecht u. a.
- Lange-Küttner, Christiane, 1989, Raumbegriff und Objektbeziehung beim Kind, die Entstehung des perspektivischen Zeichnens bei verhaltensgestörten und normalen Kindern, Bern u. a.
- Langer, Jonas, 1994, Die universale Entwicklung der elementaren logisch-mathematischen und physikalischen Kognition, in Dux/ Wenzel, 1994
- Layton, Robert/ O'Hara, Sean, 2010, Human Social Evolution: A Comparison of Hunter-gatherer and Chimpanzee Sozial Organisation, in Dunbar u. a. 2010
- Lee, Dorothy, 1984, Lineare und nicht-lineare Wirklichkeits-Koordinierungen, in Schöfthaler, Traugott/ Goldschmidt, Dietrich, Hg., Soziale Struktur und Vernunft, Jean Piagets Modell entwickelten Denkens in der Diskussion kulturvergleichender Forschung, Frankfurt
- Lee, Richard B./ Daly, Richard, 1999, Ed., The Cambridge Encyclopedia of Hunters and Gatherers, Cambridge
- Lepowsky, Maria, 1990, Gender in an Egalitarian Society: A Case Study from the Coral Sea, in Sanday, Peggy Reeves/ Goodenough, Ruth Gallagher, 1990, Beyond the Second Sex, New Directions in the Anthropology of Gender, Philadelphia
- Leroi-Gourhan, André, (1964) 1981, Die Religionen der Vorgeschichte, Paläolithikum, Frankfurt

- Leroi-Gourhan, André, 1975, Prähistorische Kunst - die Ursprünge der Kunst in Europa, Freiburg
- Lévi-Strauss, Claude, 1973, Das wilde Denken, Frankfurt
- Lévy-Bruhl, Lucien, (1910) 1926, Das Denken der Naturvölker, Wien/ Leipzig
- Lévy-Bruhl, Lucien, (1922) 1959, Die geistige Welt der Primitiven, München
- Lévy-Bruhl, Lucien, (1927) 1956, Die Seele der Primitiven, Düsseldorf/ Köln
- Lévy-Bruhl, Lucien, 1949, Carnets, Paris; http://classiques.uqac.ca/classiques/levy_bruhl/carnets/carnets.html
- Lewis, I. M., 1974-2, Die Danakil im Französischen Afar- und Issa-Territorium, in Bild der Völker
- Lommel, Andreas, 1967, Vorgeschichte und Naturvölker, Gütersloh
- Lorblanchet, Michel, 1997, Höhlenmalerei - ein Handbuch, Sigmaringen
- Lühning, Jens, 1989, Einführung, in Spektrum der Wissenschaft, 1989
- Lühning, Jens, 2005, Zwischen Alltagswissen und Wissenschaft im Neolithikum, in Kienlin, 2005
- Mahler, Margret S. unter Mitarbeit von Manuel Furer, (1968) 1986, Symbiose und Individuation, Psychosen im frühen Kindesalter, Stuttgart
- Malinowski, Bronislaw, 1962, Geschlecht und Verdrängung in primitiven Gesellschaften, Reinbek
- Malinowski, Bronislaw, 1979, Argonauten des westlichen Pazifik, Frankfurt
- Malinowski, Bronislaw, 1979^b, Das Geschlechtsleben der Wilden in Nordwest-Melanesien, Frankfurt
- Malinowski, Bronislaw, 1981, Korallengärten und ihre Magie, Frankfurt
- Malinowski, Bronislaw, 1986, Schriften zur Anthropologie (Bd. 4), hg. Kramer, Fritz, Frankfurt
- Mania, Dietrich, 1998, Die ersten Menschen in Europa (Sonderheft: Archäologie in Deutschland), Stuttgart
- Mann, Charles C., 2005, 1491 - The Americas before Columbus, New York
- Mauss, Marcel, 1968, Die Gabe, Form und Funktion des Austauschs in archaischen Gesellschaften, Frankfurt
- Mayer, H./ Aksoy, H., 1986, Wälder der Türkei, Stuttgart/ New York
- McCall, Henrietta, 1993, Mesopotamische Mythen, Stuttgart
- Meier, Simon, 2007, Beleidigungen, eine Untersuchung über Ehre und Ehrverletzung in der Alltagskommunikation, Aachen
- Meinerts, Hans Jürgen, o. Jg., Hg., Griechische Tragödien, Gütersloh
- Mellaart, James, 1967, Çatal Hüyük - Stadt aus der Steinzeit, Bergisch-Gladbach
- Meller, Harald, 2005, Hg., Begleithefte zur Dauerausstellung im Landesmuseum für Vorgeschichte Halle, Bd. 1 Geisteskraft - Alt- und Mittelpaläolithikum, Band 2 Menschenwechsel - Jungpaläolithikum und Mesolithikum, Halle
- Melling, Machteld/ Filip, Jan, 1985, Frühe Stufen der Kunst, Berlin/ Frankfurt/ Wien (Propyläen Kunst Geschichte, Bd. 14)

- Merthen, Claudia, 2012, Gut angezogen? Wesentliche Punkte zur Rekonstruktion jungpaläolithischer Kleidung, in Experimentelle Archäologie in Europa, Bilanz 2012, H. 11, Unterruhldingen
- MEW - Marx-Engels-Werke, 42 Bde, div. Jg., Berlin (zit. als: MEW, Band: Seite)
- Meyer, Martin F., 2011, Scham im klassischen griechischen Denken, in Bauks, Michaela/ Meyer, Marin F., 2011, Zur Kulturgeschichte der Scham, Hamburg
- Mithen, Steven, 1996, The Prehistory of the Mind - The cognitive origins of art, religion and science, New York
- Mithen, Steven, 1998, A Creative Explosion - Theory of mind, language and the disembodied mind of the Upper Palaeolithic, in ders., Hg., Creativity in Human Evolution and Prehistory, 1998, London/ New York
- Mithen, Steven, 1999, Symbolism and the supernatural, in Dunbar u. a., 1999
- Mithen, Steven, 2010, Excavating the Prehistoric Mind: The Brain as a Cultural Artefact and Material Culture as Biological Extension, in Dunbar u. a., 2010
- Mitmansgruber, Horst, 2003, Kognition und Emotion, die Regulation von Gefühlen im Alltag bei psychischen Störungen, Bern
- Moreau, Luc, 2009, Die Zeit der starken Frauen, in Eiszeit, 2009
- Moreau, Luc, 2009^b, Höhlenpuzzle, in Eiszeit, 2009
- Morenz, Ludwig D./ Schmidt, Klaus, 2009, Große Reliefpfeiler und kleine Zeichentäfelchen, ein frühneolithisches Zeichensystem in Obermesopotamien, in Andrassy/ Budka/ Kammerzell, Hg., Non-textual Marking Systems, Writing and Pseudo Script from Prehistory to modern Times, = Lingua Aegyptia - Studia monographica 8
- Morgan, Lewis H., (1877) 1908, Die Urgesellschaft, Stuttgart; Nachdruck 1979, Lollar MPG.de, 2013, <http://www.mpg.de/7450884/neandertaler-sprache>
- Müller-Beck, Hansjürgen, 1998, Die Steinzeit, der Weg der Menschen in die Geschichte, München
- Müller-Karpe, Hermann, 1998, Grundzüge früher Menschheitsgeschichte, Bd 1, Von den Anfängen bis zum 3. Jahrtausend v. Chr., Darmstadt
- Müller, Klaus E., 1983, Hg., Menschenbilder früher Gesellschaften, Frankfurt/ New York
- Müller, Klaus E., 1989, Die bessere und die schlechtere Hälfte, Ethnologie des Geschlechterkonflikts, Frankfurt/ New York
- Müller, Klaus E., 1997, Schamanismus - Heiler, Geister, Rituale, München
- Müller, Klaus E., 2005, Der Ursprung der Geschichte, in Assmann/ Müller, 2005
- Mulsow, Martin/ Assmann, Jan, 2006, Hg., Sintflut und Gedächtnis, München
- Munk, Katharina, 2011, Hg., Taschenlehrbuch Biologie, Zoologie, Stuttgart
- Murdock, George P., 1967, Ethnographic Atlas, Pittsburgh
- Neo-Lithics, The Newsletter of Southwest Asian Neolithic Research. www.exoriente.org
- Niedenzu, Heinz-Jürgen, 2014, Die Genese der Normativität, in Dux/ Rösen, 2014
- Nissen, Gerhardt, 1995, Hg., Aggressivität und Gewalt, Prävention und Therapie, Bern u. a.
- Nissen, Hans J., 1999, Geschichte Altvorderasiens, München

- Noll, Elisabeth, 2002, Ethnoarchäologische Studien an Muschelhaufen, Münster (Tübinger Schriften)
- Nunn, Astrid, 2006, Alltag im alten Orient, Mainz
- Nunn, Astrid, 2009, Körperkonzeption in der altorientalischen Kunst, in Wagner, 2009
- Oesterdiekhoff, Georg W., 2006, Kulturelle Evolution des Geistes - Die historische Wechselwirkung von Psyche und Gesellschaft, Hamburg
- Orschiedt, Jörg, 1999, Manipulationen an menschlichen Skeletttresten - Taphonomische Prozesse, Sekundärbestattungen oder Kannibalismus? Tübingen
- Owen, Linda R., 1995, Der Topos der Sammlerin bei den Inuit, in Frauen - Forschung - Archäologie, Hg., Brandt, Helga, Münster
- Owen, Linda R., 1998, Frauen in der Altsteinzeit: Mütter, Sammlerinnen, Jägerinnen, Fischerinnen, Köchinnen, Herstellerinnen, Künstlerinnen, Heilerinnen, in Auffermann/Weniger, 1998
- Owen, Linda R., 2005, Distorting the Past, Gender and the Division of Labor in the European Upper Paleolithic, Tübingen
- Passingham, Richard E./ Wise, Steven P., 2012, The Neurobiology of the Prefrontal Cortex – Anatomy, Evolution, and the Origin of Insight, Oxford
- Peschlow-Bindokat, Anneliese, 2003, Frühe Frühe Menschenbilder. Die prähistorischen Felsmalereien des Latmos-Gebirges, Mainz
- Peter-Röcher, Heidi, 1998, Mythos Menschenfresser - Ein Blick in die Kochtöpfe der Kannibalen, München
- Peter-Röcher, Heidi, 2007, Gewalt und Krieg im prähistorischen Europa, Beiträge zur Konfliktforschung auf der Grundlage archäologischer, anthropologischer und ethnologischer Quellen, Bonn
- Peterson, Jane, 2002. Sexual Revolutions, Gender and Labor at the Dawn of Agriculture, Walnut Creek u. a.
- Pfälzner, Peter, 1994, Haus- und Haushalt, Wohnformen des 3. Jtsds. v. Chr. in Nordmesopotamien, Habilitationsschrift Halle-Wittenberg
- Pfälzner, Peter, 2001, Auf den Spuren der Ahnen, Überlegungen zur Nachweisbarkeit der Ahnenverehrung in Vorderasien vom Neolithikum bis in die Bronzezeit. in Meyer, Jan-Waalke, Hg., 2001, Beiträge zur Vorderasiatischen Archäologie: Winfried Orthmann gewidmet, Frankfurt
- Piaget, Jean/ Inhelder, Bärbel, (1955) 1977, Von der Logik des Kindes zur Logik des Heranwachsenden, Freiburg
- Pichot, André, 1995, Die Geburt der Wissenschaft - Von den Babyloniern zu den frühen Griechen, Frankfurt/ New York
- Pinker, Steven, 2011, Gewalt, eine neue Geschichte der Menschheit, Frankfurt
- Plamper, Jan, 2012, Geschichte und Gefühl, Grundlagen der Emotionsgeschichte, München
- Pörtner, Rudolf, 1971, Die Wikinger-Saga, Düsseldorf/ Wien
- Probst, Ernst, 1991, Deutschland in der Steinzeit, München
- Ramstedt, Martin, 2013, Ethnologie der Angst, in Koch, 2013

- Reichholf, Josef H., 2008, Warum die Menschen selbsthaft wurden, das größte Rätsel unserer Geschichte, Frankfurt
- Renfrew, Colin, 2009, Prehistory - the Making of the Human Mind, New York
- Renfrew, Colin/ Frith, Chris/ Malafouris, Lambros, 2009, The sapient Mind, Archaeology meets Neuroscience, Oxford
- Rieger-Jandl, Andrea, 2010, Identität im Wandel, in Trebsche, Peter u. a., Hg., 2010, Der gebaute Raum, Bausteine einer Architektursoziologie vormoderner Gesellschaften, Münster u. a.
- Ries, Julien, 1993, Ursprung der Religionen (Vorwort: F. Facchini), Augsburg
- Rivière, Peter, 1974-5, Die Jivaro in Peru und Brasilien, in Bild der Völker
- Roaf, Michael, 1998, Bildatlas der Weltkulturen: Mesopotamien, Augsburg
- Röder, Brigitte/ Hummel, Juliane/ Kunz, Brigitta, 1996, Göttinnendämmerung: das Matriarchat aus archäologischer Sicht, Königsfurt
- Röllig, Wolfgang, 2009, Das Gilgamesch-Epos, Stuttgart
- Ronen, Avraham, 2010, The symbolic use of basalt in the Levantine Epipalaeolithic and the emergence of socioeconomic leadership, in Benz, 2010c
- Ronen, Avraham, 2012, The oldest burials and their significance, in Reynolds, Sally C./ Gallagher, Andrew, African Genesis: Perspectives on Hominin Evolution, Cambridge University Press
- Michael Rosenberg, in Ausstellung: Badisches Landesmuseum, Hg., 2007, Vor 12.000 Jahren in Anatolien, die ältesten Monumente der Menschheit, Karlsruhe
- Rösler, Frank, 2011, Psychophysiologie der Kognition, Eine Einführung in die Kognitive Neurowissenschaft, Heidelberg
- Roth, Gerhard, 2010, Wie einzigartig ist der Mensch? Die lange Evolution der Gehirne und des Geistes, Heidelberg
- Rothermund, Dieter/ Weigelein-Schwiedrzik, Susanne, Hg., 2004, Der Indische Ozean: das afro-asiatische Mittelmeer als Kultur- und Wirtschaftsraum, Wien
- Röttger-Rössler, Birgitt, 2004, Die kulturelle Modellierung des Gefühls, ein Beitrag zur Theorie und Methodik ethnologischer Emotionsforschung Anhand indonesischer Fallstudien, Münster
- Row, Yong, 1988, Grundmerkmale der Kinderzeichnung, eine vergleichende Untersuchung koreanischer und deutscher Kinder bis zum 12. Lebensjahr, Gießen (Diss.)
- Ruspoli, Mario, 1998, Die Höhlenmalerei von Lascaux, auf den Spuren des frühen Menschen, Augsburg
- Sanday, Peggy Reeves, 1981, Female Power and male dominance, on the origins of sexual inequality, Cambridge
- Scheer, Tanja, 2009, Hg., Tempelprostitution im Altertum, Oldenburg
- Scherke, Katharina, 2009, Emotionen als Forschungsgegenstand der deutschsprachigen Soziologie, Wiesbaden
- Schild, Romuald/ Wentorf, Fred, 2010, Late Palaeolithic Hunter-Gatherers in the Nile-Valley of Nubia and Upper Egypt, in Garcea, 2010

- Schmidt, Klaus, 2003, ‚Kraniche am See‘. Bilder und Zeichen vom frühneolithischen Göbekli Tepe (Südosttürkei), in Seipel, Winfried, Hg., Der Turmbau zu Babel, Bd. IIIa, Ursprung und Vielfalt von Sprachen und Schrift, Ausstellung Graz
- Schmidt, Klaus, 2005, Die ‚Stadt‘ der Steinzeit, in Falk, 2005
- Schmidt, Klaus, 2008, Sie bauten die ersten Tempel - Das rätselhafte Heiligtum der Steinzeitjäger, Die archäologische Entdeckung am Göbekli Tepe, München
- Schmidt, Klaus, 2011, Göbekli Tepe, in The Neolithic in Turkey, Archaeology and Art Publication, Istanbul
- Schmökel, Hartmut, 1956, Das Land Sumer - die Wiederentdeckung der ersten Hochkultur der Menschheit, Stuttgart
- Schrenk, Friedemann, 2009, Vom aufrechten Gang zur Kunst - Die Entwicklung und Ausbreitung des Menschen, in Eiszeit, 2009
- Schuster, Martin, (1993) Die Psychologie der Kinderzeichnung, Berlin/...
- Schyle, Daniel, 1996, Das Epipaläolithikum und der Übergang zum Neolithikum in der Levante und in Ägypten, in Schyle/ Uerpmann, 1996
- Schyle, Daniel, 1996b, Das Epipaläolithikum und der Übergang zum Neolithikum zwischen Taurus und Hindukusch, in Schyle/ Uerpmann, 1996
- Schyle, Daniel/ Uerpmann, Hans-Peter, 1996, Das Epipaläolithikum des vorderen Orients, (2 Bde.) Teil II/ Band 2, Wiesbaden
- Segal, J. B., Mysterien der Sabier, in Bacon, 1963
- Seitz, Stefan, 1977, Die zentralafrikanischen Wildbeutekulturen, Wiesbaden
- Selz, Gebhard J., 2010, Sumerer und Akkader, Geschichte - Gesellschaft - Kultur, München
- Semendeferi, Katarina, 2001, Advances in the study of hominoid brain evolution: magnetic resonance imaging (MRI) and 3-D reconstruction, in Falk/ Gibson, 2001
- Shea, John J., 2010, Neanderthals and Early Homo sapiens in the Levant, in Garcea, 2010
- Sibisi, Harriet, 1974-2, Die Zulu in Südafrika, in Bild der Völker
- Sirocko, Frank, Hg., 2010, Wetter, Klima, Menschheitsentwicklung - von der Eiszeit bis ins 21. Jahrhundert, Darmstadt
- Spektrum der Wissenschaft, 1989, Siedlungen der Steinzeit, Heidelberg
- Steinert, Ulrike, 2012, Aspekte des Menschseins im Alten Mesopotamien - eine Studie zu Person und Identität im 2. und 1. Jt. v. Chr., Leiden/ Boston
- Stelzel, Christine, 2008, Interference processing in dual tasks - the functional role of the lateral prefrontal cortex [online HU-Berlin]
- Stern, Daniel, 1996, Die Lebenserfahrung des Säuglings, Stuttgart
- Suhrbier, Mona B., 2005, Die Welt aus Dingen: Indianische Gegenstände und der Diskurs über Natur (Amazonien), in Kienlin, 2005
- Sumer, Assur, Babylon, 1980, Sieben Jahrtausende Kunst und Kultur am Euphrat und Tigris, Ausstellungskatalog (Liebighaus Frankfurt/ Main)
- Summers, Roger, Stadt des Schwarzen Goldes, in Bacon, 1963
- Supp, Eckhard, 1994, Australiens Aborigines, Ende der Traumzeit?, Bonn

- Swanhilt Haeger, Kaja, 2005, Die Beschneidung als Initiationsritus und ihre Bedeutung für die Herausbildung männlicher Geschlechtsidentität, marokkanische Junge in der Pubertät – eine qualitative Untersuchung, Stuttgart
- Tauchmann, Kurt, 1983, Kankanaey (u. Lepanto), in Müller, 1983
- Terra X-71-Jenseits von Eden - der Jahrtausendfund, Sat1, 2012, <https://www.youtube.com/watch?v=lrFcpu3mJlc>
- Theweleit, Klaus, 1978, Männerphantasien, 2 Bd., Frankfurt
- Tobias, Phillip v., 2001, The promise and the peril in hominin brain evolution, in Falk/ Gibson, 2001
- Tomasello, Michael, 2006, Die kulturelle Entwicklung des menschlichen Denkens, Frankfurt
- Tomasello, Michael, 2011, Die Ursprünge der menschlichen Kommunikation, Frankfurt
- Tönnies, Ferdinand, (1887) 1972, Gemeinschaft und Gesellschaft - (1. Aufl. Untertitel: Kommunismus und Sozialismus als empirische Kulturformen) Grundbegriffe der reinen Soziologie, (Leipzig) Darmstadt
- Torbrügge, Walter, o. J., Europäische Vorzeit (Kunst im Bild), München
- Travis, Cheryl Brown, 2003, Ed., Evolution, Gender and Rape, Cambridge/ London
- Tschubinow, Georg, 1914, Beiträge zum psychologischen Verständnis des sibirischen Zauberers, Halle (Diss.) in Arbeiten zur Entwicklungspsychologie, Bd 1
- Turnbull, Colin, 2009, Die Pyrenäen im Kongobecken, in >Bild-2
- Uerpmann, Hans-Peter, 1996, Die Ökologie des Epi-Paläolithikums, in Schyle/ Uerpmann, 1996, Teil III.
- Uerpmann, Hans-Peter, 2007, Von Wildbeutern zu Ackerbauern – Die Neolithische Revolution der menschlichen Subsistenz, in: Mitteilungen der Gesellschaft für Urgeschichte 16, Tübingen
- Uhl, Heidemarie, 2002, „Kultur“ und/ oder „Gesellschaft“? Zur „kulturwissenschaftlichen Wende“ in den Geschichtswissenschaften, in Musner, Lutz/ Wunberg, Gotthart, Hg., Kulturwissenschaften, Forschung – Praxis – Positionen, Wien
- Unesco: 2006, Die Natur- und Kulturwunder der Welt, alle Natur- und Kulturstätten der Unesco-Welterbeliste, Gütersloh/ München
- Unger-Dreiling, Erika, 1966, Die Psychologie der Naturvölker als historische Grundlagendisziplin, Wien
- Uruk, 2013: Uruk – 5000 Jahre Megacity (Ausstellung im Vorderasiatischen Museum/ Pergamon Berlin), Begleitband
- Veit, Ulrich, 2005, Kulturelles Gedächtnis und materielle Kultur in schriftlosen Gesellschaften, in Kienlin, 2005
- Vermeersch, Pierre M., 2010, Middle and Upper Palaeolithic in the Egyptian Nile Valley, in Garcea, 2010
- Vialou, Denis, 1992, Frühzeit des Menschen, München (Universum der Kunst 37)
- Vieyra, M., 1977, Die Mythologie der Sumerer, Babylonier und Hethiter, in Grimal, 1977
- Voigt, Mary M., 2000, Çatal Höyük in Context, in Kuijt, Ian, 2000, Ed., Life in Neolithic Farming Communities, Social Organisation, Identity, and Differentiation, New York

- Wagner, Andreas, 2009, Hg., Anthropologische Aufbrüche, alttestamentliche und interdisziplinäre Zugänge zur historischen Anthropologie, Göttingen
- Wales, Nathan, 2012, Modelling Neanderthal clothing using ethnographic analogues, in *Journal of Human Evolution* 63 (2012) 781 - 795, <http://dx.doi.org/10.1016/j.jhevol.2012.08.006>
- Wallace, Alfred Russel, (1870), o. J., Beiträge zur Theorie der natürlichen Zuchtwahl, Hg. Meyer, Adolf Bernhard, Erlangen (Besold)
- Walle, van de, B., 1977, Die Mythologie der Ägypter, in Grimal, 1977
- Watkins, Trevor, 2010: 106ff, Changing People, changing Environments, in Finlayson, Bill/ Warren, Graeme, Hg., *Landscapes in Transition*, Oxford UK
- Watkins, Trevor, 2011, Opening the door, pointing the way, in *Paléorient*, vol. 37.1, CNRS ÉDITIONS 2011
- Watkins, Trevor, 2012, Household, Community and Social Landscape: Maintaining Social Memory in the early Neolithic of Southwest Asia, in Furholt, Martin/ Hinz, Martin/ Mischka, Doris, 2012, „As time goes by?“ Monumentally, *Landscapes and the Temporal Perspective*, Bonn (Kiel archaeology)
- Watts, Ian, 1999, The origin of symbolic culture, in Dunbar u. a., 1999
- Wenzel, Ulrich, 2000, Vom Ursprung zum Prozeß - zur Rekonstruktion des Aristotelischen Kausalitätsverständnisses und seiner Wandlung bis zur Neuzeit, Frankfurt
- Wesel, Uwe, (1980) 1994, Der Mythos vom Matriarchat, Über Bachofens Mutterrecht und die Stellung von Frauen in frühen Gesellschaften, Frankfurt
- Widlöcher, Daniel, 1993, Was eine Kinderzeichnung verrät, Methode und Beispiele psychoanalytischer Deutung, Frankfurt
- Widlok, Thomas, 2010, Sharing as a cultural innovation, in Benz, 2010c
- Wildgen, Wolfgang, 2013, Visuelle Semiotik. Die Entfaltung des Sichtbaren. Vom Höhlenbild bis zur modernen Stadt, Bielefeld
- Wilson, John A., 1954, Ägypten, in Frankfort/..., 1954
- Wolfradt, Uwe, 2011, Ethnologie und Psychologie, die Leipziger Schule der Völkerpsychologie, Berlin
- Wunn, Ina, 2005, Die Religion in vorgeschichtlicher Zeit, Stuttgart
- Yeşilyurt, Metin, 2014, Die wissenschaftliche Interpretation vom Göbeklitepe, die Theorie und das Forschungsprogramm, Münster
- Young, Michael W., 1974-1, Die Bewohner der Trobriand-Inseln, in *Bild der Völker*
- Zerries, Otto, 1983, Yanoama, in Müller, 1983
- Zgoll, Anette/ Lämmerhirt, Kai, 2009, Lachen und Weinen im antiken Mesopotamien, in Nitschke, August/ Stagl, Justin/ Bauer, Dieter R., 2009, Hg., *Überraschendes Lachen, gefordertes Weinen, Gefühle und Prozesse, Kulturen im Vergleich*, Wien u. a.
- Zick, Michael, 2008, Türkei - Wiege der Zivilisation, Stuttgart

Als soziologische interdisziplinäre Studie der Steinzeit wird das kognitive Werden des Homo sapiens seit vor 40.000 Jahren bis zum Beginn der Landwirtschaft neu interpretiert. Eng den empirischen Kenntnissen der Archäologie und der Entwicklungspsychologie folgend zeigt sich die Epoche als von erheblichem sozialen Wandel geprägt, bis hin zu jenen Monumenten mit markanten Pfeilern, die WildbeuterInnen im Süd-Osten der Türkei realisierten.

Der Autor ist promovierter Sozialwissenschaftler aus Berlin (www.LarsHennings.de).

Logos Verlag Berlin

ISBN 978-3-8325-4250-4